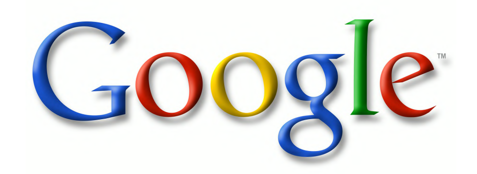
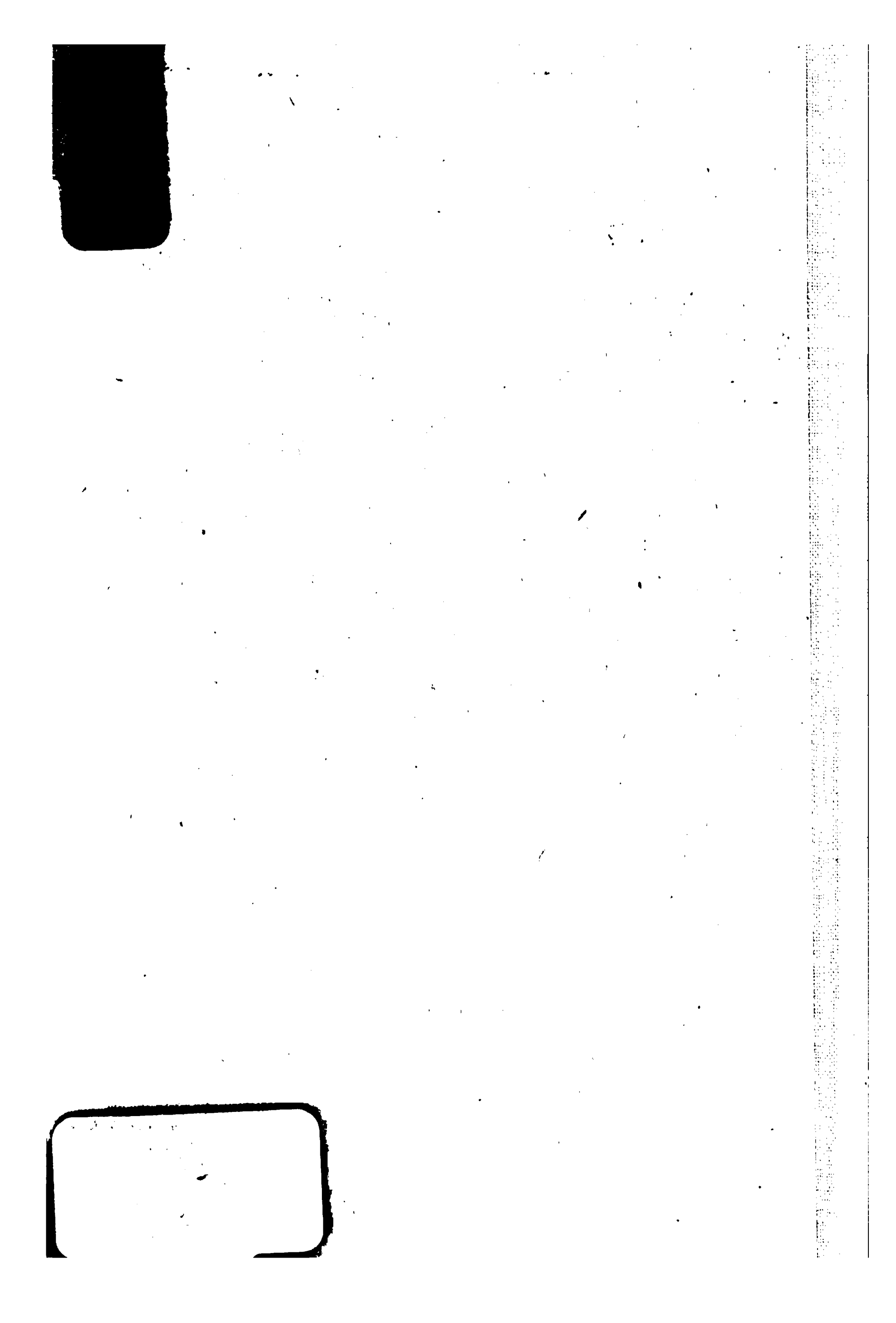
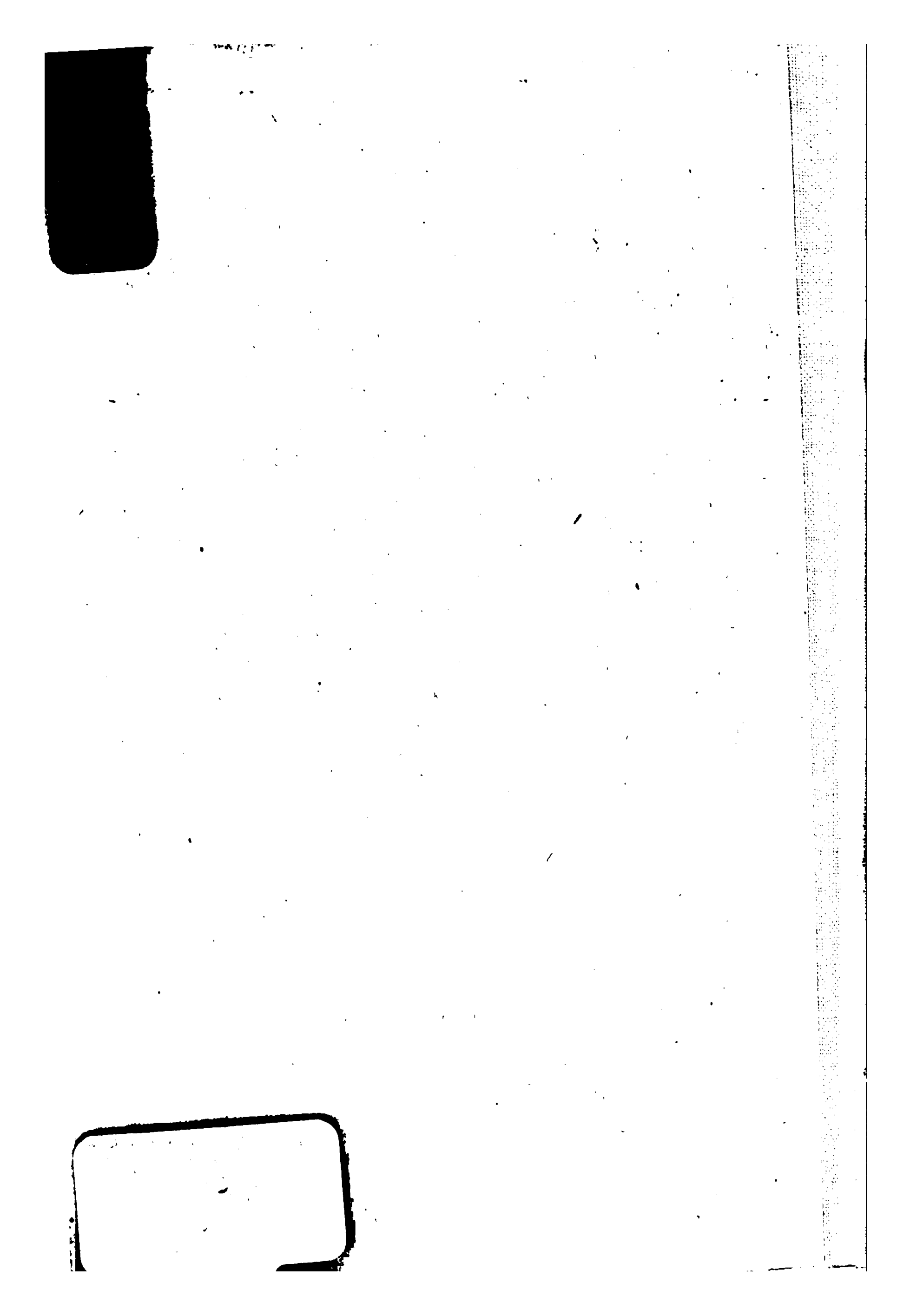




2.



Der Vollmensch.

Ein Rennfahrerroman

von

Michel Angelo Freiherr von Zois.



Dresden und Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1902.

Seinen lieben Kameraden

von der Grazer Trainierschule 1898.







Es ist Abend — matt beleuchtet eine Ampel, die an silbernen Ketten herabhängt, mit elektrischem Lichte das Zimmer, in welchem ein feiner, fast unfaßbar duftiger Rauch hängt.

Es ist eine Junggesellenwohnung, aus vier Räumen bestehend, die mit dem Geschmacke eines Mannes ausgestattet sind, dem das Beste gerade noch gut genug erscheint. Die Wände des Rauchzimmers sind mit kostbaren, sonderbaren Stoffen bekleidet, deren Töne, durch das Alter abgeblaßt, sich zu einer zarten Harmonie vereinigen, und aus welchen der Hauch der Vergangenheit emporsteigt. Altes, mattes Gold schimmert in ihnen, kleine Perlen schmücken die Umrisse der Muster, bizarre Glasflüsse in massigen, plumpen Fassungen brechen das Licht mit grünlich schimmerndem metallischem Glanz und umschlingen, zu Ketten vereinigt, indische

Idole, deren Augen Diamanten sind, und deren fratzenhafte Züge den höchsten Genuß des Nirwana oder der Yab=Yum=Stellung verkünden.

Zwischen den Stoffen sind lange, schmale Streifen freigelassen, die teils mit blauem Glas auf Goldgrund, teils mit Zeichnungen von Rops und Hokusai ausgefüllt sind, während die Decke von einem einzigen großen Stücke schweren Goldbrokates, wie er einstens in der Schleppe einer byzantinischen Kaiserin rauschte, gebildet wird.

Und überall Teppiche, am Boden, an den Fenstern, an den Wänden, dick, in feinen Accorden erstrahlend.

Sessel sind keine vorhanden, nur Anhäufungen von Stoffen und Polstern, die man da und dorthin legen kann, sich einen Sitz, ein Pfühl daraus zu bereiten.

Niedere Tischchen stehen umher, eingelegte Arbeiten aus dem Oriente, auf denen sich in Emailschalen der gelbe Tabak häuft. In ciselierten Gefäßen erheben sich stark duftende Blumen, Jasmin, Lilien, von der Decke hängt, längs der einen Wand ein Sturzbach, ein Wasserfall von weißem und farbigem Flieder bis zu dem Boden herab — und in einer Nische, die noch kostbarer geschmückt ist als das übrige Gemach, steht eine Statue.

Der Hintergrund dieser Nische ist mit Perlmutter

ausgelegt — die Ritzen zwischen den einzelnen Stücken sind mit Gold ausgefüllt, und in dem Golde sitzen dicht nebeneinander kleine blitzende Rubine und werfen rote Reflexe auf die schneeige Gestalt.

Aus Marmor erhebt sich der schlanke, schmachtende Leib — der nach Liebe ruft und sich nach Liebe sehnt — eines Weibes, des Weibes. Vor ihr steht ein Altar aus Bronze, geformt wie der Dreifuß des Lysikrates, getragen von kräftigen Gestalten, die unter der scheinbar leichten Last zusammenknicken. Denn in der Schale liegt bloß ein Herz, doch ist's das Herz des Mannes, als Opfer, von welchem Wohlgerüche emporsteigen und den Leib der steinernen Schönen, leise, stets hoffend, er werde sich beleben, kosen, wie der Wind des Abends die Felder küßt.

In einer Ecke steht ein Schreibtisch — wenigstens kann man das Gerät dafür halten; seine Füße sind eiserne Drachen, die sich um Lilienstengel winden, und die Platte verschwindet unter einem blaßvioletten Damaste aus dem Ornate eines Bischofes. Das Tintenfaß ist aus mattem Golde und ebenso auch die flache japanische Schale, in der die Haschischcigaretten ruhen. Auf einer Säule steht eine Figurine aus Bronze, eine tanzende Mänade darstellend. Ihre letzten Hüllen liegen zertreten am Boden, gleißend erhebt sich der schlanke Leib und zu ihren Füßen züngeln kleine

Flämmchen empor und werfen irrlichternden Glanz auf die biegsame Gestalt.

Fenster sind nicht sichtbar, denn Vorhänge verwehren dem Tageslichte den Eintritt in den Raum, in welchem stets elektrisches Licht glüht. Bald ist's eine Blume, die in einer Vase aufblitzt, dann die Augen eines indischen Götzen oder der Buckel eines Stahlschildes, der in einer Ecke lehnt. Immer aber ist der grelle Schein gedämpft und paßt zu den lichten Tönen, in denen das Zimmer gehalten ist.

So das Rauchzimmer — und in ähnlicher Weise erscheinen das Arbeits-, das Speise- und das Schlafzimmer ausgestattet. Ueberall Teppiche und Felle auf den Fußböden, an den Wänden wenige, aber erlesene Bilder, eingerahmt von farbigen Glasplatten, die in die Mauer eingelassen sind, und indischen Geweben; dazwischen alte Pasten, Bernsteinperlen als Zierat verwendet.

Nur herrscht im Schlafgemache orange, im Speisezimmer rot und im Studio dunkelgrün vor. Ueberall ist elektrisches Licht; im Schlafzimmer sind lange schmale hohe Spiegel angebracht. Schließlich noch ein Gelaß, das Bad; eine große Wanne aus rosigem Marmor, ein Ruhebett mit verschiedenen abnehmbaren Ueberzügen. Zuerst die Haut eines Eisbären, dann roter Sammet, dann ein weiches, glänzendes schwarzes Fell und zu unterst

eine orangefarbige Seide. Die Mauern sind mit Spiegeln, über die Draperien gezogen werden können, bekleidet, am Marmorboden Teppiche, an der Decke, an den Wänden, im Wasser sogar Glühlampen.

Der Grundton aller Räume ist ein heller, nur das Arbeitszimmer bildet darin eine dunkle Note mit seinem tiefen Grün und den Einbänden der Bücher. Die ganze moderne Litteratur ist in den Schränken vertreten, sowie alte, sonderbare Schriftsteller, deren Geist dem unsrigen verwandt ist. Aus den krausen Schnörkeln vergangener Schriftzeichen löst sich oftmals ein Etwas, ein pulsierendes, zuckendes Leben, welches uns verrät, daß unter der scheinbar glatten Oberfläche schon das Ringen und Tasten nach dem Unaussprechlichen begonnen hat und daß der Geist, der der Welt gegenüber so kühn auftrat, selbst nicht mehr von der Richtigkeit seiner Gedanken überzeugt war. Paul Verlaine stand auf diese Weise in sonderbarer Eintracht neben der Apokalypse und der Edda, Baudelaire neben Ewers und Apulejus, Horaz mit Rosetti, Maeterlink, St. Augustin, Procop von Caesarea und Huysman.

Jetzt war nur das Rauchzimmer beleuchtet und belebt; etwa zehn junge Leute saßen oder lagen in demselben. Der Rauch der Cigaretten erhob sich schwankend in blaue Schichten und vermischte sich mit den Düften des schwarzen Kaffees, des opalisierenden Absinths, der

grünen Chartreuse und des zwiespaltigen Knickebeins, die in zierlich facetierten Gläschen und Fläschchen umherstanden.

Man sprach laut, doch mit einem müden Falle der Stimme, von Arno Holzens letztem Gedichte, von Rops, Klinger, der Malerei, Plastik, von den Farben, von psychologischen Problemen und von der Liebe. Die Liebe behandelte man dabei als einen ganz angenehmen Sinnenkitzel, als eine prächtige Gelegenheit, an diesem dummen Tiere, Frau geheißen, Studien zu machen, und der Kehrreim aller Reden war, daß das Weib ein minderes Geschöpf, ein Wesen, das man als Luxusgegenstand und Vergnügungsartikel wohl brauchen könne, das aber sonst für nichts gut sei.

„Sie haben absolut kein Taktgefühl,“ meinte einer, „wir Männer empfinden Sachen, die den Frauen stets ein Buch mit sieben Siegeln sein werden, und nichts ist komischer als ein Weib, das Gemüt zu haben vorgiebt. Mit mathematischer Genauigkeit fällt sie dir in das Haus, wenn du sie am wenigsten brauchen kannst. Du empfängst sie, deine unangenehme Ueberraschung so gut als möglich verbergend. Sie merkt wohl, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei, doch nie wird sie auf den Gedanken kommen, daß sie das Ueberflüssige ist. Ja sie versucht in ihrer Dummheit, anstatt schleunigst weiter zu wandern, dich zu unterhalten, wird zärtlich — man

reagiert nicht darauf, und nun geht das Geheule los, bis man sie vor die Thüre setzt, wo sie dann über die Roheit und Hartherzigkeit der Männer jammert."

„Und wem," frug erregt ein anderer, „wem verdanken wir diese ganze Bescherung? Nur unseren teuren Voreltern, die das Weib auf der einen Seite mißachteten, um es auf der anderen Seite in den Himmel zu erheben! Wie möchten denn unsere Köpfe aussehen, wenn durch Generationen hindurch systematisch atavistische Gehirndämmerung gezüchtet worden wäre, und jede Frau sich verpflichtet gefühlt hätte, die körperlichen Reize unserer Ahnen hoch zu preisen — etwas von Männerwürde und Sittsamkeit zu faseln — und dabei Verführungsversuche zu unternehmen? Ich denke, wir wären kein Haar besser, ebenso eitel, ungebildet, auf Tand erpicht und des Genusses der feineren Nervenempfindungen bar."

„Eines hast du vergessen, süßer Knabe," meinte ein Dritter, „was dem Lebewesen, Frau geheißen, das schlechteste Zeugnis ausstellt und was du nicht leugnen kannst. Auf was lief die Erziehung des jungen Mädchens seiner Zeit hinaus? Aus ihr mit Geschick und Grazie ein Tier der Wollust zu machen — denn man erklärte die Frau als ein speziell für die Liebe geschaffenes Wesen, das zur platonischen weniger geeignet ist, als zur physischen. Man könnte also glauben,

in dem Laufe der Jahrhunderte hätte sich das Wissen in Sachen Liebe schon durch mündliche Ueberlieferung bei den Frauen bedeutend vertiefen müssen — na und ihr wißt ja alle, daß wir nicht einen Schritt weiter sind, als die alten Indier lange vor Christus Geburt es waren, daß sogar manches, was die Kamasutra bezeugt, verloren ging. Doch lassen wir nun das Thema Frau."

Bravo! — Bravo!! und nur eine Stimme sagte: „Kinder — darauf zurückkommen muß man immer!" Alles drehte sich nach dem Sprecher um.. — „Aber wie ihr wollt! Habt ihr schon das neue Bild von Jan Torop gesehen?"

Einer zuckte mit der Achsel —: „Ach Jan — symbolistischer Quatsch, keine Nerven darinnen — nichts als Quallen und Algen — kein Aufschrei aus der Menschenseele — ein langsames Hinsumpfen in dämmrigen Gedanken, wie ein modriger Brei zur Sommerzeit an heißem Strande dünstet."

„Psychologischen Feinheiten nachspüren — das ist die Wahrheit — kennt ja die buveuse d'absinthe von Rops, — das sind Augen — die erzählen was sie selber nicht wissen. Schon lange sahen sie nicht mehr den glorreichen Sonnenaufgang über die Wälder emporfluten — ihr bricht der Morgen erst dann an, wenn sie im Laster ihre zerrütteten Nerven zu einem schrillen Mißton der Ekstase emporpeitscht." —

„Und dein Bild — was macht es?“

„Weiß ich's? Kann der schaffende Geist beurteilen, was seine Werkzeuge verrichten? Unzählige Studien schuf ich bereits, keine kann mich befriedigen.“

„Da geht es dir, wie mir mit meiner Schamhaftigkeit — in der rechten Schulter hab' ich es schon, aber die Hände — wo find' ich schmale, lange, keusche Hände, die von Kämpfen mit sich selbst, mit der Versuchung erzählen? In grausig schönen Nächten habe ich diese Hände gesehen — es müssen Hände einer Toten gewesen sein, transcendentale Grüße, die ich mich vergeblich mühe zu erhaschen. Doch es muß mir gelingen, denn ich will, und sollte ich Jahre lang auf die Inspiration warten.“

„Ja dein Wollen ist hoch.“ —

„Paul Verlaines Gedichte wird das nächste sein, das mich zu einem neuen Werke begeistert — weißt du: les sanglots longs des violons! Wie eine Wehklage dringt es in meine Seele. Ich glaube, ich werde ein am Waldesrand zusammengebrochenes Mädchen machen — von der Ferne trägt der Herbstwind das Lied herbei — ein nie gefühltes Empfinden erwürgt sie, ihre Augen füllen sich mit Thränen, mit dem Seufzer eines gehetzten Tieres sinkt sie am Baumstamme nieder und weint — — aus der Ferne schluchzt die Geige — les sanglots longs des violons!“

„Ja, ein sehr schönes Lied. Paul Verlaine ist einer der wenigen französischen Dichter — neben oder über ihm steht Baudelaire. Ueber den zu sprechen, hieße Eulen nach Athen tragen.“

„Aber er hat auch seine Fehler.“

„Kein Mensch ist vollkommen — da hast du Recht. Aber wie er zart und subtil ist — kaum faßbar, und ich bewundere Felicien Rops am meisten als unbewußten Illustrator von Baudelaire's Werken. Er ist ein verwandter Geist, seine Frauen sind Gestalten aus den fleurs du mal.“

„Woher er nur seine Modelle hatte, diese Weiber mit den herrlichen Formen und dem perversen Lächeln?“

„Richtig, Heini, — was ist's mit Ada?“

Heini, ein großer, schlanker, blonder Jüngling, stand lässig auf und dehnte sich: „Nichts!“

„Nichts?! Ich sah dich doch gestern mit ihr eingehängt gehen!“

„Ach! Nichts! eine rotblonde Bestie, wie alle es sind.“

Auf den müden Gesichtern der Gäste zeigte sich eine Spur von Neugierde. — „Doch nicht die Ada vom X-Theater?“

„Natürlich,“ antwortete Heini und zündete sich gelassen eine Cigarette an.

Ein kurzes Schweigen herrschte in dem Gemache, dann sagte einer: „Na weißt du, Heini, du bist uns mit dei-

nem Phlegma doch noch bedeutend über. Erzähle doch, Barbar, denn ich sehe es allen an, daß sie vor Begierde, dein Abenteuer mit der schönen Ada zu hören, vergehen."

„Ihr seid wohl noch jung, Kinder, daß euch sowas interessieren kann — ich hab' es schon bis da her! Wenn ihr es durchaus wissen wollt!" —

„Ich traf sie nach dem Theater, wo sie in einem scheußlichen Kostüme aufgetreten war, und lud sie zu einem Souper. Ihr Appetit war hervorragend. Dann brachte ich sie her. Offen gestanden, ich freute mich, als sich das Hausthor hinter uns schloß, denn die Farbenzusammenstellung von ihrem roten Haare und dem blauen Kleide irritierte mich, so daß ich mich darnach sehnte, es ihr auszuziehen. Sie ist schön — — sehr schön. Ich löste ihr das schwere, seidenweiche Haar, ich atmete den Duft, der ihrem geöffneten Korsette entströmte, ein berauschender Hauch von warmem Fleische, diskretem Parfum, seidener Wäsche, und schließlich lag sie, eine schaumgeborene Aphrodite, in dem Scheine der roten Glühlampen auf dem Bärenfell in dem Badezimmer. Ich war entzückt, eine solche Harmonie der grazilsten und dabei vollen Formen ist kaum erdenklich, und betrachtete lange die schlangenhafte, ropsisch dämonische Gestalt, schweigend. In ihren feuchten Augen schimmerte ein perverses Feuer, ihre Arme schienen mir saugende Schlangen und indem sie mir zulächelte, glitt ein

grausamer, harter und neugieriger Zug über ihr Kindergesicht."

Heini schwieg.

Die Erregung des Erzählens hatte seine blassen Züge belebt, seine Hände, auf denen die blauen Adern hervortraten, zitterten, als er eine neue Cigarette anzündete und sich ein frisches Glas Absinth einschenkte.

Die anderen blickten ihn erwartungsvoll an — doch er schwieg.

„Und dann? Weiter, Heini!"

„Was dann?" er schien aus einem Traume aufzuwachen — „was dann?" sprach er bitter lächelnd — „Die alte Geschichte von der Enttäuschung und der blonden Bestie. Ich sah mich schon fast an dem Ziele meiner Wünsche, ich dachte ungeahnte Sensationen in ihrer Umschlingung zu finden, ein raffiniertes, ein Etwas, das einen die schmutzige Geschichte vergessen läßt, einen Tonfall, der entzückt, ein Wort, das liebevoll ausgesprochen eine Regeneration der Seele auslöst, zarte schweigende Küsse, Liebkosungen, bei denen das Wie mehr wert ist als das Was — denn von ihrem Körper ging es aus wie ein Schimmer von schlummernden Freuden, eine Morgenröte des Leibes. Bis sie meine stumme Betrachtung mit den canaillemäßig gesprochenen Worten: ‚Schatzi, gefall ich dir?' unterbrach. Und dabei eine odiose Handbewegung, eine Kopfwendung!"

Wieder schwieg Heini — bis einer fragte: — „Und dann?"

Verwundert sah Heini ihn an: „Dann habe ich ihr selbstverständlich sofort ihr Geld hingelegt und sie heimgeschickt. Ich werde doch nicht ein Wesen bei mir über die Nacht behalten, das in seelischer Beziehung auf dieselbe Stufe zu stellen ist, wie deine Dogge, Max. Hoffentlich beleidige ich den Hund nicht zu sehr."

Die anderen lachten — dann sagte Max: „Weißt du, das ist eigentlich ein schneidiges Stückchen; dir glaube ich es; doch keiner von uns, so ästhetisch er auch sei, wird es dir sobald nachmachen. Wir sind ja die reinen Wüstlinge im Vergleiche zu dir; denn wir sind exquisiten Genüssen geneigt, selbst wenn sie nicht ganz den Anforderungen entsprechen, die wir an sie zu stellen gedachten. Wie verhielt sich denn Ada zu dieser Absage?"

„Ich glaube, du willst mich interviewen? Bist du am Ende Tintenkuli geworden und nur ein Abgesandter jener Böotier da draußen, jener Philister, die dämmernd Tag für Tag verrinnen lassen und die zufrieden sind, wenn das Essen gut, der Schlaf gesund ist, die Geschäfte gehen und in der Zeitung Moritaten stehen, bei deren Lektüre es sich angenehm gruseln läßt! Sage lieber, wie es deinem orgiastischen Epos geht? Bist du glücklich über die Klippe der ersten Nacht hinaus?"

Da klingelte leise unter einer verhüllenden Decke eine Glocke. „Ach, das Mittagsessen ist bereit — kommt!“

Aus hohen schlanken Vasen nickten purpurn glühende Blumen, Jasmin und Veilchen lagen auf dem Tische und wie Rubin glänzte der Wein in den flachen Schalen.

Man war am Ende des Mahles, die Uhr zeigte vier Uhr früh, die bleichen abgespannten Gesichter hatten sich unter dem Einflusse des Weines, der Cigarren und der Gespräche belebt. „Von allen Weisheiten, die uns die Vorwelt überliefert hat,“ pflegte Heini zu sagen, „ist der Satz, daß der Mensch ein geselliges Tier sei, eine der besten und wahrsten, so weit man nämlich von Wahrheit reden kann — und ferner ist es eine seit alther feststehende Thatsache, daß geistige Getränke Zungenlöser sind. Setze einmal unseren Fredi einem Bilde gegenüber; er wird stumm sein, wie ein Klostermädchen, das vor dem gestrengen Herrn Katecheten steht und auf seine Frage keine Antwort weiß. Gieb ihm dann nach einigen Tagen die richtige Dosis Alkohol und er redet über das Gemälde in Worten, die farbiger sind, als die Palette des Malers. Ebenso ist's mit dem kleinen Doktor, dem schönen Hans, dem Rudi, dem Ernst, mit allen, und selbst mit mir — wie rasch fliegen die Gedanken, wie durchdringend ist mein Geist und wie sicher meine Hand, wenn der Wein durch meine Adern kreist! Wie spiel' ich da mit Welten

Fangball — prächtige Gestalten erstehen in mir, die nicht nur ich wahrnehme, sondern die ich auch den anderen mit Griffel und Wort sichtbar machen kann. Wortklänge bilden sich von selbst — und ich dringe tiefer in die menschliche Seele, in das Irren, Ringen und Streben derselben, als sonst. Siehst du, Max, meine Nerven klingen nur mehr bei starken Reizungen, bei ganz neuen Sensationen und sind dabei doch für unangenehme Kleinigkeiten mehr als empfänglich. Ein Mißton verstimmt mich auf Stunden hinaus — ein Genuß erfreut mich nur wenige Minuten. Wenn der Wein auf mich einwirkt, dann verschwindet die Unannehmlichkeit des Lebenmüssens in dem Klingen der Gläser, dem Blinken der blutroten Perlen, und während ich in einem Meere von funkelnden Träumen ruhe, dringt der Lärm des Alltags nicht mehr in meine heiteren Höhen."

Unterdessen verfocht Rudi am unteren Ende des Tisches mit Begeisterung die These: Ehe ist nur privilegierte Notzucht; Fredi erzählte, wie er in die Totenhalle Eindrücke sammeln gegangen war, um ein Liedchen auf den Tod zu dichten, und der kleine Doktor hatte in einem orientalischen Buche neue Perversitäten entdeckt, die er nun zum besten gab.

Ueberhaupt der Orient — Indien insbesondere — das Land der fabelhaftesten Phantastereien, der Götter mit unzähligen Armen, der Fakire, der Tempel, deren

Schätze hinreichten, alle Rothschilds auszukaufen, mit Bajaderen, Schlangen, rotem Golde, Tigerfellen; ein Land, gleißend, schuppig, ciseliert, wie es kein zweites mehr gebe.

Einer wagte an Japan zu erinnern — der kleine Doktor schrie nur vor Empörung auf; die Litteratur, Kunst, die Wissenschaft Indiens wurden in das Treffen geführt, Schopenhauer, Kant, Nietzsche, Con-fut-se tangiert, — mit den abstraktesten Geistern auf der höchsten Stufe der Spekulation Smollis getrunken. Dann kamen Paul Scherbarts blaue Löwen daran, persische Teppichmuster, Theophrastus Paracelsus, Verhaeren, Parzival, Altenberg. Ueberall wußte Heini ein Wort einzuflechten, manchmal bizarr köstlich, wie der Schmuck eines barbarischen Feldherrn der byzantinischen Zeit, dann wieder scharfgeschliffen, wie das Lächeln einer schönen Frau. Und nachdem er einige Minuten der Mittelpunkt eines Streites um die Malweise Strassers gewesen war, wandte er sich wieder Max, dem dicken Max, wie man ihn nannte, zu.

„So etwas ist wunderbar,“ meinte er, „gleichsam ein Bad, eine Verjüngung des Geistes, — alle Sinne müssen konzentriert sein, um all den herausstürmenden Gedanken gerecht werden zu können — stets kommt Neues zur Sprache, man erfährt spielend, wo noch eine Lücke im Wissen ist, und das kaleidoskopartig wechselnde

der Gespräche erfreut das seelische Auge. Es ist mir, als säße ich in einem Theater, nur sind es hier nicht Personen, sondern Gedanken, die auftreten — einen Augenblick beherrschen sie die Situation, dann verschwinden sie langsam, und auf einmal haben sie den Gnadenstoß. Es ist förmlich eine Tragödie, nein, eine Schlacht, bei der es nur Tote und keine Verwundeten giebt.“

„Das ist wahr, Heini — und ich bewundere oft im stillen deine Kenntnisse. Du hast alles gelesen, alles gesehen; und was dir einer bleibenden Erinnerung wert schien, hast du gezeichnet oder gemalt; alles hast du versucht, und nachdem dein Hirn eine Schatzkammer geworden ist, frage ich mich oft, was du damit beginnen wirst. Du kannst werden, was du willst — wenn deine Nerven dir keinen Strich durch die Rechnung machen. Schon jetzt ist dein Schlaf eine immaginäre Größe; wenn einer mit der Gabel über den Teller kratzt, weinst du; und ich weiß nicht, ob du, der Mann mit den Millionen und dem Geiste, dessen Wert unschätzbar ist, nicht einen Taglöhner beneiden mußt. Schon lange wollte ich dich als Freund und als Arzt warnen, dieses Leben fortzusetzen, denn ich kann dir sagen — in zwei Jahren bist du entweder im Irrenhause oder hast selber das Amen gesprochen.“

Müde lächelnd streichelte Heini seinen Schnurrbart:

„Selbstmord — ein Wort abgrundtief, bald schwarz, bald rosig, eine Perle, ein Nichts — Vernichtung — Erlösung. Selbstmord ist Feigheit, lehrt die Bibel, Seneca pries ihn und überdies“ — hier streifte er mit dem Finger die Asche seiner Cigarette ab — „habe ich nach deinen Worten noch Zeit darüber nachzudenken. Denn zwischen Absinth und Chartreuse läßt sich eine solche Sache doch nicht behandeln. Im allgemeinen stehe ich der Sache eher sympathisch gegenüber — man weiß dann wenigstens, wie es später ist, und hat zum Abschlusse des Mummenschanzes noch eine kleine neue Empfindung — wie ein Soldat, der in die Schlacht geht, denke ich. Da produziert sich Gustav wieder als Schreibmedium — sehr interessant.“

Langsam hatte sich das Feuer gelegt, man hatte kleinere Gruppen gebildet, die zusammensitzend Portwein tranken und Dinge besprachen, die nur für den engeren Kreis von Wichtigkeit waren. Dann rüstete man zum Aufbruche. „Es ist höchste Zeit schlafen zu gehen,“ sagte Fredi, Heini die Hand reichend, „acht Uhr früh — da ist die Sonne schon lang oben.“

„Schadet nichts! Ihr kommt doch abends wieder? Frühstücke wie gewöhnlich, wenn die Gasflammen angezündet werden. Ihr Glücklichen geht schlafen, — wenn ich das könnte — ich nehme mir den du Prel und studiere wieder einmal Hypnotismus. Oder leistet

mir einer Gesellschaft? Keiner? Dann gute Nacht! Träumet süß von blonden Bestien!“

* *

*

Heini von Stein war eine Waise. Kurz nach Heinis Geburt hatte sein Vater den militärischen Dienst quittiert, um ganz seinen antiquarischen Leidenschaften leben zu können. Als letzter Sproß einer alten Adelsfamilie war er reich begütert und hatte sein Vermögen bei seiner Liebesheirat mit der Tochter eines Rehders noch vermehrt, so daß er den ersten gelegenen Vorwand ergriff, um den bunten Rock los zu werden, in den ihn weniger Ueberzeugung, als jugendlicher Uebermut gelockt hatte.

Die Geburt eines Sohnes bot den Anlaß, daß er sich mit seiner Gattin auf eines seiner Güter zurückzog, welches in der Nähe der Stadt gelegen war. Dort lebte das Paar ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen, indem er seine Sammlung vermehrte und sie der Malerei oblag.

Hier wuchs auch Heini auf. — Wenn er die Augen schloß, so stieg die Woge der Erinnerung in ihm auf — er sah sich selbst als Knaben wieder und lebte nochmals die ersten Jahre seiner Kindheit.

Er sah das alte, graue Schloß mit der Zugbrücke,

den langen hallenden Gängen, den Epheu, der die Mauern und Zinnen überwucherte; er blickte in die Hauskapelle mit den gotischen, farbigen Fenstern, — schlich auf den Fußspitzen durch die Säle, von deren Wänden die Bilder derer von Stein ernst und starr herabschauten, bis er in die Gemächer kam, in denen die Sammlung seines Vaters geordnet stand. Er kannte jedes bedeutsamere Stück — hier im Kasten am Fenster das keltische Schwert, dort ein ganzer Schrank voll Bernsteinperlen, die rötlich auf dem mattweißen Anstriche schimmerten, in jener Lade die byzantinischen Pasten aus dem Grabe eines avarischen Fürsten. Da kam sein Vater, ein ernster Mann mit hoher Denkerstirne, nahm ihn an der Hand und zeigte ihm Einzelnes. Manchmal nahm er sogar das eine oder andere aus dem Behältnis, ihm Schönheiten und besondere Merkmale weisend, erzählte ihm, von wo dies und jenes stamme und die sichere oder mutmaßliche Geschichte des Stückes. Oftmals saß in späteren Jahren der Knabe allein im Dämmerscheine des heranbrechenden Abends in diesen Zimmern; und in den Glast der untergehenden Sonne starrend, spann er an ein Wehrgehänge, an einen vergoldeten Sporn einen nebelhaften Traum weiter, bis sich Finsternis in das Gelaß, aus dem nur mehr ein einzelner Goldreif, ein weißer Knochen, eine Metallspange aufleuchtete, senkte und er in seinen

fiebernden Pulsen das dröhnende Heranbrausen der hunnischen Horden zu hören vermeinte.

Anfangs war es nicht so gewesen. Da hatten die blinkenden Kleinodien, die morschen Bruchstücke einer längst vergangenen Zeit ihn geängstigt. Doch als er in seinem elften Lebensjahre stand, waren sie ihm vertraute Freunde geworden, die er den seltenen Besuchen gleichalteriger Knaben bedeutend vorzog. Er stand hilflos unter diesen, ihr lärmendes Wesen stieß ihn ab, ihr Geschrei verletzte ihn, und bald flüchtete er in einen ruhigen Winkel des Schlosses und seufzte froh auf, wenn der letzte der Knaben verschwunden war.

Dann zog es ihn zu Mama, Mama, die er liebte und verehrte wie die Jungfrau Maria, von welcher der Herr Pfarrer so schön erzählte, und die so innig und gut auf ihn niederblickte, wenn er in der Kirche vor ihrem Altar seine Andacht verrichtete. Gewiß war Mama eine Heilige — so schlank, blaß und ruhig — Und die schönen Bilder, die sie malte! Wehmutvolle, liebliche Träume einer reinen, sanften Seele entstanden unter ihrem Pinsel, und er konnte sie sich kaum ohne das Skizzenbuch denken, in welches sie bald ein Haus, bald einen Baum oder ein Bauernkind zeichnete. Mit weicher, voller Stimme, die ihm wie ferner Orgelklang dünkte, erzählte sie ihm manchmal Märchen — doch dieselben weckten seine jugendlichen Empfindungen nicht

so sehr, als die eigenen Phantastereien. Er sah ihr gerne zu, wenn sie malte; regungslos saß er neben ihrer Staffelei, schweigend das Spiel der Finger verfolgend, und betrachtete staunend, wie sich die weiße Leinwand mit duftigen Gestalten belebte.

In dem Schlosse war natürlich auch eine große Bibliothek, in der sich alle Wissenschaften und Künste vertreten fanden. Sie war nie abgesperrt, und so kam es, daß Heini, kaum daß er lesen konnte, in derselben herumzustöbern begann. Eine illustrierte Weltgeschichte fiel ihm zuerst in die Hände; und mit klopfendem Herzen las er das, was ihm sein Vater zum Teil schon erzählt hatte. Und nachdem er dies Buch genossen, wandte er sich anderen Werken zu, die er nun regel- und wahllos verschlang, wie sie ihm eben in die Hände fielen. Denn es war niemand da, der seine Lektüre beaufsichtigt hätte. Sein Vater ging seiner Leidenschaft nach und forschte nach Altertümern, seine Mutter malte, und der Hofmeister, den er hatte, leierte gedankenlos die Unterrichtsstunden herunter, um dann selber thun zu können, was er wollte.

Es war für alle Teile so beruhigend — wenn man fragte: „Wo ist Heini?“ — antworten zu können: „Der sitzt in einem Winkel und liest“ — und während vor seinen Kinderaugen märchenhaft schöne, tapfere und starke Gestalten vorüberzogen, denen er mit glühenden

Blicken nachsah — kam vielleicht Mama und legte im Vorübergehen die schlanke Hand auf seine Locken und fragte: „Nun, Heini, gefällt dir das Buch? Sei nur hübsch brav und störe Papa nicht, er arbeitet.“ Dann schwebte sie den langen hallenden Gang hinab, ihrem Atelier zu, und Heini vergrub sich von neuem in seine Gedankenwelt, bis die Fechtstunde, der Reitunterricht oder eine andere körperliche Bewegung ihn von seinem Platze losriß. Denn Heinis Vater ging von der Ansicht aus, daß der schmächtige Körper seines Jungen durch Sport gestählt werden müsse, und hatte daher für jeden Tag der Woche eine bestimmte Uebung festgesetzt, die mindestens eine Stunde hindurch betrieben werden mußte. Er hatte leichte Säbel für seinen Sohn machen lassen und lehrte ihn selber die Klinge führen, während ein alter Bereiter ihn mit den Geheimnissen des Pferdewesens vertraut machte. Das meiste Vergnügen bereitete dem Kleinen das Fechten, denn da fühlte er sich in jene vergangene Zeit zurückversetzt, die er mit dem Schimmer der Romantik bekleidete. Das dünne Eisen verwandelte sich in ein mächtiges Schwert, die Maske in einen Helm, das Plastron in einen Harnisch, und er focht mit Begeisterung und großem Geschicke als tapfrer Ritter für die schöne Prinzessin gegen den gewaltigen Riesen, der sie bewachte.

Das Reiten behagte ihm weniger. Nicht als ob es

ihm Schwierigkeiten bereitet oder das Tier ihm Furcht eingeflößt hätte; einmal befragt, warum er so ungerne zum Reitunterricht ginge, antwortete er, das Pferd gehe ihm zu langsam, und als sein Vater meinte, er sähe doch, daß er zu Pferde schneller das Ende der Allee, die zum Schlosse führte, erreiche als zu Fuß; antwortete er: „Und nun denke ich mir, daß ich bei der großen Linde stehe und bin schon dort, während Franz erst noch sattelt."

Dann war der Wald — sein Wald mit den hohen rauschenden Tannen, dem stillen Weiher, der gleich einem düsteren Auge regungslos gen Himmel blickte, den rauschenden Quellen, dem Wasserfalle und den geborstenen stillen Statuen, die anzeigten, daß einstmals hier ein großer gepflegter Garten gewesen. Stunden und Stunden konnte er am Rande des Waldes liegen und träumerisch das Dahinziehen der Wolken verfolgen, dem Bache zuhören, wie er rauschte. — Und wie schön war es erst, als er Ossian gelesen?! Nächtlicherweile trieb es ihn hinaus, aus dem Bette, in den Mondenschein. Da stand er über dem tosenden Gischte des Falles auf dem Felsen, umweht von dem geheimnisvollen Brausen der Herbststürme. Der Wind peitschte die Wolken über die matte Scheibe des Mondes, von den feuchten Wiesen erhob sich wallender weißer Nebel, strich durch das Erlengebüsch und zerflatterte in den

Aesten des Gestrüppes. Donnernd schoß der Strahl neben ihm in die Tiefe, aus der perlender Dampf zu ihm emporstieg, und der ragende Fels bebte in seinen Grundfesten. Er stand barhäuptig, die Locken klebten an seiner Stirne und in fiebernder Begeisterung sang er die Verse Ossians in die Nacht. Er sah die Schatten Fingals, hörte die Klagen um die erschlagenen Helden, und eine erhabene, schaudernde Ehrfurcht vor dem Schönen erfüllte ihn, daß er schluchzend in die Kniee sank.

Dann gab es eine Wiese, einsam in dichten Tann gebettet, von Sonnenlicht durchflutet. Es war ganz stille um ihn, wenn er sinnend mit einem Buche dort ruhte — nur die Stimme der Natur war zu hören. Er verstand sie nicht, doch er fühlte sie in dem Summen der Bienen, dem Wehen des Windes, dem Sange der Vögel, daß er am liebsten jubelnd in die weite Welt hinausgestürmt wäre, sie an die klopfende Brust zu drücken, lachend und weinend in unverstandenem Entzücken, in einem Rausche von Wonne und Jugendkraft.

Die Speisestunden. Mama saß an der Spitze des Tisches, Papa neben ihr, dann Heini und der Hofmeister. Fast stets wurde nur von Kunst gesprochen, Papa zeigte seine neuesten Erwerbungen, der Hofmeister besprach Bücher, Mama Malerei. Hernach spielte sie manchmal Klavier, während die Herren rauchten, und

Heini blätterte ihr die Noten um, bloß um ihren Händen zusehen zu dürfen. Am schönsten aber war es, wenn am Abend der Hofmeister in der Halle etwas vorlas und Heini ganz am Kamin sitzen durfte. Im ungewissen Scheine des Feuers flammte bald da bald dort an der Wand eine seltsame Waffe auf, um wieder in das Dunkel zu versinken — dann huschte das rötliche Licht auf den Tisch und brach sich in dem alten Tande, der auf demselben stand. Durch den Saal schwebte der Geruch der Cigaretten — Heini lehnte sich an das Knie der Mutter, — sie strich ihm durch das Haar — und die volle Stimme des Vorlesers schlug an sein Ohr, wie aus einem Traume.

Diese Jahre seiner Kindheit hatten in Heini den Eindruck von etwas Weichem, lieblich Schummerigen hinterlassen, der ihm wie ein Lied aus unvordenklichen Zeiten klang. Es hatte etwas Dämmerndes, Warmes und dabei unendlich Zartes, in welchem die Stunde gleichmäßig, wesenlos verrinnt, wo man weder an ein Gestern, noch an ein Morgen denkt, sondern bloß in einer unbestimmten Sehnsucht dahinschreitet. Ereignisse gab es für ihn keine; so viel er auch las, er wußte nichts von dem, was draußen die Welt bewegte — und seine einstigen Kameraden waren einer nach dem anderen, ohne daß er es auch nur merkte, ausgeblieben.

Er war ihnen zu ernst — und er wuchs heran,

ein neuer Parzival. Sein geistiger Verkehr mit seinen Eltern wurde mit den zunehmenden Jahren ein immer regerer. Oftmals frug ihn nun sein Vater, was er eben lese, besprach mit ihm das Werk, zeigte ihm die etwa darin verborgenen Schätze, und ähnlich handelte seine Mutter. Sein Sinn für zarte Farbenstimmungen wurde geweckt, er begann zu malen, und, wenn auch nur im Geheimen, zu dichten. Er kleidete seinen rastlosen Wissensdrang in Strophen, er besang, wie so viele vor ihm, Himmel, Sonne, Mond und Sterne, den Wald, Stücke der väterlichen Sammlung, Bilder seiner Mutter; und all dies war ihm wichtiger, erfüllte sein Leben weit mehr, als das sogenannte Studium mit den jährlich wiederkehrenden Prüfungen. Er lernte leicht und wußte bei den Prüfungen die Professoren durch seine merkwürdigen Kenntnisse zu verblüffen, obwohl sein Hofmeister ihm fast nur Anleitungen zum Selbststudium gab, ihm die Bücher zeigend, die er noch zu lesen habe. Trotz seines Fleißes war Heini kein Bücherwurm oder eines jener Geschöpfe, die man so oft die Schulen besuchen sieht, die kurzsichtig, schmalbrüstig sind, deren gelbliche Gesichtsfarbe, deren hagere Hände von den vielen, in der Luft der Zimmer beim Scheine der Lampe zugebrachten Stunden erzählen, und die mit fünfzehn Jahren der Welt als Pessimisten gegenüberstehen. Er war groß, schlank, kräftig gebaut,

alles mit frohem, künstlerischem Auge sehend. Ein Ast konnte ihn entzücken — und wenn seine Heiterkeit sich auch nicht lärmend offenbarte, so war er doch innerlich fröhlich und konnte zuweilen von übermütigem Frohsinne sein. Dann tollte er wie ein Wirbelwind in dem alten Gemäuer, in dem Walde, und man ließ ihn, wenn er auch die vornehme Ruhe des Hausstandes störte, lächelnd gewähren. Er war in allen körperlichen Künsten wohl erfahren, trotzte den Unbilden des Wetters; sein Geist war scharf, durchdringend, und er selbst nicht bloß selbständig denkend, sondern auch handelnd. Sein Glück schien für lange Zeiten festzustehen.

Bis der Tag herankam. Er hatte erst vor kurzem das sechzehnte Lebensjahr erreicht, als rasch hintereinander seine Eltern starben. Das war eine Zeit ganz grau und düster, und es war ihm, als hätte er einen langen, bösen Traum gehabt, aus dem er in der Großstadt erwachte — und es war ihm, als hätte er ein unbeschreibliches Etwas verloren — als sei ein Punkt in seiner Seele, der kalt und starr geworden wäre.

Da er keine Verwandten hatte, war ihm ein Advokat als Vormund bestimmt worden, der ihn zu einem Professor gab und sich nicht weiter um ihn kümmerte, als daß er monatlich zahlte und ihm sein Taschengeld zusandte. Er war seinem Millionenvermögen entsprechend untergebracht worden; er bewohnte drei

Zimmer, die auf einen großen Garten sich öffneten, aus dem im Frühjahre der Duft des Flieders und des Jasmin von den warmen Winden zu ihm emporgetragen wurde. — Der Professor, ein alter, wohlwollender Herr, und seine rundliche Gattin zogen die Aussicht auf die Straße vor und ließen ihm vollkommene Freiheit des Handelns, besonders da er nicht öffentlich studierte und nur zu gewissen Stunden die Schule mehr freiwillig als hierzu verpflichtet besuchte.

Einige Wochen lebte er in dem Taumel des Großstadtlebens, von Ausstellung zu Ausstellung, von Ort zu Ort eilend, schauend und erwägend; — dann ergriff ihn eine mächtige Sehnsucht nach seinen Büchern und er ließ sich seine Bibliothek nachschicken.

Bis nun hatte der Professor ihn nur mit dem Interesse betrachtet, das man einem Wesen entgegenbringt, das die Einnahmen des Haushaltes verdoppelt oder verdreifacht, und sein Urteil über Heini hätte ungefähr so gelautet: „Ein Nabob von siebzehn Jahren, der aussieht und handelt wie ein Zweiundzwanzigjähriger; schöner Junge, Lump wie es scheint, da er fast täglich abends ausbleibt; Talent muß er, aus seinen Zeugnissen zu schließen, haben, vom Fleiße merkt man allerdings gar nichts. — Im übrigen .....!“ Doch als die Kisten ankamen und die Bücher, von Heini persönlich

geordnet, das eine Zimmer ganz ausfüllten und er einmal in dem mit Randglossen versehenen Kataloge geblättert hatte, als er sah, wie und was Heini las, und einen Abend mit ihm in Gesprächen verbracht hatte, schloß er dauernde Freundschaft mit ihm. Ganz erhitzt kam er spät nach Mitternacht zu seiner Frau zurück und erzählte ihr im Scheine der kleinen Lampe, die auf dem Studiertische stand: „Du, Alte, der Heini, das ist ein Kerl! Ich habe doch schon einige Jungens kennen gelernt, aber so einen noch nicht! Denke dir, mit sechzehn Jahren übersetzt er den Augustinus — und jetzt liest er den Gregor von Tours und den Prokop von Cäsarea. Die Klassiker der Kulturnationen hat er im kleinen Finger, und während wir glaubten, er lumpe, hat er sich die Stadt so genau angesehen, daß er sie so gut kennt wie ich. Vielleicht noch besser, denn ich habe bis jetzt mich wenig um verborgene Perlen gekümmert, und er kennt schon jeden römischen Grabstein, jedes Gemälde, die ganze Geschichte des Anwesens. Ansichten hat dir der Bursche, Ansichten, daß einem die Haare zu Berge steigen könnten, — und da ist der Haken, daß er sie nicht bloß irgendwo aufgegabelt, sondern auch verarbeitet hat und sie mit einem wahren Feuerwerke von Aphorismen, Citaten und sophistischen Kunststücken verteidigt. Das war ein Abend — ich werde noch lange daran denken.“

An diesen Abend schlossen sich andere ähnliche, der Professor wurde im Umgange mit Heini wieder jung, sein altes Feuer flammte wieder auf, und er vertraute Heini an, was er in einem langen Leben an Erfahrungen und Beobachtungen gesammelt hatte.

Ungefähr zu jener Zeit verfeinerte sich Heinis Geschmack in das Subtile, Zarte, Aetherische, und seine künstlerischen Anschauungen waren denen seines alten Freundes meistens diametral entgegengesetzt.

Doch beiden war der Verkehr miteinander unentbehrlich; dem einen, weil er fühlte, wie er sich an dem originellen herben Charakter des Jüngeren erfrischte, und dem anderen, weil er in dem Gespräche mit dem gereiften Manne all das, was er kennen gelernt, verwerten und in eine ihm eigene Form bringen konnte. Heini erkannte so die Schwächen in seinem Wissen, die Fehlerhaftigkeit seiner Beweisführung, die Unzulänglichkeit seiner Anschauung und wurde sich seiner besonderen Vorliebe für dies und jenes erst recht bewußt. Er sah, daß ihn sein ästhetisches Glaubensbekenntnis immer mehr zu den Jüngsten, den Modernsten zog — und bald war Baudelaire sein Lieblingsdichter, Rops, Klinger seine Lieblingsmaler, während er in der Musik unsicher hin und her schwankte, ohne sich recht für Wagner entscheiden zu können. Das von seinem Vater ererbte Interesse für Antiquitäten verband sich mit dem ihm

innewohnenden Farbensinn und ließ ihn nur jene alten Stücke für wertvoll erkennen, welche sein Auge und sein Wissen gleichmäßig fesselten, und es zeigte sich eine starke Neigung für matt, goldig schimmernde Gegenstände, wie alter Goldbrokat, altes Elfenbein, Perlmutter, Opale, Bernsteinperlen und dergleichen. Er sagte, die einfachen Farben schmerzten geradezu seinen Augen, und er bevorzugte daher solche, die einen Uebergang in eine andere erleichtern oder selbst darstellen, wie orange oder violett. Vor grau hegte er Abscheu, ebenso vor schwarz oder weiß, da diese Farben der Nuance wenig oder gar keinen Spielraum bieten.

Dann hatte er noch einen Freund, einen jungen Maler, den er in einer Ausstellung kennen gelernt hatte und der ihn des Oefteren besuchte. Dann saßen die drei, der Alte und die beiden Jungen bis in das Morgengrauen in dem Zimmer Heinis und führten erbitterte Wortgefechte über Nietzsche, das Fortleben nach dem Tode und andere tiefgründige Dinge.

Damals lernte Heini auch das Weib kennen. Bis nun hatte er noch nie die Lust empfunden, ein solches zu besitzen, da sich sein ganzes Leben in seinem Hirne konzentrierte. Bis plötzlich die Glut in ihm aufloderte und ihn zu liebegirrenden Spaziergängen im Mondenscheine zwang. Er wurde zerstreut, errötete und erblaßte, seine Bewegungen verrieten eine nervöse Un-

ruhe und ihn selber erfüllte ein unbekannter Drang, irgend etwas Warmes, Lebendiges zu streicheln und zu schmeicheln. Er überschüttete eine alte Katze mit Kosenamen, der Blick eines jungen Mädchens verwirrte ihn, und vergebens zerbrach sich der Professor den Kopf über die Ursache des veränderten Benehmens... Der Maler, selbst erst Mann geworden, sah schärfer, und als eines Tages Heini ihn besuchte, führte er ihn in die Arme der Liebe. Müde, zerschlagen und angeekelt kam Heini in der Frühe nach Hause, mit der festen Absicht, nie mehr wieder die schöne Sünderin zu besuchen.

Doch als es Abend wurde, da tanzte mit verführerischem Lächeln zwischen den Zeilen der Kritik der Vernunft eine nackte, hochbusige, blonde Maid, die ihre Arme sehnsüchtig nach ihm ausstreckte. Er schloß die Augen, und da sah er durch die Lider in das Rot des pulsierenden Blutes projiziert das schelmisch lächelnde Gesicht von heute Nacht in der Flut der goldigen Locken über sich gebeugt und die Augen flackerten, unendliche Geheimnisse andeutend, grünlich unter den sanften Brauen. Er stand auf und schritt durch das Zimmer, um durch die Bewegung die Vision zu zerstören — doch der Duft des weiblichen Körpers hing in ihm, er glaubte die kleinen nackten Füßchen hinter sich zu hören, den Hauch des roten Mundes in seinem Nacken zu

fühlen und erwartete, bebend vor Entzücken, daß ein schlanker, voller Leib sich an ihn schmiege. Er ging.

Einen Monat dauerte der Rausch, jeden Abend kämpfte er mit sich und unterlag. Dann kam er früh am Morgen nach Hause, mit zerbissenen Lippen, auf denen die letzten Küsse noch gleich Wunden brannten, und weinender Seele. Unfähig zu jeder geistigen Arbeit lag er da, bis die Lampe sein Zimmer erleuchtete. Da trieb es ihn wieder zu ihr. Er liebte sie nicht, sie war ihm gleichgültig und doch unentbehrlich — sie fesselte ihn durch die Sinne, ihm alles, was sie wußte, lehrend. Mit dem perversen Vergnügen der Verführung zeigte sie ihm die raffiniertesten Künste, that freiwillig, was man um Gold kaum von ihr erlangte, und verliebte sich schließlich allen Ernstes in den schlanken Jungen, der in ihren Armen sie bald anbetete, bald verfluchte.

Nach vier Wochen war es aus — Heini hatte sich ausgetobt, und sein Leben ging wieder seinen gewohnten Gang, nur daß er jetzt mit einem gewissen mitleidigen Lächeln auf die Frau blickte. Denn er hatte wahrgenommen, wie das Weib, das ihn wirklich liebte, das sich Mühe gab ihn zu verstehen, den Inbegriff der Liebe im Alkoven suchte und fand, und schloß von ihr und denen, die er nach ihr kennen lernte, verallgemeinernd auf das Geschlecht.

Nicht lange hernach bezog er die Hochschule, auf der er Philosophie studierte, und wurde für großjährig erklärt, da seine Familie aus der Mediatisierung dieses Privileg in die neue Zeit hinübergerettet hatte. Er verließ seinen Mentor, richtete sich den ersten Stock eines seiner Stadthäuser ein, dabei die Doubletten der Antiquitäten-Sammlung plündernd, nahm einen Haushofmeister auf und reiste, während an der Adaptierung seines Heimes gearbeitet wurde, durch ganz Europa kreuz und quer, machte dann noch einen Abstecher nach Afrika und kehrte mit der Ueberzeugung zurück, daß die Menschen überall dieselben seien. Die letzten Anordnungen in seiner Wohnung traf er persönlich, dann zog er ein und mit ihm eine kleine, aber erlesene Gesellschaft Bekannter, lauter junge Künstler, Gelehrte, die er da und dort kennen gelernt hatte, denen, gleich ihm, nur die feinsten, ästhetischesten Genüsse genehm und die wie er von einem grenzenlosen Geistesstolze gegen den Gedankenpöbel erfüllt waren.

Sie waren alle mehr oder weniger vermögend, mehrere waren schon im Orte ansässig, die anderen folgten, von Heini gleich einem Magneten angezogen. In seiner Wohnung vereinigte man sich fast jede Nacht und sprach über alles, was gerade von Interesse war — manchmal nahm man wohl auch Damen mit — doch dieselben wurden unbarmherzig Schlag Mitternacht

nach Hause geschickt, denn Heini versicherte, es sei ihm unmöglich, ja geradezu eine physische Qual, die ganze Nacht hindurch das Geschwätz anhören zu müssen. Im Sommer blieb man draußen im Garten, in welchem Ruheplätzchen für je drei Personen geschaffen worden waren, denn Heini war der Ansicht, daß es sich zu Dritt am besten reden und träumen lasse. Daher hatte er sich auch stets geweigert, mehr als zwölf in seinen Kreis aufzunehmen, — so konnten doch noch immer drei in einem Zimmer sein, wenn die Stimmung kein gemeinsames Beisammensein zuließ, oder man in Ruhe etwas besprechen wollte.

Ueber zwei Jahre währte nun dieses Leben und Heini war auf dem Standpunkte angelangt, daß er die Natur nur mehr sozusagen aus zweiter Hand genießen konnte. Die Sonne schmerzte seinen Augen, Gemälde fand er gehaltreicher als das, nach dem sie gebildet, und begründete seine Anschauung ungefähr so: „Bei einem Gemälde sehe ich das Dargestellte immer mit dem Auge eines Anderen — wie ich das Ding sehe, weiß ich ohnehin; wie der andere es wahrnimmt ist mir unbekannt und es erweckt daher in mir die Begierde zu erfahren, wie und warum er es so und nicht anders, warum verschieden von mir gesehen hatte. Außerdem wollen denkende Künstler gewöhnlich etwas, wenn nicht sagen, so doch fühlen lassen, und schließlich

entheben sie mich der Mühe, erst selber nach einer Stimmung in der Natur, in einem Körper langwierig suchen zu müssen. Ich weiß, daß ich es auch finden könnte — aber wozu z. B. Wochen hindurch den Sonnenuntergang betrachten gehen, um endlich einmal die Natur scheinbar beseelt — in Stimmung zu finden, wobei ich nicht einmal weiß, ob sie wirklich in Stimmung ist, oder ob ich es nur so auffasse, indem ich meine Empfindungen ihr unterschiebe. Im Gemälde ist es anders, — da hat der Künstler sich das tägliche Vergnügen geleistet, und ich bin imstande in vollen Zügen zu genießen, was er in mühsamen Tagen sich zusammengesucht hat."

Seine Empfänglichkeit für Töne hatte sich gesteigert, doch in der Richtung, daß jedes Geräusch, welches ihn unverhofft traf, ihm ein unangenehmes Gefühl verursachte. Als einst eine Militärmusik ihn mit dem Schalle der großen Trommel aus dem Schlaf weckte, waren seine Nerven in solcher Erregung, daß er vor Wut weinte, — dann ließ er, schnell entschlossen, alle Fenster, alle Thüren, die nach außen führten, verdoppeln, mit Polstern versehen, kaufte seiner Dienerschaft Schuhe mit Gummisohlen und ging, während man dies an seinem Hause verrichtete, nochmals auf Reisen — nach Indien, denn das Sonderbare war, daß ein gleichmäßiges Geräusch, dessen Ursache er kannte, ihn nicht besonders

irritierte. Eine Eisenbahnfahrt oder die Reise mit dem Dampfer pflegte er zwar nie als der Güter höchstes zu schätzen — doch wußte er es mit Anstand zu ertragen — und schließlich gewöhnt man sich an alles, sogar an das gleichmäßige Pochen und Stampfen einer Dampfmaschine. Von Indien kam er in einem Taumel von Entzücken heim — brachte eine ganze Kollektion von Bronzen, Stoffen, bizarren Gegenständen mit und wenn man das Wort ‚Indien' nur nannte, da sprach er von Europas Kultur als von einer idiotenhaften Nachahmung vergangener Zeiten, die Wissenschaft war ihm Humbug, da Indien allein das wahre Wissen besitze. Und wenn man ihn bat, erzählte er von den Träumen in Marmor und Gold, die sich an den Ufern des heiligen Ganges erheben, von den mystischen Reliefs der Tempel, den Bajaderen, den Lotosblumen, die dem Nabel Wischnus entsprießen, und dem Nirwana an den blauen Wassern. Hier — gab er zu, sei die Wirklichkeit nicht darstellbar, man müsse an Ort und Stelle, um selber zu sehen — doch nur hier, und nirgends sonst. Die Pyramiden waren ihm nur sinnlose Konglomerate von Stein und Menschenblut, von ganz Aegypten erkannte er nur den Sphinx mit seiner rätselhaften Geschichte und der mächtigen Mystik an.

Zurückgekehrt vergrub er sich noch mehr in seine belebte Einsamkeit, kaum daß er noch sein Haus ver-

ließ, die Ausstellungen zu besuchen. Er begann Sanskrit zu studieren — Tag für Tag saß er in dem durch grüne Scheiben gedämpften Lichte seines Studierzimmers und drang immer tiefer in die occulten Wissenschaften der Braminen, um bei Nacht dem Freundeskreise zu präsidieren, nachdem er nur einige Stunden Schlaf genossen hatte. Er lebt nur mehr mit den Nerven, sagten seine Freunde von ihm — und die peitschte er durch schwarzen Kaffee, starke Cigarren, Absinth und Haschich zu den tollsten Sprüngen. Er war krank, er fühlte es selber, doch er konnte sich nicht losreißen — er litt an Schwindelanfällen — manchmal legte es sich ihm wie ein roter Schleier vor die Augen — Gehörs- und Gesichts-Hallucinationen häuften sich, und mehr als einmal streichelte er zärtlich das Eisen einer Waffe. Die Berührung des Stahles lief ihm wie ein Schauer durch die Fingerspitzen, den Arm und das Rückgrat, die kleine, runde Oeffnung des Revolvers schien sich ihm zu erweitern und ihn unwiderstehlich anzusaugen — doch er legte ihn immer wieder beiseite. „Es ist noch Zeit — bis ich fühle, daß der Wahnsinn ganz nahe ist!“ Wenn er schlaflos, mit geschlossenen Augen dalag, glaubte er ihn an seinem Bette sitzen zu fühlen — einen häßlichen, grauen Gnomen, der ihn boshaft vergnügt beobachtete, dabei flüsternd: „Den hol ich mir!“ Er zwang sich, die

Augen zu öffnen und zu sehen, das er wußte, daß niemand in dem Zimmer war — kaum wollte er einnicken, so tastete es an ihm mit naßkaltem Griffe gleich den Armen eines Polypen herum, und es kroch ein abscheuliches Ungeheuer mit blutunterlaufenen stieren Augen bis auf die Brust und glotzte ihm durch die geschlossenen Lider in das Hirn, das unter diesem Blicke zu einer weichen, gallertartigen Masse wurde, die schwappend in dem Schädel auf und nieder wogte.

Im Freundeskreise ließ er nichts hiervon merken und da verschonte ihn auch der Wahn, bis er einmal, als eine Pause im Gespräche eingetreten war, und er die Runde betrachtete, die Genossen alle wie versteinert fand und jedem bis auf den Grund seiner Seele sehen konnte. Als man wieder sprach, war es ihm, als säßen Mumien längst Verstorbener um ihn, die altes, ach wie altes wieder vorbrächten, wie Maschinen — wie Papageien, denen man ein Verschen eingelernt. Er fühlte sich wie ein Verbannter, wie ein unendlich Fremder in einer ihm zu kleinen Welt — ein wahnsinniges Weh zerriß ihm die Brust — daß er hinausstürzte und in krampfhaftem Schluchzen sein Antlitz in einem Polster barg. Was war das alles? Tand — nichts als Tand — und er hörte die Zeit über sie alle, die da waren, hinwegschreiten, und von ihnen blieb nichts — gar nichts — nicht einmal ein Häuflein

Asche übrig. Einen Menschen nur — wenn er ihn fände — eine sanfte streichelnde Hand wie die seiner Mutter — eine Brust, an die er sich — er stammelte — Mama — Mama — immer heißere Thränen — er war so unglücklich — so schwach — er keuchte — und das nasse Gesicht in den Polster gedrückt, schlief er ein.

Als er wieder wach wurde, war es Tag — ein mattes, schneidend grünes Zwielicht schwebte in dem Zimmer. Ihn fröstelte und er stand auf.

Im Nebengemache war alles noch in Unordnung, wie man es verlassen hatte. In den Gläsern und Bechern standen Reste der Getränke, die Aschenschalen waren voll Stümpfchen von Cigarren und Cigaretten, die Blumen waren verwelkt und durch den Raum floß ein Dunst von Alkohol, Tabak und der betäubende fade Parfum der sich zersetzenden Blüten.

Eine ungeheuere Einsamkeit legte sich auf seine Seele — wortlos — starr stand er an dem Tische und sah mit schreckhaft geöffneten Augen das unentrinnbare Schicksal herannahen. Allein stand er ihm gegenüber — und es bemächtigte sich seiner.

Er wankte in sein Schlafzimmer, entkleidete sich und warf sich in das Bett. Er hörte die Pulse an den Schläfen hämmern — er konnte nicht schlafen — er sann. Er trat sich selber möglichst objektiv gegenüber

— und er lächelte bei dem Gedanken, sich selbst als interviewenden Reporter bei sich selbst zu sehen. Woher stammte diese Ueberreizung der Nerven? Hatte er zu stark geraucht? Zu viel getrunken? Keins von beiden. Oder lag es im Haschisch? Wie das eigentlich merkwürdig gewesen war, seine Freunde als Mumien zu sehen! So und nicht anders würde sie ein Forscher nach Tausenden von Jahren erblicken — wenn dann noch Gelehrte und nicht Automaten an ihrer Stelle existieren. Jedenfalls mußte eine Ideenassociation vorliegen — aber wie konnten nur die Vorstellungen einander gefolgt sein? Langsam entwirrte er den Faden der seelischen Vorgänge — man hatte über Nietzsche und Kunst gesprochen — er hatte an Zoroaster gedacht — von Zoroaster war er zur ägyptischen Kunst durch ein Relief aus Karkemisch gekommen — das zwar nicht ägyptisch war, ihn jedoch an ein Denkmal Ramses II. erinnert hatte. Da fiel das Wort: „Nietzsche war schon geistig tot, als er dies schrieb.“ Ihm, dem Sinnenden, war nur das stärker betonte Wort tot haften geblieben — er sah im Geiste die Mumie des verstorbenen Weltherrschers — und als er dann aufblickte, war das Unglück fertig. Jedenfalls war die ganze Geschichte sehr interessant — vielleicht war die Sache auf das zweite Gesicht zurückzuführen. Was sagte nur schon du Prel darüber? Oder nein —

nicht du Prel — ein Schotte war's — es war in Edinburg erschienen.

Wenn er sich nur nicht so müde, so zerschlagen fühlen möchte — dann könnte er vielleicht schlafen.

* * *

Der letzte seiner Gäste war verschwunden — er setzte sich zum Schreibtische und begann in der Mahabarata zu blättern. Doch diesmal war er nicht bei der Sache — denn fortwährend hörte er Maxens Stimme, die ihm sagte: „Selbstmord oder Irrenhaus." Dieser Anfall vor einigen Tagen mußte doch einen anderen Grund gehabt haben, als er dachte, seine Nerven waren überreizt — das Bild vom gespannten Bogen fiel ihm ein.

Er sah, er mußte sein Leben ändern; doch wie, in welcher Hinsicht? Sport betrieb er schon lange nicht mehr, denn dies raubte ihm die Zeit, die er so notwendig zum Studium brauchte — und da er so viel in der Kindheit geleistet, fehlte der Reiz der Neuheit.

Einen feineren psychischen Affekt, einen seelischen Genuß hatte er in keinem gefunden — die Jagd — ein sinnloses Hinschlachten von Tieren, die sich den modernen Waffen gegenüber nicht wehren können — das Reiten eine barbarische Bewegungsart, das Rudern

eine schreckliche Anstrengung — und dann erst recht noch die Frage, ob die Nerven dabei nicht zu Grunde gingen.

Ein Schauer durchlief seinen Leib — seine Haut sträubte sich, er dachte an die Zwangsjacke und an den Totengräber, der in der Stille der Nacht in den hartgefrorenen Boden eine Grube hackte und dabei die kleine Fischerin pfiff.

Erregt legte er das Buch beiseite und durchmaß schnellen Schrittes das Zimmer. Wäre es nicht besser, gleich ein Ende zu machen?

Er legte sich auf einen Diwan. — Nein, es war noch zu früh — er konnte noch einige Zeit das Leben genießen — es blieb noch später die Gelegenheit. Dort in jenem Winkel — nein, lieber im Bade auf dem weißen Felle. Das Blut würde in Bächen über das weiche Haar rieseln und er selber daliegen, die noch rauchende Waffe in der Hand. Auf diese Weise könnte er ruhig seinen Genüssen nachgehen — noch zartere und feinere seelische und ästhetische Feinschmeckereien entdecken bis — bis nun eben jener Moment. —

„Und wenn ich es nicht herankommen fühle — wenn ich plötzlich ganz unvermittelt irrsinnig werde? Man mich doch ... —“

Eine furchtbare Angst erfaßte ihn — nur das nicht — lieber verzichtete er auf seine Freuden; aber im Irrenhause enden, gleich Nietzsche ein bei Lebzeiten Toter sein, ein Gegenstand des spöttischen Mitleids des Gedankenpöbels, der es nicht begreift, daß der Verstand einen um den Verstand bringen kann — das niemals — lieber gleich den Revolver laden — ein Knall und aller Zweifel, alles Bangen hat ein Ende.

Doch diese Feigheit des Lebenwollens? Was konnte ihm die Erde noch bieten? Ihre herrlichsten Schätze, ihre Freuden, ihre Leiden und ihre Schönheiten kannte er.

Er war aufgestanden — setzte sich wieder nieder — kein Mensch würde um ihn trauern, als vielleicht der Professor — sein Name würde versinken — wie ein Blatt, das der Herbststurm vor sich hinwirbelt — ein Blättlein, vom Weltbaum gefallen. An keine That knüpfte sich sein Name — nichts Gutes noch Böses hatte er geschaffen, niemand würde sein Andenken segnen — außer Advokaten.

Und er hatte noch so vieles zu schaffen — da lag ein angefangenes Werk über das Ich; dort die Vorarbeiten zu seiner Geschichte der Frauenschönheit in den Künsten. Er mußte leben — die Sonne sehen, atmen; wieder das Rauschen des Waldes hören, wie einst — und gesunden.

Mit jähem Rucke riß er die Fenster auf — geblendet prallte er zurück, doch sog er mit tiefen Zügen die Gartenluft ein, die erquickend um seine zermarterten Schläfen spielte, ihn erfrischte und aufrichtete, daß er mit plötzlichem Entschlusse hinauseilte, Hut, Stock ergriff und unbekümmert um das Staunen des Haushofmeisters auf die Straße mehr lief als ging.

Er wollte zu Max.

Zuerst dachte er den Weg zu Fuß zurückzulegen, doch bald gab er den Gedanken auf, denn es machte sich rasch Müdigkeit bemerkbar. Es war eine sonderbare Art Müdigkeit, an der nicht so sehr seine Beine als seine Augen teilnahmen. Das Gewirre der bunten Farben strengte sie an, da sie an die matten Töne der Wohnung gewöhnt waren, so daß er mit einem Male nichts mehr wahrnahm; dazu der Lärm der Wagen, der Trambahnen, das kaleidoskopartig Wechselnde der Eindrücke, wobei es ihm erschien, als ob er gedreht würde und die Massen stille stünden. Er sprang in einen Fiaker, ein klapperndes, schmieriges Ungeheuer, schloß die Augen und fuhr. Er hörte das Brausen der Großstadt um sich — und es freute ihn.

Max war noch im Bette, als Heini zu ihm kam und schon von der Thüre aus, noch atemlos von dem Steigen der Stiegen, ihn fragte: „Max, was soll ich machen, um meine Nerven zu kurieren?“

Max richtete sich halb schlafend auf: „Radfahren, Heini!“

„Aber Mensch — Idiot — was fällt dir ein — auf dieses Vehikel soll ich mich setzen, mit den Beinen strampeln — nein — da werde ich lieber Schneider, und ich hoffe, daß du einen vernünftigen Gedanken haben wirst. Das Vergnügen, mich auf solch einem Karren zu sehen, mache ich dir nicht. Du mußt rein an Dementia leiden —“

„Verzeihe, Heini — ich glaube nicht so sehr wie du,“ erwiderte Max etwas gereizt, „und ich weiß von einem ganz ähnlichen, sehr interessanten Fall, den Professor N. behandelte und der durch das Radfahren wieder hergestellt wurde. Ich meine, daß die Gesundheit doch mehr wert ist, als die ganze Aesthetik, und so viel ich weiß, hast du dir so eine Maschine noch nie genauer angesehen, viel weniger hast du je darauf gesessen. Es wundert mich von dir, der du sonst in der Abgabe eines Urteiles so vorsichtig bist, daß du in diesem Falle ohne jegliche Erfahrung, bloß auf ein atavistisches Vorurteil, das bei dir als ehemaligem Reiter noch halbwegs begründet erscheint, basierend, eine so decidierte Aeußerung von dir giebst.“

„Aber du mußt doch zugeben, lieber Max, daß es nichts weniger als ästhetisch wirkt, wenn . . .“

„So laß mich einmal mit deiner Aesthetik in

Ruhe. Die geht mich hier gar nichts an. Du bist ein Patient — sehr krank sogar, mein Lieber, und ich als konsultierter Arzt verordne dir das Radfahren. Ob es schön ist oder nicht, darüber läßt sich streiten — mir ist es momentan ganz egal — und wenn du mir kein Zutrauen schenkst — so werde halt verrückt."

„Aber denk nur," jammerte Heini, „wie mich das aus allem herausreißt. Es wird mir unmöglich sein, nachts aufzubleiben, wenn ich mich körperlich anstrenge. Was macht das Cénacle?"

Max war aufgestanden: „Das wird obdachlos oder löst sich auf. Im übrigen sei so freundlich und laß dich untersuchen."

Er prüfte Heini mit peinlicher Genauigkeit, dann sagte er: „Wie ich es mir dachte. Es ist gerade vor Thorschluß. Noch einige Monate, vielleicht nur Wochen, und du wärest ein verlorener Mann. Du bist in einem scheußlichen Zustande. Ein anderer wäre schon längst draufgegangen bei deinem Leben und nur deine zähe Katzennatur hat dich so lange flott erhalten. Es bleibt dabei: Radeln."

„Daraus wird nichts, Max. Ich hätte gerudert, gejagt, hätte Fußball gespielt — aber das thu ich nicht. So schwitzend und keuchend auf der Maschine zu hängen. Nein!"

„Aber Heini, ich erkenne dich nicht mehr. Was hast du denn eigentlich? Schau, thu es mir zu Liebe!

Was schlägt es dir an, wenn du es versuchst? Gleich in deiner Nähe ist eine schöne, schattige Fahrschule; du kannst sie dir eventuell für den ganzen Vormittag mieten, damit niemand deine ersten Uebungen belauscht. Denn ich vermute, der Hauptgrund deines Weigerns ist das Gefühl, daß du dich coram publico blamieren könntest. Du, der Heini von Stein, der alles kann, der brillante Fechter, Reiter und Tennisspieler, willst nicht als Anfänger auftreten, und da hast du Recht. Aber da das Geld bei dir keine Rolle spielt, so kannst du den Platz kaufen —“

Er sprach eindringlich auf ihn ein. Er saß Heini gegenüber, nahm dessen Hand in seine und fuhr fort:

„Und wenn es dir gar nicht gefällt, so denk, es sei eine bittere Medizin, die du einnimmst, die dir jedoch die Gesundheit bringt. Du kannst es aufgeben, wenn du wieder in Ordnung bist ...

„Noch eins — du sagst immer, es gäbe keine neuen Sensationen mehr für dich, und da hast du eine. Du hast doch keine Vorstellung davon, wie es sein kann, wenn man auf dem Rade sitzt, pfeilschnell, geräuschlos durch die Welt eilt, ein neuer Vogel, ein Centaur der Neuzeit, für die du so schwärmst. Mühelos durchziehst du Strecken, deren Kilometerziffer eine schwindelnde Höhe erreicht, du siehst Gegenden, in die keine Eisenbahn führt, wo du den Reiz der jungfräulichen Natur findest. Du

bist unabhängig von Zeit, Raum! Sag ja, Heini, ich bitte dich darum.

„Ich beobachte dich durch Monate. Schon oft wollte ich dich warnen, doch eine gewisse Scheu, ein Egoismus vielleicht, durch eine verfrühte Warnung deine Freundschaft zu verlieren, hielt mich ab, und der Gedanke, daß du meiner Stimme kein Gehör schenken könntest. Nun sahst du selber die Fortschritte, die das Uebel macht.

„Und ich bitte dich nochmals, in deinem Interesse, im Interesse von uns Jungen, die das Schöne und Neue wollen, erhalte uns deinen mächtigen Geist, deine Persönlichkeit, indem du meinem Rate folgst. Du bist unser Kopf, wir alle schöpfen unsere Anregungen aus dir, und wenn du uns fehlst, so zerfällt auch das Werk, das wir begonnen, aus dem Leben einen Hymnus an die Kunst zu machen, durch Worte und Werke dieser Ueberzeugung den Weg in die breiteren Schichten zu bahnen. Wenn es dich nicht berührt — mich jammert um den herrlichen Geist, der verschwinden soll, ohne ein Zeugnis seiner Kraft hinterlassen zu haben.“

Schweigend saß Heini da — dann fragte er unvermittelt: „Und weißt du denn kein anderes Mittel, Max?“

„Nein, keines!“

Mit einem Seufzer streckte Heini seine Hand aus: „Also Topp!“

Zweites Buch.



Es war vormittags und trotzdem die Stunde noch nicht sehr vorgerückt war, herrschte empfindliche Hitze, die aber mehrere radfahrende Herren und Damen auf der Fahrschule der Ichneumon-Werke nicht hinderte, den Ring der Bahn unter Scherzen und Lachen immer und immer wieder zu umkreisen.

Ein gelber Streifen dehnte sich der Weg in der Gestalt einer Ellipse in dem grünen saftigen Grase, dessen leuchtende Fläche von einem blendend weißen Tennisplatze, der jetzt unbenützt war, durchschnitten wurde. Mehrere große Bäume standen am äußeren Rande der Fahrfläche, in deren Schatten sich ein Pavillon erhob, leicht und luftig aus Fachwerk errichtet, mit einem vorspringenden Leinwanddache, unter welchem Stühle und Tische, zumeist von den Müttern besetzt, standen Ueberall lehnten und standen Maschinen,

für Herren und Damen, Touren-, Straßen- und Bahnrennmaschinen, die in der Sonne glitzerten und funkelten. Herren in lichten Anzügen, mit weichen Hemden standen da, das Raket in der Hand, während dienende Geister geschäftig hin und her eilten. Englische Brocken spickten die deutsch geführte Unterhaltung: man sprach von Sport, von Slazenger ballen und Continental-Reifen, von klips, rubber and the quite new fashion of wearing little rakets wie eine you know-Busennadel. No — ich weiß nichts. Haben Sie schon die drives of Mister Hans gesehen? and his smashes — einfach glorious.

In einer Ecke der Einzäunung, die den Zuschauerraum von der Bahn trennt, lehnte ein Mann. Sein Alter war nicht leicht zu bestimmen, denn das feiste Gesicht war glatt rasiert und nur die ergrauenden Haare verrieten seine Jahre. Er war groß, mächtig gebaut, von ungelenken Bewegungen und seine Dreß kleidete ihn gut.

Mit den kleinen scharfen Augen verfolgte er unablässig die Fahrenden; jetzt nahm er eine Cigarette, brach sie entzwei, steckte die eine Hälfte wieder ein, die andere in ein zerbissenes Spitzel und zündete sie an, ohne auch nur einen Augenblick seine Aufmerksamkeit von der Gruppe zu wenden. Sein Blick hatte etwas Beobachtendes, er schien jemandem bis auf den Grund

der Seele sehen zu wollen — dann rief er lässig einen Fahrlehrer herbei.

„Sie — Menke — wer ist denn der große, magere, blonde Herr, der Straßenracer fährt?“

„Guten Tag, Herr Gajer — entschuld'gens, ich hab Sie wirklich nicht gesehen — warum denn so versteckt? Den da kennen Sie nicht?“ Er lehnte sich neben Gajer, vertraulich zu ihm sprechend: „Das ist der Herr von Stein. Wissens, die was die Nacht aufgeblieben und bei Tag geschlafen haben, so eine verruckte Gesellschaft.“

Gajer schien nicht sehr erbaut. „Der Herr von Stein! Der Millionenkampel?“

„Ja —. Sie, das ist a gschpaßige Gschicht gwesen — na ich hab's Ihnen, glaub ich, scho a mal derzählt — wie der einmal — vor a paar Wochen gekommen ist. Ganz blaß ist er gwesen und so haben seine Händ ihm gezittert. Gleich die ganze Schul hat er mieten wollen — mir ist Wurst um's Geld, hat er gsagt, aber ich will allein lernen, daß mich niemand siecht, hat er gsagt. Da hab ich ihm halt gsagt, er soll zum Herren gehen — und der ist selber mit herabkommen und hat ihm die Schul abspirren lassen alle Täg von sieben bis zehn in der Früh und am Abend von sechs bis sieben, grad wo sonst die besten Gschäfte sind. Der wird haben zahlen können.“

„Aber gsund ist er worden. Wie er jetzt ausschaut — und wie er früher gwest ist — nit zum derkennen. Jeden Tag ist er schneidiger gworden — und jetzt schaut er aus wie a guts Leben."

„Einen großartigen Tritt hat er," meinte Gajer, der kaum zugehört hatte, nachdenklich.

„Den hat er von mir," antwortete Menke selbstbewußt, „gleich bei der zweiten Stund hab ich ihm gsagt: nur hübsch mit dem Ballen treten, so, so, immer aus der Ankel heraus, hab ich gsagt, und jetzt kann ers besser als wie ich selber."

„Menke," rief eine der Damen. „Na Adje Herr Gajer — man hat ka fünf Minuten Ruh."

Schweigend blieb Gajer an seinem Platze, und seine Blicke bildeten ein Netz, wie sie der Gestalt Heini's, der neben einem jungen Mädchen einherfuhr, folgten.

* *

*

Seit jenem denkwürdigen Tage des Besuches bei Max hatte sich zuerst langsam, dann mit wachsender Schnelligkeit in Heini eine Aenderung vollzogen. In einem unstillbaren Drange zu leben, mit dem unklaren Bewußtsein, das Leben anders genießen zu müssen als bis nun, hatte er Max sein Jawort gegeben. Wahrscheinlich wäre er trotzdem in sein geliebtes altes Dasein

zurückgefallen; doch das hatte Max verhütet. Er erklärte, Heini sei sein Patient, für den er zu sorgen habe, und schrieb für das erste einen Brief an sämtliche Freunde, den Heini unterzeichnen mußte, daß Heini krank, Zusammenkünfte bei ihm daher unstatthaft seien. Zu gleicher Zeit ersuchte er sie, ihn auch nicht einzeln zu besuchen, da er dringend der Ruhe und Schonung bedürfe.

Nachmittags nahm er ihn dann mit und ging in die Fahrschule, wo die näheren Umstände des Unterrichts festgesetzt wurden. Diese Nacht schlief Heini etwas, aber nur wenig. Er war zu aufgeregt, versuchte stets die Beweggründe seines Handelns aufzuklären und konnte den einmal gefundenen Gedanken nicht festhalten, da ihm dazwischen immer wieder ein Fahrrad auftauchte, das ihn höhnisch anzugrinsen schien. Welcher Teil grinste, entdeckte er nicht — der Gesamteindruck des Rades war ein ironischer und es gab ihm einen Ruck, so oft er sich selbst darauf sitzend vorstellte. Langsam dachte er sich so in eine Art Galgenhumor hinein, er machte im voraus über sich Witze, wie er in die Arme des Lehrers sinken, die Barrière niederrennen, das Rad zerschlagen würde. Langsam schlief er ein, um plötzlich mit dem Gedanken zu erwachen, ob so ein eisernes Vieh wohl auch bocke oder beiße. Er versuchte zu lesen — es mißlang. Er litt an

Gedankenflucht, konnte sich nicht mit dem Buche assimilieren; denn kaum war er mit dem Verfasser in geistigen Kontakt getreten, so fiel ihm wieder die Maschine ein.

Er gab es auf — starrte zur Decke empor, mit dem Auge einen Mäander verfolgend.

Ein Klopfen schreckte ihn aus den Schlaf. Es war Max, der ihn abholen kam.

Mit einer wahren Todesverachtung kleidete er sich unter den kritischen Blicken Maxens an und kam nach zwei Stunden, müde wie noch nie, wieder heim.

„Das soll ein Vergnügen sein!“ sagte er zu seinem Freunde. „Na Prost! Ich habe mir angenehme Empfindungen bis jetzt anders vorgestellt.“

„Es ist auch gar nicht notwendig, daß es dich unterhält,“ erwiderte Max ganz trocken — „es soll ja eine Medizin sein, sonst nichts.“

Abends nach der zweiten Lektion konnte er kaum mehr gehen. Er war einigemale gestürzt, seine Hände waren aufgeschürft, seine Hose zerrissen — doch Max, dieser Barbar, lächelte nur zu seinen gehässigen Klagen, und seine Prophezeiung erfüllte sich, denn nachdem sie zusammen leicht soupiert und nur schwache Weine dabei getrunken hatten, schlief Heini, kaum im Bette, auch sofort ein, um am nächsten Morgen frisch und wie neugeboren zu erwachen.

Nach vier Tagen war Heini sicher und wagte, auf das Zureden des Lehrers, seine reservierten Stunden aufzugeben, um zugleich mit den anderen zu fahren. Anfangs sträubte er sich, denn er fürchtete die geistlosen Gespräche:

„Die Banausen können ja vielleicht einen vernünftigen Gedanken von jemand anderem haben und an dem zehren sie ihr Leben lang — und die Mädchen — mir wird schlecht, wenn ich daran denke.“

Doch es war ihm zu langweilig, allein die Bahn zu umkreisen, und so führte er diesen, zuerst mit Verachtung zurückgewiesenen Gedanken aus.

Zu Beginn war es wirklich nicht amüsant; doch er gewöhnte sich rasch an den Ton, beziehungsweise richtete sich der Ton nach ihm, denn Millionen können viel bewirken.

Und so geschah es, daß, als Max in Familienangelegenheiten verreisen mußte, er Heini nahezu geheilt zurücklassen konnte. Nach einigen Tagen erhielt er von Heini folgenden Brief.

Lieber Max!

Warum ich Dir schreibe, weiß ich eigentlich nicht. Doch es drängt mich — Feder, Tinte und Papier liegen so verlockend vor mir, daß ich der freundlichen Einladung nicht widerstehen kann und eine Epistel loslasse.

Heute sind es gerade vier Wochen, seitdem ich

meinen ersten Fahrversuch machte — und ich kann Dir gar nicht sagen, wie mir jetzt ist. Wie ein grauer Schleier fiel es rings um mich nieder, ich sehe wieder die Sonne, ich atme frei auf — ich lebe. Ich kann Dir nicht genug für Deine Kur danken, Du hast aus mir einen neuen Menschen gemacht, der nicht nur die feinsten seelischen Freuden, sondern auch körperliche genießen kann.

Ich bedaure mich selbst, wie ich früher war — und wenn ich nun nachmittags von der Bahn komme, mich mit dem köstlichen Gefühl der körperlichen Ermüdung, während der Geist frisch und klar ist, wie nie zuvor, auf die Ottomane lege und eines der Meisterwerke menschlicher Schaffenskraft zur Hand nehme, so schlürfe ich in vollen Zügen das, was ich früher nur tropfenweise genießen konnte. Nie empfand ich die Schönheit der Königverse tiefer, nie die malerischen Feinheiten Klingers intensiver als nun, und ich stehe erquickt, nicht wie früher abgespannt von meiner geistigen Arbeit auf. Die Feder fliegt über das Papier, die Gedanken drängen sich unaufhaltsam in reiner Sprache, daß ich ihnen kaum zu folgen vermag — und das alles hat eine Maschine bewirkt.

Erst jetzt weiß ich, wie schön, wie harmonisch ich wohne, die Bernsteinperlen glänzen mir feuriger, die Aphrodite in der Nische erscheint mir lebendiger — mein Schlaf ist tief — Max Du bist ein Engel.

Gestern machte ich den ersten Ausflug in das Freie; er behagte mir weniger. Warum, weiß ich nicht — aber das Faktum steht fest, daß ich nur im Notfalle die Bahn meiden werde. Ich fuhr mit Lini — sie plauschte süß-dumm — ein rechtes Gänschen, aber trotzdem, oder eben deshalb entzückend. Du hattest recht, als Du sagtest, die Mädchen seien nicht so schlimm wie ihr Ruf — wenigstens merkt man beim Radfahren weniger davon. Man ist selber unwillkürlich durch das Treten und Lenken beschäftigt und kann daher nicht so sehr auf die Worte achtgeben — und dann ist prächtige Gelegenheit zu psychologischen Studien gegeben. Stürzten z. B. vor einigen Tagen Toni Sauer und Lotte, indem sie ineinander fuhren. Die häßliche Toni hatte sich gar nichts gemacht und war untröstlich über einen Riß im Kleide, während die herzige Lotte, die sich die kleinen Hände aufgeschlagen und sich durch das Pedal eine böse Schramme an der Stirne zugezogen hatte, erst Toni, dann ihr Rad und zuletzt sich bedauerte. Das hat mir vom Mädel riesig imponiert.

Doch nicht nur an anderen, auch an sich kann man Studien machen, psycho- und physiologische. Vor allem — setz Dich nieder — ich finde nämlich jetzt das Radfahren schön! Vor einem Monat erklärte ich es für abscheulich, unästhetisch, gräulich, und heute ist mein Auge nichts weniger als beleidigt, wenn ich einen

schlanken Jüngling auf dem blitzenden Cycle vorbeifliegen sehe, oder ein süßes Mädel neben mir pedaliert. Besonders schätze ich den Rennsitz. Die leicht gekrümmte Linie des Rumpfes mit der nach abwärts, vorwärts gehenden der Arme vereint giebt den Eindruck des Raschen, Luftdurchschneidenden und zugleich Stützenden, und der Rhythmus des sich bewegenden Unterkörpers den der Kraft und Schnelligkeit. Du wirst Deinen phantastischen Freund Heini daran erkennen und lächeln, aber ich versichere Dir, daß dies mein voller Ernst ist.

Das wäre eins; das zweite ist das gesteigerte Lebensgefühl bei wachsender Geschwindigkeit. Wenn ich im scharfen Tempo die Ellipse umfahre, dann lebe ich doppelt. Die Schnelligkeit berauscht mich — ich möchte singen und jauchzen vor Vergnügen, wenn mir der kühle Luftzug um die Schläfe spielt. Die Lebensgeister werden förmlich aufgepeitscht, und langsam fange ich an, die Kraft und die Roheit vergangener Jahrhunderte zu begreifen. Man hört und sieht nichts mehr als das surrende Vorderrad, und mit dem Gefühle des animalischen Wohlbehagens verbindet sich der seelische Moment, wenn man andere, schwächere Fahrer überholt und ihnen, trotz ihrer Anstrengungen gleichen Schritt zu halten, davon fährt.

Das wäre das wichtigste in psychologischer Hin-

sicht — was in physiologischer von Belang ist, wirst Du besser wissen als ich. Vor allem schätze ich hoch dies göttliche Gefühl der Ermattung, das einem das Langausgestrecktliegen auf dem Diwan oder im Bette zu einem köstlichen Genusse macht.

Wenn ich am Platze selbst vom Rade steige, die Nerven wie gestählt von der Fahrt, und mit einer Cigarette, mich lang in die Sonne hinlege — Freund, ich tausche mit keinem König. Der Himmel blickt so blau durch das grüne Gezweige, in welchem freche Spatzen sich tummeln, die Farben sind glühend, leuchtend, pulsieren, die Mütter bilden im Hintergrunde große bunte Flecken und die schlanken Mädchengestalten scheinen mir bedeutsame Verkörperungen der kraftgepaarten Grazie. Zwei, drei dieser munteren Tierchen setzen sich zu mir und plaudern — ihr Lachen gleicht den Perlen des Champagners im Glase und ihre Bewegungen sind erfüllt von einer herben Harmonie, die ich noch nie gesehen. Geistreich sind die lieben Kinder in den seltensten Fällen — aber in solchen Momenten verlange ich es nun auch gar nicht. Ich will nur ein mir unbekanntes animalisches Dasein genießen, will fröhlich und stark sein. Diesen Ansprüchen genügen sie vollkommen. Sie sind Kinder, große Kinder, — wie ich auch eines werde. Manchmal bin ich ganz überrascht, über was für Dinge ich Vergnügen empfinde. Flog

einst ein Falter daher, ein putziges, farbiges Ding, und setzte sich wiegend in das goldige zerzauste Haar der kleinen Erna. Sie blieb ganz still im Grase sitzen und sah mich mit ihren lachenden Kinderaugen an — und ich war entzückt, wie noch nie von einem Kunstwerke.

Ich glaube, meine Jugend beginnt erst jetzt.

Hie und da sind wir auch vernünftig — allerdings darf ich den Mädeln nicht mit Baudelaire kommen; aber was ich ihren keuschen Ohren zumuten kann, gebe ich ihnen ein; — und es ist merkwürdig, was für ein tiefes, feines Empfinden in manchen von ihnen wohnt, so zart, daß ich oftmals ganz verblüfft bin. Ich las ihnen einiges von Paul Verlaine vor — und als ich les sanglots longs des violons vortrug, hätte man ein Blättlein zur Erde fallen hören können. Sie saugten sich förmlich mit großen traumverlorenen Augen an meine Lippen, und es ging wie ein Zittern durch ihre knospenden Körper, als ich dies Herbstlied beendete.

Es ruhen Schätze in ihnen — und ich sehe, wie viel unser Geschlecht an ihnen gut zu machen hat, was es mit den Schlagworten von edler Weiblichkeit und Frauenwürde an ihnen versündigt hat, hinter welchen sich doch nichts als elender Egoismus verbarg. Es war die instinktive Furcht, es könne ein Ueberweib leichter entstehen als ein Uebermann. Mit solchen Sachen finde ich mehr Anklang bei den Mädeln als

bei den Müttern, die bei so blasphemischen Reden wohlwollend verweisend ihre, im Dienste des Mannes ergrauten Häupter schütteln — mir kann es recht sein, wenn es ihnen Recht dünkt, den Keim zu eigenen Gedanken, zu eigenem Vorwärtsschreiten auf neuer Bahn habe ich doch schon in ihre Töchter gelegt. Die haben mich auch auf eigene Art gerne — während die Mütter mich insgeheim für einen Narren halten, dessen Ideen man nur durch sein bedeutendes Vermögen entschuldigen kann. Ich mache keiner auch nur entfernt den Hof — das besorgen schon die anderen jungen Herren — und doch sind immer zwei, drei bei mir, nie dieselben und in ihrer Verschiedenheit doch dieselben. Sie betrachten mich trotz meiner Jugend (ich bin sogar jünger als manche von ihnen) als eine Spezies Onkel. Sie klagen mir ihre kleinen Schmerzen, fragen mich, was sie lesen sollen, erzählen mir von Büchern, Toiletten, und ich habe dadurch in dieser kurzen Zeit einen tieferen Einblick in das weibliche Herz gemacht, als es mir früher gegönnt war. Besonders eine. Du kennst sie sicher auch — die Thea Sommer ist wirklich bewundernswert. Sie will alles wissen, alles lesen und treibt mich mit ihren Fragen manchmal in die Enge, da ich bei ihr vieles als unbekannt voraussetzen muß, was uns von Tertia an geläufig. Vor einigen Tagen war es — da sprachen wir über Ergänzungen eines

antiken Torses und schließlich saß ich in der Sackgasse Anatomie, von der sie natürlich keine Ahnung hatte. Ich sagte ihr, daß ich ihre Frage nicht beantworten könne, da sie nichts von Anatomie wisse, und da bat sie mich, ihr wenigstens den betreffenden Teil — einen Arm, zu erklären. Ich hatte Tennishemd an, streifte den Aermel auf und erklärte ihr an meiner Muskulatur die Sache. Ich dachte mit geringem Erfolge — doch am nächsten Tage brachte sie mir die anatomische Zeichnung eines Armes, die dafür, daß sie aus der Erinnerung gemacht war, glänzend erscheint. Fälle ähnlicher Art habe ich schon mehrere erlebt. Sie möchten sich vertiefen, ihr Wissen erweitern, aber sie können es nicht, weil der Mann sie als Zuchttier seiner Rasse braucht. Als ob es noch nicht genug von der Spezies Mensch gäbe! Insbesondere Spießbürger — deren Name meiner Ueberzeugung nach daher rührt, daß man sie alle spießen sollte.

Ich habe wieder begonnen zu malen — natürlich draußen auf der Bahn; ich ließ mir einen eigenen kleinen Pavillon bauen mit einem Atelier und einem Zimmer in hellblauer Seide, die sich stark an Nilgrün anlehnt, und in das ich einen Bücherschrank, einen Schreibtisch u. s. w. einstellen ließ. Dieser Raum bildet das Entzücken der Mütter, von denen mich einige auf das hin um Rat für die Kleidung ihrer Töchter baten.

Ich erkenne mich selbst nicht wieder — und doch bin ich der Alte geblieben. Noch immer ist mein Sinn auf kostbare seltene Farbennüancen, auf die feinsten geistigen Leckerbissen gerichtet, die ich noch mehr genieße als früher, und noch bietet das Forschen nach Neuem und das Finden desselben mir Wonne, die nicht jeder versteht. Mein Geschmack ist derselbe, mein Geist auch — und doch ist es anders. Ich lebe intensiver — es ist ein Moment in mein Leben getreten, über dessen Tragweite ich noch gar nicht im klaren bin.

Vor einer Woche ungefähr war das Cénacle wieder einmal bei mir versammelt, wie du es erlaubt hattest, und alle staunten. Meine Reden waren noch präziser als früher, dabei witzig, heiter — woran der Doktor glauben mußte — das Ganze hatte einen anderen Anstrich — und man ging nicht weltschmerzlich auseinander, sondern eher wie eine Schar Schuljungen, die sich in den Ferien ohne Aufsicht einen guten Tag gemacht haben. Neues wurde beim Convente nicht vorgebracht, außer daß Fredi einen neuen Maler à la Jan Torop entdeckt hat, der noch mystischer ist als Jan.

Fredi brachte gleich ein Bild mit „Die Kraft“.

Aus einem dunklen Hintergrunde schreitet unwiderstehlich ein Jüngling hervor. Vor ihm bricht in Grauen ein Weib zusammen — kalten Blickes geht er

über sie hinweg und sein Auge ist nach vorwärts, in die Zukunft gerichtet. Ueber seine Brust laufen Riemen, an denen er eine ganze Stadt hinter sich schleift, während keine Muskel an ihm Anstrengung verrät. Ein großes Bild, das überwältigend wirkt. Hervorragend ist das Ausschreiten gegeben — man fühlt, der Mann will, und alles weicht.

Dann zeigte ein anderer eine Medusa, eine polychrome Bildhauerarbeit. Das Antlitz mit den blassen blutleeren Lippen ist aus Elfenbein gebildet, die Augen sind halb offen, daß die Hornhaut mit der Iris und der Pupille, aus Onyx, sichtbar ist. Ein tiefer, leidender Ausdruck ist dem Bilde gegeben, das in seiner toten Schönheit hypnotisierend wirkt. Immer wieder muß man diese unergründlich tiefen Augen ansehen, und schließlich träumt man noch von ihnen. Das Haar ist aus Bronze, Nattern züngeln in demselben und bilden einen wirren herabhängenden Knoten, der die gräßliche Wunde am Halse bedeckt. Das Ganze ist als Wandbrunnen gedacht und das Wasser wird sich aus drei Schlangen über der Stirne der Medusa und vier aus dem Knäuel unter dem Kinne ergießen, so daß sie in einen Schleier von wallendem Dunst eingehüllt sein wird. Ich habe das Kunstwerk sofort gekauft und zeigte es den Mädchen am Fahrplatz. Manche waren entsetzt — andere standen lange schweigend davor und

sagten gar nichts, wodurch sie in meinen Augen nur noch gewannen. Jedenfalls bin ich sehr stolz auf meine neue Erwerbung und habe ihr auch schon einen Platz angewiesen.

Meine Tageseinteilung habe ich etwas geändert. Ich stehe um 8 Uhr auf und fahre von 9—11 auf der Bahn, dann lese und arbeite ich bis 5 Uhr zu Hause, dann wieder Fahrbahn — 7 Uhr heim und längstens 11 Uhr ins Bette. Manchmal bleibe ich fast den ganzen Tag auf der Bahn, da ich mich dortselbst häuslich niedergelassen habe, so daß ich mich zurückziehen kann, wenn ich will. Dieses Leben in der freien Natur fesselt mich ungemein — keinesfalls fühle ich aber das Zeug zu einem Rousseau in mir, da ich mir immer eine gesellige Einsamkeit wünsche.

Ich sehe den Moment kommen, wo ich wieder anfangen werde Tennis zu spielen. Vor der Hand ist noch keine Rede davon, da ich erst alle Vergnügungen, die meine Königin Niederrad bietet, auskosten will. Wenn an ihr nichts anderes gut wäre, so müßte sie schon deshalb als der größte Segen unseres Jahrhunderts bezeichnet werden, weil sie das Materielle in uns wieder weckt, weil sie einem überzeugend klar macht, daß man außer Kopf und Geist noch Beine und Muskeln besitzt, deren Ausbildung und Benutzung ein gröberes, aber auch sehr angenehmes Vergnügen be-

reitet, ein Vergnügen, das ich mich vergebens plage zu analysieren.

Schließlich — eine gute und richtige Erklärung hätte ich, doch ich schrecke vor ihr zurück, da sie uns auf einer Stufe zeigt, die nicht weit entfernt ist von der, auf welcher sich das, durch das Geschrei der Menge aufgeregte Rennpferd befindet, das in diesem Taumel des Kampfes mit dem Rivalen freiwillig sein Letztes hergiebt, um zu siegen. Rein äußerliche Einflüsse, die nach innen wirken? Atavismus?

Mit Entsetzen bemerke ich, süßer Max, daß mein Brief den gewohnten Umfang unserer Korrespondenz bedeutend überschreitet — und, wenn ich genau nachdenke, eigentlich fast gar nichts enthält, was Dir neu sein könnte. Dafür schließe ich Dir ein neues Werk von einem Franzosen bei — hoffentlich bereitet es Dir dasselbe Vergnügen wie mir. Es ist fein geschrieben — a very cleverly writen book möchte Freund Reginald sagen, wenn er sich entschlossen hätte, französisch zu lernen, um französisch lesen zu können. Dafür mußten wir alle Englisch studieren.

Lebe wohl — Grüße von

Heini,

der Dir nächstens einen Brief d'Annunzios für deine Autographensammlung senden wird.

So wie Heini es hier geschildert, floß sein Leben

auch in Wirklichkeit dahin. Er war schulterbreiter geworden, seine Haut hatte sich gebräunt, seine Augen blickten klar und scharf, und nur manchmal flog es noch wie ein Schimmer von unendlichen, unlösbaren Fragen in ihnen. Der matte, grübelnde Ausdruck hatte einem heiteren Ernste Platz gemacht, sein Gang war elastischer, frischer, und seine Eigentümlichkeit, mehr aus den Hüften als aus dem Knie zu gehen, hatte sich noch verstärkt. Unbewußt verwandte er mehr Pflege als sonst auf seinen Körper; er ließ sich massieren, er beobachtete den Einfluß des Fahrens auf den Umfang und die Stärke der Muskulatur, des Brustkorbes — und ganz allmählich schob sich das Interesse am Leibe aus dem Hintergrunde hervor, jedoch mehr aus ästhetischen als aus anderen Gründen. Er war stets Künstler gewesen. Es freute ihn zu sehen, wie seine Hagerkeit einer kräftigen Schlankheit wich, und ihn dadurch seinem Ideale eines schönen Mannes näher brachte.

Die schlanken Mädchengestalten reizten seinen malerischen Sinn. Stets von neuem suchte er an ihren Gewändern, an ihnen selbst das Motiv der Schnelligkeit, der rhythmischen Bewegung zu erhaschen und wiederzugeben, indem er Blatt um Blatt seines Zeichenheftes mit Studien, die er auf dem Fahrplatze machte, füllte.

*   *

Es war an einem Sonntag abends. Die Sonne ging eben glühendrot in dem Dunste, der über der Stadt schwebte, unter und blickte wie eine brennende Scheibe über die letzten Ausläufer der bewaldeten Hügel, die in der Ferne den Horizont abschlossen. Der Himmel war lichtgrün gefärbt, während die Dächer, die Gipfel der Bäume, die Türme der Kirchen in Purpur getaucht erschienen.

Unter dem Zeltdache der Fahrbahn ging es lebhaft zu; man nützte die letzten Stunden des Tages aus, um möglichst lange die frische Luft zu genießen, die von den Höhenzügen herab durch die brennenden Straßen der Stadt strich; man verabredete Ausfahrten für den Sonntag, gab sich Rendezvous und fuhr rasch noch einige Male herum, um zu sehen, ob wohl alles an der Maschine in Ordnung sei. In einer Gruppe, deren Mittelpunkt Heini war, ging es besonders lebhaft zu; er wollte sich keiner Partie anschließen — und am Fahrplatze herrschte Sonntagsruhe. Einige andere konnten auch nirgends in die Weite fahren, und so sprach man hin und her, was alles geschehen solle, bis plötzlich am Eingange die mächtige Gestalt Gajers sichtbar wurde, der mit lauter Stimme zu Menke sprach: „Sie kommen doch morgen zum Rennen — es werden Hiller, Gernig — alle großen Kanonen, starten.“ Den Rest verschlang das laute Durch-

einander, von dem Gajer umringt wurde. Er mußte Auskunft geben über den und jenen, über dies und das, bis er sich mit Mühe den Fragern entwand und weiterfuhr, um auch noch an anderen Orten Reklame zu machen.

Kaum war er fort, so war die Frage der Beschäftigung für morgen auch schon entschieden — jeder ließ seine beabsichtigte Fahrt fallen und ging zu den Rennen, an die man gar nicht gedacht hatte, um den sehr beliebten, veranstaltenden Vereinen eine Einnahme zu sichern.

Die Nacht senkte sich herab. Die Bahn leerte sich, Glühwürmchen gleich huschten die Gestalten auf den beleuchteten Maschinen auseinander und auch Heini wanderte seinem Museum zu, wie die tollen Mädchen sein Haus nannten, indem er ungefähr folgendes zu sich sprach: „Zu dumm, daß ich ja gesagt habe — ich hätte gerne wieder einmal einen Nachmittag Baudelaire und Rops zusammen genossen. Und warum gehe ich? Weil Lotte mich bat und mich dabei so süß ansah. Da werden wir in der Masse eingekeilt sitzen, um zuzusehen, wie einige Männer im Kreise herumfahren — gerade so witzlos wie ein Pferderennen. Heini, du wirst langsam ein Philister! Ach was! Ich lese vormittags die fleurs du mal — und ist es am Nachmittage gar zu langweilig, so empfehle ich mich und reise wieder einmal nach Indien. Es thut ohnehin

not, daß ich wegkomme und das Rad einige Zeit stehen lasse. Ich fühle, wie es immer mehr von mir Besitz ergreift und mein Denken und Sinnen sich immer mehr mit ihm beschäftigt. Ein schmales Tretkurbellager wird mich bald ebenso begeistern, wie ein lyrisches Gedicht — na, Prost möchten Paul Scherbarts blaue Löwen, die Gurkensalat mit Heugabeln essen, sagen. Benares wäre nicht schlecht. Ich habe es mir sehr flüchtig angesehen und der Eindruck beginnt bereits zu verblassen. Auch sollen die Straßen in der Umgebung gut fahrbar sein — sitze ich schon wieder bei dem Cycle fest!“

Er war nach Hause gekommen. Der Haushofmeister öffnete das Thor — er schritt die Stufen hinan — und schon in dem Arbeitszimmer rief er dem Bedienten nach: „Vergessen Sie nicht meine Maschine zu putzen, — es ist heute draußen sehr staubig und ich bin scharf gefahren — die Kette lassen Sie in Soda auskochen.“

* * *

Durch die breiten neuen Straßen, die nach den Vororten hinausführen, wälzte sich ein dunkler Menschenstrom. Tramways klingelten durch die Menge, Fiaker sausten in scharfem Trabe vorüber, bunte Plakate leuchteten von den Wänden und Planken; wie das Brausen eines Meeres lagerte es in der heißen Luft, die

sonnendurchglüht goldig glänzte, und Wolken Staubes flimmerten zwischen den schmucklosen Zinskasernen.

Langsam wälzten sich die menschliche Woge, ein Konglomerat von Lachen, Rufen, dem Trampeln der Füße, dem Rauschen der Frauenkleider, dem Rauche von Cigarren, Cigaretten und der Ausdünstung so vieler Körper zwischen den Häusern dahin, auf ihrer Krone rote, weiße, blaue Sonnenschirme, ebenso viele grelle Farbenflecke, dahintragend, bis sie plötzlich nach der Seite in eine Einfriedigung abbog. Rasselnd fuhren Wagen vor, denen Damen in lichten Kleidern entstiegen, hielten mit jähem Rucke die Pferdebahnen, die voll hinunter-, leer zurückfuhren. An langen Stangen wehten bunte Wimpel, die, vom sanften Windhauch geschwellt, sich ausbreiteten, klatschend und flatternd auf das Holz zurückfielen — und wie eine Mauer stauten sich die Massen an der Kasse, sich Zoll für Zoll vorschiebend. Erhitzte, gerötete Gesichter, dann wieder blasse Mädchen, Jünglinge, Spießbürger, Damen der Welt und Halbwelt, Offiziere, Studenten, Arbeiterinnen, Handwerker tauchten auf und verschwanden.

Dann floß die Menge zwischen Schranken dahin, um sich schließlich gleich einem mündenden Wasser um die Bahn, sie wie mit einem lebenden Reifen umfassend, zu verteilen.

Auf der Tribüne hatte sich in mehreren Logen die

Gesellschaft der Fahrschule eingefunden — Heini hatte seinen Platz genau gegenüber dem Zielrichterstande, der, aus Holz gezimmert und weiß bemalt, luftig in die Höhe ragte, und vor dem ein weißes Band die Rennbahn durchschnitt. Dahinter stand ein großes lichtes Gestell, der Nummernapparat, und noch weiter rückwärts sah man unter einem Sonnendache die Musikkapelle und hinter ihr, jenseits der Bahn, einen Wall von Menschen. Rechts und links erhoben sich die steil aufgebauten Kurven mit dem Rennfahrerquartier, kleinen, niederen Häuschen — das Ganze in Licht und Farbe gebadet.

Die Musik begann zu spielen, und das Geschwirre der Stimmen erhob sich stärker, wie der Wind, der sich an der Felswand bricht, oder der Bach, der sich schäumend über die Wehre stürzt und in dessen gleichmäßigem, aber doch wechselndem Getöse jeder andere Laut untergeht.

Heini war etwas nervös. Die Lektüre von Baudelaire hatte ihn aufgeregt und er blickte zerstreut um sich. Er dachte nach, durch welche Mittel der Dichter wohl diese sonderbaren Empfindungen und Gedanken auslöse. Er antwortete, ohne bei der Sache zu sein, auf die ihm gestellten Fragen — und dann beobachtete er einen interessanten Beleuchtungseffekt. Gerade unter ihm stand eine Dame mit einem weißen Sonnenschirme; doch wenn sie ihn neigte, daß die

Strahlen unter einem gewissen Winkel auffielen, erschien er blau, und die Reflexe von ihrem Kleide setzten auf der einen Seite rötliche Lichter hinein, während die andere grüne zeigte. Er wußte sich dies zuerst nicht recht zu erklären, er beobachtete unausgesetzt, verglich, sah weg, prüfte wieder, bis er plötzlich ein Zittern der Erwartung durch die Menge gehen fühlte.

Ueberrascht blickte er auf — da krachte ein Schuß, und als der Rauch sich verzog, sah er sieben Fahrer, in grelle Trikots gekleidet, langsam in die Kurve einbiegen. Er beugte sich vor — langsam ging es in Geradseite, langsam in die Zielkurve; und noch mehrmals umkreisten sie so, dicht geschlossen, unter den Zurufen der Menge die Bahn. Er neigte sich zu Lotte, die in der Nebenloge saß, und wollte fragen: „Geht es noch lange so weiter?“ Da, ein plötzliches Gejohle, daß er sich verblüfft umdrehte — da flog der Letzte gleich einem Schatten über das Band.

Lotte lachte ihn an: „Herr von Stein, Sie müssen besser achtgeben, sonst kommen sie noch nach Hause, ohne ein Rennen gesehen zu haben. Hören Sie! Es klingelt zum zweiten Laufe — warten Sie, jetzt will ich Ihnen den Mentor spielen, nachdem Sie so oft meiner waren.“

Er hörte das durch die Entfernung gedämpfte

die Füße in die Klips schlüpften — dann der Schuß, und das langsame Umfahren der Bahn. Die zwei hatten sich nebeneinander gelegt und beobachteten sich lauernd, ob der andere sich vielleicht eine Blöße geben werde. Um Heini herum war alles wie im Fieber, man schrie, winkte, und auch er beobachtete neugierig das Paar, das sich um die anderen Fahrer gar nicht kümmerte. Jetzt war nur mehr eine Runde — vierhundert Meter, dreihundertfünfzig — dreihundert — und plötzlich schnellte der schwarze wie eine losgelassene Feder nach vorwärts; man hörte auf der anderen Seite der Bahn ein Bierglas zu Boden fallen — dann dröhnte ein tausendfach wiederholter Ruf — der andere war rechtzeitig losgezogen und nun kämpften sie Rad an Rad in den letzten zweihundert Metern einen verzweifelten Kampf. Atemlos, mit schreckhaft geöffneten Augen, weit über die Brüstung seiner Loge vorgebeugt folgte Heini dem Ringen der beiden, seine Hände ergriffen krampfhaft das Geländer — eine Blutwelle schoß ihm zu Kopfe, seine Pulse hämmerten, sein Atem stockte, da seine Brust ihm wie zugepreßt schien. Er wollte rufen — er konnte nicht — er hörte das Toben der Menge wie ein in weiter Ferne brandendes Wasser — er sah nicht das Schwingen der Schirme, Hüte und Tücher — nur das zollweise Vorrücken des Angreifers und die schwindelerregende Schnelligkeit,

mit der sie aus der Kurve einbogen, die Gerade herabflogen und wie ein Wirbelwind weitersausten, beide weit über die Lenkstange gebeugt.

Noch einmal jauchzte alles frenetischen Beifall, während der Sieger die Ehrenrunde fuhr; dann summten wieder geschäftig Tausende von Stimmen, erregt die einzelnen Phasen des Rennens besprechend.

Heini war auf seinen Sitz zurückgesunken — er war ganz bleich, seine Haare klebten ihm an der feuchten Stirne und er drückte seine Rechte gegen das klopfende Herz. Er wußte nicht, ob er geträumt, ob er wirklich Menschen gesehen hatte, oder Maschinen, Automaten, die mit der Geschwindigkeit von Schnellzügen um den Preis gerungen. Er atmete kurz, stoßweise, und seine ganze geistige Thätigkeit war auf den einen Gedanken konzentriert: Wie ist eine solche Schnelligkeit nur möglich? Noch immer suchte sein Blick die Rennfahrer, die schon lange in ihre Kabinen verschwunden waren — er war vollkommen fassungslos — er begriff nicht. Sein Mund war ausgetrocknet, die Zunge klebte am Gaumen und verständnislos hörte er Lotte fragen: „Hat es Ihnen gefallen, Herr von Stein? Ein prachtvolles Rennen!" Mit einem Rucke zwang er sich zur Aufmerksamkeit und wandte sich ihr zu, indem er seiner Dose eine Cigarette entnahm. Doch seine Finger zitterten — er hatte kein Gefühl in ihren

Spitzen, so daß die erste Cigarette zu Boden fiel, während er die zweite nervös zerbrach, und erst bei der dritten gelang es ihm, sie ordentlich zu fassen.

Nun erst antwortete er — doch seine Stimme hatte solchen Klang, daß Lotte sich überrascht umdrehte — und er selber vor dem Tone erschrak. Er lächelte gezwungen: „Es hat mich ungemein aufgeregt," meinte er entschuldigend, und Lotte antwortete ihm, den Blick unter den langen Wimpern in ihn bohrend — und teilweise wie für sich sprechend: „Ja, ich kenne das; wie ich das erste Rennen sah, bekam ich einen Weinkrampf und wurde fast ohnmächtig; aber man härtet sich mit der Zeit dagegen ab; es wird zu einem angenehmen Nervenkitzel, die Rennfahrer in toller Jagd vorüberfliegen zu sehen."

Da errötete sie — denn er hatte sie in ihren Augen nackt gesehen, er begriff sie, verstand das flackernde Feuer in ihren Blicken, sah sie nach Liebe dürstend an der Quelle verschmachten und ihren Leib in unstillbarer Sehnsucht in namenlosen wollüstigen Qualen vernichten. Er entkleidete sie im Geiste, körperlich und seelisch, und in sekundenlangem, bangem Schweigen flog Frag und Antwort zwischen ihnen hin und her — sie gab sich ihm — doch an ihrer Verwirrung erstarkte er — er faßte sich — um schließlich antwortend zu sagen: „Ich begreife ganz wohl, daß

man sich später nicht mehr so hinreißen läßt, wie ich jetzt; aber aufregend muß es immer wirken, wenn zwei einen solchen Endkampf ausfechten.“ Während er so sprach, war es entschieden — auch da hatte sie umsonst um Liebe gebeten.

Plötzlich lautes Händeklatschen — auf der Bahn raste ein Tandem, auf dem die früheren Widersacher friedlich vereint saßen, vorüber, sich für das kommende Rennen einfahrend. Ein zweites erschien — ein drittes — bis acht Mannschaften unter dem Beifall der Massen sich mit den Kurven vertraut machten. Ein Glockenzeichen machte ihrem Treiben ein Ende — die Musik setzte ein — und sie reihten sich am Starte. „Zehn Kilometer-Tandemfahren“ stand auf dem Programme, und Lotte, deren Antlitz wieder die lächelnde Ruhe der Sphinx zeigte, wies ihm die einzelnen Paare. Da Gougoltz-Lamberjack, Edwards-Barden, die berühmten Engländer, Jaquelin-Morin, die unbezwinglichen Franzosen, Pasini-Tomaselli und andere.

In gutem Tempo, das sich in der Zielgeraden noch verschärfte, wurde die Runde genommen — und in einer Reihe flogen die Maschinen klirrend über das Band, während über die lautlose, gespannte Menge der Ruf und der Schuß des Startes klang. Immer schärfer wurde die Fahrt — noch blieben alle in einer Reihe — doch plötzlich, gerade vor den Tribünen,

schoß das eine Paar in mächtigem Schwunge vor — Pasini-Tomaselli — und bogen, wie von der Sehne geschnellt, in die Kurve.

Doch schon waren Morin-Jaquelin, Edwards-Barden, Huet-Büchner auf den Fersen — immer kleiner wurde der Abstand des führenden Tandems von der verfolgenden Gruppe und immer größer der zwischen den übrigen Paaren — man sah — das Rennen lag zwischen den vier ersten.

Nun hatten Morin-Jaquelin Anschluß an die Italiener — doch schon gingen Edwards-Barden mit Huet-Büchner im Schlepptau unter dem frenetischen Jubel der Menge an ihnen vorüber und eröffneten den Angriff. In der Zielkurve war das Rudel geschlossen — in beängstigender Weise hingen sie schief zu der wagerechten Bodenfläche und rasten, ein blitzschnell wechselndes Gemenge von gelben, grünen, schwarzen, blauen Flecken, von poliertem Stahl, von am Nickel der Lenkstangen reflektierten Sonnenstrahlen, von nackten Armen, Beinen und Köpfen, der Zielgeraden zu. Stille — denn rückwärts tauchte ein neues Paar, in rote Trikots vom Kopf bis zu den Füßen gekleidet, — auf, Gougoltz-Lamberjack, die eingeschlossen gewesen waren und nun in mächtigem Vorstoß das Feld zu erreichen suchten. Wie eine riesenhafte Spinne zogen sie in wahnwitziger Schnelligkeit über die Krümmung, beide zusammengekauert wie

Katzen, die sich zum Sprunge bereiten. Nun hatten sie die Führenden erreicht und lagen Rad an Rad neben Edwards=Barden.

Hypnotisiert folgte Heini dem Schauspiele. Sein Herz hämmerte wie im Fieber — er hörte, wie Lotte ihm etwas zurief — er achtete nicht darauf. Um ihn heulten Menschenstimmen wie ein Sturm, man schrie den Nachbarn, den Rennfahrern etwas zu — Gläser wurden achtlos umgestoßen — man beugte sich weit vor, um das Feld besser sehen zu können — Damen stiegen auf Stühle, die umzufallen drohten. Das Tempo wurde von Runde zu Runde schärfer — bald machten die Italiener, dann die Franzosen einen Vorstoß — vor Heinis Augen wirbelte die wilde Jagd vorüber, ohne daß er unterscheiden konnte, wer gerade an der Spitze sei.

Nur noch vier Runden — drei Runden — Goulgoltz=Lamberjack und Edward=Barden begannen langsam abzufallen — da ein Krach — ein Schrei — ein Wogen der Massen nach einer Seite hin, wie wenn der Wind über ein Kornfeld streicht — ein Wust von brechenden Maschinen — stürzenden Menschen, Staub — die beiden Mannschaften waren ineinandergefahren.

Doch schon eilten Leute herbei, welche die Gestürzten und die zerschmetterten Räder in den Innen=

raum trugen — da sausten bereits die drei anderen Paare unter fieberndem Jubel an der Unfallsstelle vorüber. Einen Augenblick war es Heini, als würde ihm selber plötzlich der Boden unter den Füßen weggezogen — ihm schwindelte — er wollte seinen Blick davon wenden — hinunterspringen und helfen gehen — er fuchtelte johlend mit den Armen in der Luft.

Kein Mensch kümmerte sich mehr um die Verletzten. Wie eine Windsbraut flogen die anderen heran, Plätze für den Endkampf suchend, vorne die Italiener, neben ihnen die Franzosen und rückwärts Huet-Büchner.

Es klingelte — das Zeichen der herannahenden letzten Runde — Heini beobachtete gerade das letzte Crew und wunderte sich, warum es wohl die Kurve so hoch hinaufgefahren — da sah er, wie Huet-Büchner sich plötzlich mit gewaltigem Schwunge nach vorne warfen, daß das Tandem sich unter der Wucht des Anpralles zu biegen schien — und mit der Schnelligkeit des Gedankens sausten sie an den anderen vorüber, die auch sofort ihre letzte Kraft herausnahmen und in Spurt übergingen. Mit einer Länge führten die beiden — immer näher rückten die Italiener heran, während die Franzosen langsam an Terrain verloren — in der Kurve lagen sie auf gleicher Höhe und schossen kämpfend in die Gerade — bald schienen die einen vorn, dann

die anderen — noch 70 Meter — 50 — 30 — 20 — 10 — und mit einem gewaltigen Rucke, mit der Anspannung aller Muskeln warfen Huet-Büchner ihr Tandem als erste über das Band — eine Viertelradlänge zurück die Italiener — vielleicht zehn Meter zurück Morin-Jaquelin, die sich aufgerichtet hatten, den Kampf als aussichtslos aufgebend.

Die Menge war wie im Dilirium; man schwenkte Hüte, Schirme, Tücher, schrie, tobte — die Musik spielte die Wacht am Rhein — und als Huet-Büchner nach der Ehrenrunde absteigen wollten, flutete eine Menschenmasse über die Barrière, hob sie von der Maschine und trug sie jubelnd um die Bahn. Glückselig lächelnd saßen die zwei, naß vom Schweiße, keuchend von der Anstrengung, auf den Schultern ihrer Bewunderer, tausendfache Grüße erwidernd.

Heini war tief ergriffen — er fühlte sich in ihre Lage — das jubelnde Volk — der Sonnenschein, die Jugendkraft — ein Rausch, eine berückend schöne Erinnerung für spätere Jahre, um die er sie beneidete. Heute früh noch Fahrer von lokaler Bedeutung — abends von europäischer Berühmtheit. Ueberall würden ihre Namen zu lesen sein, ihre Bilder würden in den Sportzeitungen veröffentlicht, ebenso eine genaue Biographie — eine Skizze ihres Trainings, ihrer Art zu fahren.

Und eine düstere Wolke senkte sich über ihn, wenn er bedachte, was die zwei geleistet, um solchen Ruhm zu ernten — und wie Gelehrte, deren rastlose jahrelange Arbeit die Welt reformiert, vergebens warten, daß Fama an ihr Studierzimmer klopft, um ihnen den wohlverdienten Lohn für die Stunden der selbstlosen Mühen zu überbringen. Und er selber —

Mit einer Bewegung des Unmuts stand er auf — ihm graute vor seinen eigenen Gedanken und er suchte Ablenkung von denselben. Er sah in die wimmelnde Menge des Aktionärraumes — da traf ihn ein Blick Lottes. Er lehnte sich an die Brüstung, welche die Logen voneinander trennte. Sie war blaß — in der Hand hielt sie zerknüllte das Taschentuch. Um ihre Lippen spielte ein schmerzlich wehmütiges Lächeln, als auch sie sich erhob und zu den anderen sagte: „Ich glaube, wir gehen — sonst ist ja nichts Interessantes am Programm."

Man war einverstanden — schweigend schloß sich Heini an, und als sie durch die dichtgedrängten Zuschauer schritten, fand er sich mit einem Male allein an ihrer Seite. Er betrachtete sie — unter der Kleidung erriet er herbe, schlanke Reize, einen Duft von Morbidität, und auf ihren schmalen roten Lippen die Glut ersterbender Küsse.

„Es ist besser so," sagte er vor sich hin — und sie wiederholte mechanisch — „Es ist besser."

Der Wagen führte sie rasselnd über das Pflaster — Heini saß ihr gegenüber — und es war ihm, als ob er an einem Glücke achtlos vorbeigeschritten wäre.

Zwei Tage nachher saß Heini vormittags im Schatten des Zeltes in einem bequemen Lehnstuhle, um ihn herum die Mädchen und einige junge Herren; er las Stellen aus Nietzsche vor.

Niemand fuhr. Die Mütter saßen stickend in einer anderen Ecke; draußen in der Sonne hüpften Sperlinge zwitschernd umher und badeten im Staube. Manchmal flog sein Auge über den Rand des Buches und betrachtete die Mädchen, wie sie lauschend dasaßen — er sah, die eine verstand, die andere arbeitete um zu verstehen, die dritte eilte dem Gedanken voraus, und andere ließen sich durch seine Stimme liebkosen, ohne auf den Sinn der Worte zu achten. Es unterhielt ihn, den süßen intelligenten Geschöpfen einige Nüsse zum Knacken zu geben, und die Wirkung des größten dichtenden Philosophen an ihnen zu studieren.

Eben hatte er geschlossen und man wollte über das eben Gehörte sprechen, da trat Menke herein und meldete, in devotester Haltung vor Heini stehend: „Bitte, Herr Baron, der Herr Gajer ist da und hat gsagt,

er möchte Sie wegen Ihrer neuen Maschine sprechen, hat er gsagt."

Heini entfernte sich mit einer Entschuldigung, und stand das erste Mal dem berühmten Trainer allein gegenüber, der sich ihm vorstellte und sagte: „Der Herr Ingenieur Kluge läßt bitten, wenn Sie Zeit hätten, einen Augenblick in die Fabrik zu kommen. Sie haben ihm eine Zeichnung geschickt, wie Sie Ihr Rad haben wollen, und wir haben jetzt ein neues Patent einer Kettenspannung, die ganz außerordentlich ist, und die er Ihnen gerne zeigen möchte, ob Sie's haben wollen. Doch kann er es auf die Maschine, wie Sie's wünschen, nicht anbringen."

„Aber mit dem größten Vergnügen, Herr Gajer — es möchte mich nämlich auch sehr interessieren, einmal eine Fabrik anzusehen. Es ist doch erlaubt?"

„Gewiß, Herr von Stein — wird uns ein großes Vergnügen machen, gewiß — ich werde, wenn Sie es gestatten, Sie persönlich führen."

„Also gut — ich gehe gleich mit. Mein Wagen steht ohnehin vor dem Thore. Ich muß nur noch Abschied nehmen."

Rasch rollten sie dahin — zuerst durch belebte Straßen der Großstadt, dann durch Gassen der Vororte, auf deren einer Seite sich Zinspaläste zwischen Hütten erhoben, während auf der anderen kleine Häus-

chen in Gärten, die mit Salat, Kohl, Bohnen und anderen Gemüsen bepflanzt waren, standen. Schmierige Kinder spielten in dem Schmutze der von Ziegelwagen ausgefahrenen Wege und starrten erstaunt der Equipage nach. An den Fenstern hingen Wäschestücke zum Trocknen, Weiber in Unterröcken und ungewaschenen Camisols, die einst weiß gewesen, lehnten an den Thüren und den Fenstern oder saßen auf den Stufen des Eingangs. Bis die Straße wieder besser wurde, zeigten sich rechts und links eingefriedete Gärten mit neuen, einstöckigen Gebäuden, Arbeiterhäuser, wie Gajer erläuterte, und ein Wald von hohen rauchenden Schornsteinen erhob sich gegen den Himmel.

Nun bogen sie um eine Ecke und vor ihnen dehnten sich, einen großen, langhingestreckten Komplex einnehmend, die Ichneumon-Fahrradwerke.

Das Thor wurde geöffnet, um den Wagen einfahren zu lassen, dann sofort wieder geschlossen, und Gajer führte Heini zum Ingenieur.

Eine Luft, von Arbeit geschwängert, hing um Heini, ein Hämmern, Kreischen, Pusten drang gedämpft in die langen warmen Gänge, die er durchschritt, und wenn eine der Thüren, die in die Maschinensäle führten, sich öffnete, so schlug ihm eine lauwarme Welle von Oelgeruch, das Gestampfe der Motoren und das Brausen vieler Menschenstimmen entgegen. Die Wände

vibrierten unter dem fortwährenden rastlosen Schaffen, lange Transmissionsriemen glitten heulend oder dumpf sausend über ihm hinweg — und nun war er angelangt. Er trat in ein geräumiges Zimmer, das durch drei große Fenster sein Licht erhielt. Die Wände waren kahl, kein Bild verzierte sie, nur ein Reklamekalender belebte die Fläche. Große Tische, voll von Zeichnungen, Plänen und Maschinenbestandteilen standen umher, und von einem derselben erhob sich der Ingenieur, den Eintretenden zu begrüßen. Er war groß, mager, in einen langen blauen Kittel gehüllt, die Stirne war zeitig durchfurcht, und das Haar an den Schläfen ergraut.

Vor ihm lag ausgebreitet die Zeichnung Heinis, daneben ein Mittellager mit Kettenrad, Kurbeln und Kette.

„Ich habe soeben nochmals Ihre Skizze durchgesehen, Herr von Stein,“ meinte er, nachdem die ersten flüchtigen Phrasen gefallen — „der Bau eines solchen Rades bereitet keinerlei Schwierigkeiten, da wir ohnehin alle Teile selbst erzeugen, und rein nur dem Werkmeister gewisse Kleinigkeiten mitzuteilen sind. Nun haben wir soeben eine ganz neue Art Kettenspannung konstruiert, und ich wollte Sie auf zweierlei aufmerksam machen; erstens, daß dieselbe sich auf ein Rad, wie Sie es wünschen, nicht anbringen läßt, zweitens, daß

Sie, wenn Sie dieses neue Patent, das ganz hervorragende Vorteile besitzt, benützen wollen, der erste sein werden, der es praktisch erprobt — was Ihnen vielleicht unangenehm sein könnte. Denn wir wissen noch nicht, wie die Sache, die von der Theorie als epochemachende Erfindung ausgeklügelt wurde, sich in der Praxis macht. Ich will Ihnen lieber das Ding zeigen, damit Sie sich darüber ein Urteil bilden können."

Mit Interesse verfolgte Heini die näheren Ausführungen und stimmte der Anbringung der neuen Kettenspannung auf seiner Maschine als Versuchskaninchen bei, plauderte einen Augenblick noch über andere Themas und hörte mit Erstaunen, wie intensiv hier gearbeitet werde, und was für Summen in Umlauf kämen. Man sprach von der Fabrik, wie sie aus kleinen Anfängen sich emporgerungen — da wurde der Ingenieur warm — er erzählte, wie sie hatten kämpfen müssen, sich den Platz, den sie jetzt einnahmen, zu verschaffen — er wurde groß in seiner Empfindung und seine Rede klang in begeisterte Worte auf die Arbeit und auf den stets schaffenden, das Bessere suchenden menschlichen Geist aus.

Dann brachte Heini sein Anliegen um Besichtigung der Werke vor, das ihm sofort bewilligt wurde. Draußen wartete bereits Gajer auf ihn, um ihn durch alle Räume der Fabrik zu geleiten.

Treppauf, treppab ging der Weg, durch lange, gewaltige Hallen, in denen Maschinen in einer von Oel und Schweiß gesättigten Luft summten, brausten und polterten, zu den Dampfkesseln, die alles in Bewegung setzten und wo mächtige Riemen dumpf heulend die Luft durchschnitten. Er sah in der Vernicklungshalle die großen, mit grünem Vitriol gefüllten Wannen, in welche Arbeiterinnen die Lenkstangen, Pedale, Speichen u. s. w. hängten, um sie nach einer Weile blank vernickelt herauszuziehen, die Lackiererei, die Magazine, angefüllt mit Rädern und ihren Bestandteilen, die Versandthalle, die Reparaturwerkstätte; er sah, wie Stahlmeisel Lagerschalen aus dem Kerne herausdrehten, wie die Rahmen zusammengestellt, vernietet und montiert werden, durchwandelte staunend die Aufbewahrungsräume für Pneumatiks, Sättel, Pickzeug und Laternen, sah wie aus dem Metalle die Staubkappen, Pedale und Dichtungsringe gestanzt werden; überall um ihn brauste die Arbeit in den verschiedensten Formen. Rings um ihn bewegten sich die sehnigen Gestalten der Arbeiter in ihren schmutzigen blauen Blousen, wo er hinblickte sauste eine Riemscheibe, bohrte, feilte, polierte man ohne Unterbrechung, Tag und Nacht.

Die Wände vibrierten von der Anstrengung der Arbeit, das ganze kolossale Gebäude schien ihm ein Bienenstock, der dem Unkundigen regellos durcheinander=

fliegt, und wo doch jedes nach einem Willen schaffen muß, wo alle Mühen hunderter Menschen auf das eine konzentriert sind, ein vollendetes Werkzeug der Fortbewegung zu bilden. Wie in einem Traume schritt er durch die Säle und hörte nicht auf die Worte, die ihm sein Führer in dem Lärme zurief. Er kam sich so klein, so unbedeutend vor neben all diesen einfachen Leuten aus dem Volke — was hatte er bis jetzt im Vergleiche zu dem kleinen, kaum 13jährigen Jungen, der die Gewinde der Speichen an der Arbeitsmaschine einschnitt, für die Mitwelt geliefert? Nichts! Seine Arbeit war eine unproduktive — nur wenige hatten einen Nutzen davon — und dieser Knabe verfertigte die Speichen für fast hundert Fahrräder im Tage!

Schließlich zeigte ihm Gajer noch die fertigen Modelle, die Touren-, Damen- und Rennmaschinen, die Tandems und Mehrsitzer, zeigte ihm, wie man die Kette eines, bei dem letzten Rennen benützten Racers nachmaß, ob sie sich gedehnt habe, und führte ihn endlich in sein Privatzimmer.

Die Photographien berühmter Rennfahrer, die er einstmals trainierte, hingen rings an den Wänden, darunter auch das Paar Huet-Büchner; Teile von Rennmaschinen, die er einer speziellen Prüfung unterzogen hatte, lagen in den Ecken, auf dem Schreibtische große Stöße Rennberichte, Ausschreibungen und Zeitungen.

Mit lebhaftem Interesse betrachtete Heini die Bilder der Fahrer, als Gajer, plötzlich von dem Gesprächsthema, den Löhnen der Werkmeister abspringend, zu ihm sagte:

„Herr von Stein, Sie sollten einmal versuchen, auf der Rennbahn zu fahren."

Heini drehte sich überrascht um.

„Versuchen möchte ich es ganz gerne, Herr Gajer, aber erstens habe ich keine Rennmaschine, und zweitens dürfte die Sache sehr witzlos sein; denn ich glaube nicht, daß in mir das Zeug zu einem Weltmeister steckt."

„Was die Rennmaschine anbelangt, so können Sie beruhigt sein — die steht Ihnen jeden Moment zur Verfügung — und was das zweite betrifft, versichere ich Ihnen, der ich ja doch schon einige Rennfahrer gesehen habe, daß in Ihnen etwas steckt. Sie haben einen leichten Tritt, und das ist immer ein gutes Zeichen. Versuchen können Sie es — der Kostenpunkt ist Ihnen egal, da Sie, wenn es Ihnen einfällt, dieses ganze Etablissement kaufen können. Doch stellen wir jedem, der auf meine Aufforderung hin Versuche macht, die Maschine frei zur Verfügung. Sehen Sie, daß Sie Anlagen haben, freut es Sie, so können Sie Amateurrennen bestreiten — und schließlich schadet ein kleines Rennbahntraining Niemandem für das Straßenfahren, im Gegenteile, es unterstützt dasselbe außerordentlich."

Blitzschnell überlegte Heini — der Sommer nahte, bald würden seine Bekannten die Stadt gegen den Landaufenthalt vertauschen, und er selbst hatte noch gar keinen festen Plan entworfen. Ein Stückchen Bequemlichkeit klebte noch an ihm, von der Zeit seiner Einsiedelei her — und da sah er, wie man ihm eine ganz hübsche Unterhaltung darbot. Er würde diese Leute, deren Lungen Blasebälge, deren Muskeln Stahlfedern schienen, persönlich kennen lernen — er würde imstande sein, Studien an ihnen anzustellen, hätte ein Beschäftigung für seine müßigen Stunden, einen fixen Punkt in seinem Leben. Er sah wieder ein Stückchen unentdeckten Lands vor sich, er versprach sich neue, unbekannte Nervenreize zu empfinden — Sonnenschein — wimmelnde Scharen — und es war ihm, als ob ein Echo seinen Namen, von Abertausenden gerufen, wiederhole.

Er schlug in Gajers ausgestreckte Hand ein — dann legte er ihm 1000 Franks auf den Tisch — für die Maschinen und sonstigen ersten Auslagen.

Gajer wollte von einer Bezahlung des Racers nichts wissen; doch Heini bestand darauf — er wolle doch nicht sich in seinen eigenen Augen zum Professional stempeln — bis Gajer nachgab. Die erste Trainingstunde wurde für den nächsten Tag um 9 Uhr früh angesetzt — dann ging er.

Soeben war die Mittagspause zu Ende. Von allen Seiten strömten die Arbeiter zu dem großen Thore — aus den engen Gäßchen zogen sie einzeln auf die breiteren Gassen, wo sie sich in Gruppen sammelten, um gemeinsam die Schritte zur Fabrik zu lenken, die in der gleißend flimmernden Mittagshitze sich ausbreitete gleich einer großen Spinne, die nichts, was sie mit ihren weithin reichenden dünnen Fängen packt, losläßt.

Rasch fuhr Heini zuerst speisen, dann in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Er besorgte sich ein Renndreß, lichtblauen Sweater mit silbernen Manschetten, Kragen und Rand, auf Brust und Rücken einen ebensolchen Stern, schwarze Hosen, Sandalen, Strümpfe, einen langen Mantel, Mütze, und ging dann wie gewöhnlich auf den Fahrplatz.

Es dunkelte bereits, als er hinkam, die Meisten waren schon fort, und so fuhr er allein auf der Bahn umher. Geräuschlos glitt er über die glatte Oberfläche und sann.

Er war mißmutig — warum hatte er nur so plötzlich eingeschlagen? Er hatte das quälende Bewußtsein, etwas Ungeschicktes gethan zu haben, und wußte nicht recht wieso. Es blieb sich doch ganz einerlei, ob er hier oder dort im Kreise sich drehte, ob Müllers oder Meyers ihn umgaben. Er wußte,

daß es unter den Rennfahrern problematische Existenzen gäbe — doch wo findet man deren nicht? Seine Tageseinteilung würde auch keine Störung erfahren, denn der Weg zur Rennbahn war ziemlich gleich mit dem zum Fahrplatze. Er würde ein neues Stück Welt kennen lernen, in das nur Wenigen Einblick gegönnt ist — und doch hatte er die Empfindung, daß er zu rasch gehandelt, so daß er schon eine Absage an Gajer schreiben wollte. — Nein, lieber nicht — solche dumme Stimmungen mußten bekämpft werden.

Und mit einem Satze sprang er vom Rade, nach Hause zu eilen, einen neuen französischen Dichter zu studieren.

Doch während er las, weilten seine Gedanken wo anders; bis er das Buch zuklappte und sich selbst untersuchte.

Vor allem — warum hatte er so plötzlich einen Entschluß gefaßt, was für Vorstellungen hatten ihn beherrscht? Und er zergliederte seine Gefühle, wie der Arzt einen Leichnam.

Da war zuerst der Nachhall der Erregungen vom Sonntage. Was hatte er eigentlich an diesem Tage empfunden? Diese Frage mußte als erste gelöst werden. Er konnte sich genau erinnern — Bewunderung, schreckhaftes Staunen, Wohlgefallen waren die Grundtöne — das Geschrei, das bunte Farbengewirre, Lottes

Nähe, der helle Sonnenschein hatten ihn in einen Gemütszustand versetzt, in dem sich die Bestie im Menschen, die er schon so gut gezähmt wähnte, wieder frei machte und in ihm die alte Kampfeslust der germanischen Ahnen geweckt hatte, so wie das Vergnügen an keckem, ja tollem Wagnis. Er lächelte, als er diese Entdeckung machte — dafür lebt man im 20. Jahrhundert, dachte er sich, um nicht einmal in den zweitausend Jahren der Entwicklung unseres Stammes diese Freude am rein Bestialischen, Brutalen unterdrücken zu können. Im Teutoburger Walde brüllte man in wilder Freude auf, wenn der Waidgenosse den Speer in die Weichen des Urs stieß — wir thun es bei anderen Gelegenheiten, doch die Sache bleibt dieselbe, wenn man ihr auch ein neues Mäntelchen umhängen mag.

War das alles? Er sann weiter. Ja, noch ein Schimmer von Neid — der Gedanke, daß er dies vielleicht auch könne, hatte ihn durchzuckt, als die siegreichen Tandemfahrer auf den Schultern der begeisterten Menge herumgetragen wurden.

Das war ungefähr das Wesentliche der Empfindungen während des Sonntages — und dann war in ihm in der Zwischenzeit, in der sich seine Gedanken mehrmals mit den vorhergegangenen Ereignissen beschäftigt hatten, das Gefühl der eigenen Kraft und Schnelligkeit stärker

geworden, so wie auch der Neid — ein häßliches, aber wahres Wort.

Sodann der Gang durch die Fabrik, der ihn betäubt hatte. Es war etwas wie eine Ehrfurcht vor der Arbeit über ihn gekommen; er, der die körperliche Anstrengung, die nicht dem Vergnügen, sondern dem Lebensunterhalt dient, nur aus den Büchern kannte, stand ihr da zum erstenmal gegenüber und sah sie durch den Geist des Lenkers beseelt. Er sah, jeder der Arbeiter war ein Rad in dem Getriebe der großen Maschine, keiner war unnütz, und sie alle schufen plangemäß an der Verwirklichung eines Gedankens mit. Da hatte er sich selbst von einem ihm sonst fremden Standpunkt aus gesehen — und da fand er, daß er nichts geleistet. Wenn er jetzt stürbe — er hinterließe nichts als lachende Erben, sein Tod würde keinen Verlust für einen noch so geringen Bruchteil der Menschheit bedeuten.

Dann die noch immer wache Sehnsucht, neue Sensationen, neue Nervenreize kennen zu lernen, sie zu studieren und zu analysieren, wie er gerne that, und eine Vision voll Sonnenschein, lachenden Farben und kräftigem tierischen Wohlbehagen.

Da hatte man also die Sache — und wenn man die hypnotisierenden Augen Gajers dazu in Berechnung

nahm und den unklaren Drang nach energischer Bethätigung, so war der ganze Vorgang mehr als begreiflich.

Und sein instinktartiges Sträuben — damit wollte er sich gar nicht befassen. Das war zu ungeschickt — ein Ueberbleibsel jener Zeiten, in welchen man jeden Entschluß jahrelang mit sich herumtrug, bis man zur Ausführung schritt — und die Gewohnheit, die oft stärker ist als Vernunft und das praktische Bedürfnis. Er war zufrieden — lächelte vergnügt, so oft er an die verdutzten Gesichter seiner Freunde vom Cénacle dachte, wenn sie seine neueste Thätigkeit erführen — und es mischte sich etwas wie Schadenfreude in seine Stimmung, wenn er dachte, wie wohl Fredi oder ein Anderer sich auf einer Rennmaschine ausnehmen würde. Liebkosend strich er über das glatte Tricot und sah sich schon damit bekleidet auf der Rennbahn.

Er wurde wieder ernst — ich bin doch in mancher Beziehung ein Kind, dachte er; wie mich jetzt der bunte Lappen freut! Man hat doch immer an sich zu bessern und zu feilen, wie ein Dichter an seinen Versen.

So! Jetzt lesen wir weiter, wenn es noch nicht zu spät ist. Nach einer Weile ging er zu Bett, und bevor er sich niederlegte, betrachtete er lange prüfend seine Gestalt; er untersuchte die Stärke seiner Schenkelmuskeln, die Feinheit seines Knöchels, versuchte seine

Dreß, ging in derselben auf und ab, um sich an die Bewegung in derselben zu gewöhnen. Schon war er eingeschlummert, da setzte er sich jäh auf, denn ein sonderbarer Einfall war ihm durch den Kopf geschossen. — Mir scheint, ich mache eine umgekehrte Entwickelung durch — andere vergeistigen sich, während ich mich animalisiere. Macht aber nichts, denn es ist eigentlich sehr nett, so zu leben. — Die Schuld daran trägt nur mein teurer Max — das Radfahren — nein, eigentlich doch ich; und wenn ich, wie ich nicht bezweifle, in Kürze vom Radfahren genug habe — wie vom Reiten, Fechten, Jagen, so kehre ich als geläuterter Geist zu meinen Büchern zurück. Da wäre es von Interesse zu beobachten, in wie weit ich meine Anschauungen geändert habe, wenn es überhaupt dazu kommt, daß ich mich noch umformen lasse. Rennbahn und Fahrbahn sind doch rechte Brüder — der eine etwas älter, aber kleiner als der andere.

*   *
*

Etwas bewegt durchschritt Heini am nächsten Tage zu der festgesetzten Stunde die Pforten der Rennbahn, auf der ihn Gajer bereits erwartete.

Oed und gewaltig dehnte sich die Ellipse mit den hoch aufgebauten Kurven in dem Grün der Wiese, von

dem klaren Lichte der Vormittagssonne überstrahlt. In den Gräsern hingen noch funkelnde Tautropfen. Dem Eingange gegenüber erhoben sich die mächtigen Holzbauten der Tribünen, wie Häuser, denen die vordere Wand fehlt, aus der Ferne der leeren kunstvollen Wohnung eines Bienenvolkes gleichend.

Alles war einsam — nur ein alter Diener kehrte verdrossen die weißen Kieswege vor dem Rennfahrerquartiere. Der Platz, den Heini nur dicht gefüllt gesehen hatte, er schien ihm ganz fremd, viel größer und ausgedehnter als früher und von einer ruhigen Abgeschiedenheit, die er gar nicht vermutet hatte. Eine neue Welt öffnete ihm ihre Thore, und er zog frohen Mutes in sie ein.

Gajer bemerkte sehr wohl, daß sein Schützling erregt sei, und führte ihn überall hin, um ihn abzulenken. Er zeigte ihm die Einrichtung des Nummernapparates, des Zielrichterstandes, der Räderremise, die nur an Renntagen in Gebrauch kam, und rief schließlich den Diener herbei, um die Rennfahrerhäuser öffnen zu lassen, damit Heini sich eine Kabine aussuchen könne. Drei hinter der Nordkurve liegende Häuschen waren für die Fahrer eingerichtet, alle mit einem gemeinsamen Aufstiege zur Bahn.

Zuerst betraten sie das Haus, das förmlich in die Kurve hinein gebaut war.

Ein dumpfer Geruch von trocknenden, schweißnassen Kleidungsstücken schlug ihnen entgegen, als sie eintraten. Rings um die Wand standen niedere Betten, eigentlich bloß Holzpritschen mit Matratzen und dunklen Decken; lagen Rennschuhe, Pumpen, Flaschen mit Franzbranntwein, Trikots, Klips und Lenkstangen herum, an den weißgetünchten Mauern klebten große, in schreienden Farben ausgeführte Plakate von Fahrrad- und Pneumatikfabriken. Zwischen zwei Lagerstätten stand ein großer Waschtisch mit einem Wasserbehälter aus gelb lackiertem Blech, und durch eine Thür gelangte man in einen kleinen Nebenraum, in welchem sich eine Douche befand, und der mit schmalen hohen Kästen gefüllt war, auf denen die Namen der Rennfahrer standen. Ueberall lehnten und lagen Racer, Ersatzräder, Luftreifen, Mehrsitzer aller Art und Konstruktion.

Dann wanderte man weiter, um das zweite Haus zu betrachten, das etwas weiter zurück lag.

Es war ähnlich eingerichtet, nur war es reiner, heller gehalten, und standen die Bettstätten, die mit einer Lade zur Aufnahme von Kleidungsstücken versehen waren, so wie in den Schiffen oder den Schlafwagen der Eisenbahn zu zweit über einander. Es waren wirkliche Betten, zwar nur roh aus Holz gezimmert, aber doch bequemer als die Pritschen im Hause Nr. 1. Tische und Stühle waren auch vorhan-

den. Mit der Douche war eine Cementwanne verbunden, und für die Räder gab es einen eigenen Raum, wo ein jedes an seinem, mit der Visitenkarte des Eigentümers bezeichneten Platze stand.

Eine laubumrankte Veranda erhob sich vor dem Hause, die Fenster waren mit Gardinen versehen, und Gajer erklärte, das erste Gebäude sei der gemeinsame Auskleideraum jener Fahrer, deren Mittel es nicht erlaubten, sich in das zweite einzukaufen, oder die nur einige Tage auf der Bahn zu trainieren gedachten, wie es vor jedem großen Rennen sei, zu dem Fahrer aus aller Herren Länder zusammenströmen. Dort gelte der Grundsatz des zuerst Gekommenen, hier jener des wohlerworbenen Rechtes und des besseren Trinkgeldes, was den Diener bewege, dem Lokale mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als dem andern.

Ganz rückwärts, wo der Platz mit einer Planke eingefriedet war, lag das dritte Häuslein. Ein Gang mit Oberlicht führte durch die Länge desselben, und auf ihn öffneten sich rechts und links die Kabinen; am Ende war die Douche angebracht, flankiert von zwei Wannen, der Boden war mit Läufern bedeckt, und an den Wänden hingen die Bilder berühmter Sportsleute.

Mehrere Thüren standen offen, da die Zimmerchen nicht vermietet waren, und Gajer forderte Heini auf, sich eins zu wählen.

Rasch entschlossen nahm er das zweite von der Douche aus, das den Ausblick auf die fernen Berge gewährte und eines der geräumigsten war.

Dann als Gajer ihn allein gelassen hatte, um die Rennmaschine zu holen und ihm Zeit zum Umkleiden zu gewähren, sah er sich in demselben um.

Ein Feldbett, ein Tisch, ein hoher, schmaler Kasten, zwei Sessel und ein Fahrradständer bildeten die Einrichtung. Die Wände waren geweißt, und eine elektrische Lampe in einer matten Kugel beleuchtete abends das Gemach.

Schnell zog er sich aus und schlüpfte in die Renndreß, die ihm sein Bedienter nachgetragen, ganz froh, solche Räume gefunden zu haben. Da würden einige Kleinigkeiten zu richten sein, und das Ding würde ganz nett aussehen; Vorhänge an das Fenster, eine einfache lichte Tapete, ein Teppich für den Fußboden und ein paar Bilder würden genügen, es wohnlich erscheinen zu lassen. Dann setzte er die Kappe auf, ließ sich den langen Mantel umhängen und ging, um Gajer aufzusuchen.

Er fand ihn am Zielrichterstande. Neben ihm lehnte der Racer, ein Ding, kaum 10 Kilo schwer, dessen vernickelte Bestandteile lustig in der Sonne glänzten.

Wohlgefällig musterte Gajer seinen Pflegling, als

er seine Hülle abwarf, und dann lächelte er etwas spöttisch, als er den Bedienten wahrnahm, der ernst wie ein König hinter seinem Herrn einherschritt.

Man stellte fest, daß die Sattelstellung paßte, und dann meinte Gajer, Heini solle sich mit der Bahn vertraut machen, so lange noch niemand auf derselben fahre. Dann werde er ihn mit einigen jungen Kräften üben lassen.

Etwas unsicher bestieg Heini die Maschine — es graute ihm vor den Kurven, die sich so steil erhoben, daß man sie radial gar nicht erklimmen konnte — doch Gajer versicherte ihm, er solle nur fest hineintreten und das Körpergewicht nach links verlegen, der Rest werde sich schon finden, und schob ihn ab. Zuerst fuhr Heini höchst zaghaft. Der ungewohnte Sitz, die neue Lenkstange bewirkten, daß er das Rad hin und her riß — und die gefürchtete Kurve stieg, je näher er kam, immer gewaltiger auf, den Horizont vor ihm verschließend. Langsam, mit einer Vorsicht, als gelte es einen Eierlauf, fuhr er in sie ein, es war ihm, als müsse das Rad unter ihm wegrutschen; da streifte auch schon sein Pedal mit metallischem Klange den Asphalt — unwillkürlich beschleunigte er die Fahrt — und da war die unangenehme Stelle auch schon hinter ihm. Dadurch gewitzigt behielt er das Tempo bei — anstandslos kam er um die zweite Kurve und

sah, am Trainer vorbeifahrend, daß dieser die Uhr hervorzog.

Noch mehrmals umkreiste er mit gewisser Vorsicht die Bahn, immer bestrebt, sich möglichst knapp an der Innenkante zu halten. Er fühlte, wie er rasch sicherer wurde, ruhiger steuerte, die Maschine lief leicht surrend unter ihm — er wußte kaum, daß er sie bewege, und die Sonnenstrahlen glitzerten auf den Speichen des Vorderrades.

Er wurde schneller — bis der Atem keuchend ging und ihm Gajer zuwinkte, daß es gut sei. Er sprang ab und fragte ihn: „Nun, Herr Gajer, was halten Sie von meiner Fahrerei?"

„Wissen Sie, Herr von Stein," erwiderte er, „sagen kann ich jetzt noch nichts; das wird sich erst in einigen Wochen zeigen. Gefallen hat mir Ihr Fahren gut. Sie haben sich kolossal rasch an die Kurven gewöhnt, fahren ruhig und wackeln nicht. Ihr Tritt ist ein sehr feiner und leichter, ihre Rundenzeit war für einen Anfänger auch nicht schlecht. Aber ich muß Sie auch mit anderen zusammen sehen — und jetzt nehmen Sie schnell was um. Das könnten wir brauchen, wenn Sie sich verkühlen! Bleiben Sie nur hübsch in der Sonne — ich mache nur einen Sprung hinüber, schauen ob meine Burschen schon fertig sind. Ein paar habe ich herumlungern gesehen."

Heini hatte sie auch beobachtet, wie sie am Geländе vor dem Hause lehnten und neugierig betrachteten, was Gajer da für einen neuen bunten Vogel eingebracht habe.

Nicht lange blieb er allein — schon kam der Trainer wieder, diesmal beladen mit Papieren, Tafeln, Stahlklötzchen und Kartons.

Dies alles richtete er sich auf dem Tischchen vor dem Zielrichterstande säuberlich her. Ein Blatt, von oben bis unten rubriciert, legte er mit einigen polierten Stahlstückchen fest, daneben kam ein Buch, in welchem jeder Trainierende seine Leistungen finden konnte, die Kartons wurden nach Nummern — von zwanzig abwärts — geordnet und auf einen Pflock gesteckt, sodaß die Vorüberfahrenden im Stande waren, die Zahlen zu lesen, und die Uhr in eine Vertiefung des Brettes gelegt.

Während er dies that, erzählte er, daß seine Burschen gleich kommen würden, heute zehn Mann hoch — „wissen Sie, einige schlafen noch den Siegesrausch vom Sonntag her aus. Sie werden sehen, es sind einige ganz nette Leute darunter, ein ehemaliger Hochschüler, ein Student der Handelsakademie; der Rest auch ganz brave Leute. Wissen Sie, die meisten Rennfahrer sind recht arme Teufel — nur wenige wühlen so im Gelde, wie die, deren Namen in allen

Zeitungen stehen. So ein Schrittmacher hat halt seine zwei Gulden täglich, und was sonst noch bei Distanzrennen für ihn abfällt. Das Kreuz ist halt, wenn welche darunter sind, die nicht Deutsch können, und da haben wir heuer zwei Franzosen und einen Stockengländer, die nur Französisch oder Englisch verstehen. Da muß halt herhalten, was man auf Reisen, auf den Rennplätzen aufgegabelt hat — aber das ist verflucht wenig."

„Uebrigens, da kommen sie schon."

Hintereinander kamen sie auf ihren Rennmaschinen zu Gajer, und Heini lernte alle kennen, Korn, Hall, Gérard, Moureaux, Everton und wie sie alle hießen. Er schüttelte jedem die Hand und die drei Ausländer waren sehr erfreut, endlich jemanden zu finden, der mit ihnen sprechen konnte. Everton war in der Heimat Mechaniker gewesen, Gérard Commis und Moureaux Maler, während Hall Jurist war, der das Studium an den Nagel gehängt hatte. „Man muß doch irgendwie leben," sagte er, „und das Rennfahren ist noch immer lustiger, als jungen Idioten die Verben auf -μι oder homo einzukeilen. Bei Tag renne ich, abends versuche ich zu studieren."

Während die vier sofort mit Heini plauderten, standen die anderen etwas abseits und beobachteten sein

Gebahren. Er suchte möglichst natürlich zu sein, er machte sogar einige Witze; da rief Gajer: „Also wird's bald! Aufsitzen — Zehn Kilometer-Tempo — Hall, Sie führen — und Sie, Herr von Stein, fahren als letzter mit, so lange Sie es können. Hall! Hall! Warten Sie doch auf die anderen, eine tote Runde, dann kann es losgehen.“

Langsam setzte sich das Feld in Bewegung, Hall an der Spitze, Heini am Ende des Zuges. Als sie in die Kurve einbogen, wurde er wieder einen Augenblick ängstlich und fuhr mitten auf der Bahn; bei der nächsten aber war er wieder im Schwunge. Dann verschärfte sich das Tempo — Hall legte sich auf die Lenkstange und unter dem Surren der Pneumatiks, dem Klirren der Ketten zog die lange Kette über das Zielband.

Heini fuhr nicht leicht in seiner letzten Position. Eben war er noch dicht angeschlossen gewesen — und nun lag ein Zwischenraum von drei bis fünf Metern zwischen ihm und seiner Führung, obgleich er die ganze Zeit gleichmäßig gefahren war. Dann hieß es plötzlich nach rechts ausbiegen, um nicht mit dem Hinterrade des langsamer werdenden Vormannes, der mit eben denselben Nachteilen zu kämpfen hatte, zu kollidieren. Und kaum, daß er abgestoppt hatte, war schon wieder eine große Lücke da, die in raschester Fahrt ge-

schlossen werden mußte, um nicht ganz verloren zu gehen. Die ersten Runden ging es noch an — doch mit einem Male begann ihm der Atem zu mangeln, das Blut hämmerte an den Schläfen, er glaubte, es werde ihm unmöglich sein, bis zum Schlusse auszuharren, besonders da er auch einen ziehenden Schmerz in der Kniegegend spürte. Doch er wollte wenigstens möglichst lange angeschlossen bleiben — und nachdem er noch einige Runden nur mit Aufbietung aller Energie hinter sich gebracht hatte, atmete er wieder viel leichter. Nur merkwürdig, wie lang eigentlich fünfhundert Meter waren — er hätte nicht gedacht, daß es so lange Zeit dauere, bis man einmal um die Bahn herum war. Sie traten rasch und nach seinem Gefühle brauchten sie doch mindestens eine Minute für die Runde. Jetzt mußte doch bald die Strecke zurückgelegt sein — er sah auf die Tafel — was, noch acht Runden? Entsetzlich! Na, eine intelligente Beschäftigung war es nicht, so im Kreise sich zu drehen — einmal und noch einmal — und wiederum. Mit der Zeit müßte man dabei verblöden.

Plötzlich, als er, das Auge auf das vor ihm sich drehende Hinterrad gerichtet, wieder an Gajer vorüberfuhr, hörte er denselben rufen: „Letzte Runde!“

Auf Heini machte diese Aeußerung gar keinen Eindruck; ruhig fuhr er weiter, nur von dem Gedanken

erfüllt: „Gott sei Dank, daß es aus ist.“ Er blickte nicht einmal auf, als das Tempo noch schärfer wurde und das Feld sich zusammenschob — mechanisch rückte er auf und behielt seine letzte Position, bis mit einem Ruck, vielleicht dreißig Meter hinter der Auslaufkurve, die Distanz zwischen ihm und seinem Vordermanne sich vergrößerte. Ueberrascht sah er auf — und gewahrte, vielleicht vierzig Meter vorne, fünf Fahrer dicht geschlossen dahinstürmen, dann fünf Meter nichts — zwei Fahrer, die sich aufgerichtet hatten; nach weiteren fünf Metern drei, die nach vor wärts strebten und schließlich — er selbst. Er begriff — das war der Endkampf, der Spurt.

Er warf sich nach vorwärts — noch ein Blick, wo die Bahn frei sei — und mit aller Kraft tretend flog er dahin — jetzt tauchten zu seiner Linken die Trikots der drei letzten auf — und verschwanden — wie ein Blitz schoß er an der mittleren Gruppe vorüber — er hörte Geschrei hinter sich — doch er kehrte sich nicht daran — er sah nur vor sich das Rudel, die gekrümmten Rücken und die wirbelnden Beine, denen er immer näher kam. In der Einlaufkurve erreichte er sie und von außen vorgehend legte er sich neben sie. Er war hoch oben auf der Kurve — keiner der fünf sah hinauf und bemerkte seine Anwesenheit.

Plötzlich schoß Moureaux, der bis jetzt in dritter

Stellung gelegen hatte, vor — im Nu hatte er die anderen überholt und spurtete einige Längen vor ihnen in die Zielgerade. Er wußte sich den anderen weit überlegen — da sauste etwas hinter ihm. Er sah sich um und erblickte ein blaues Trikot mit Silber, dessen Vorderrad bereits in der Nähe seines Tretkurbellagers war und immer noch vorrückte. „Wer ist das?“ schoß es durch seinen Kopf, als er instinktiv sein letztes aus sich herausnahm, um den Angreifer abzuschütteln — „wer trägt blau mit Silber? Richtig — der Neue — Sapristi! In dem steckt etwas.“

Blitzschnell hatte Heini den Vorstoß erwidert — er wußte nur mehr, daß er an der Spitze war, daß bloß die blaurote Dreß sich vor ihm befand — er fühlte nicht die Anstrengung des Atmens, nicht den pochenden Herzschlag — nur eine Empfindung beherrschte ihn: Schneller!

Zoll für Zoll rang er sich nach vorwärts; nur mehr eine halbe Radlänge war er zurück, — da huschte ein weißer Streifen unter seinem Vorderrade hinweg und der andere richtete sich auf. Maschinenmäßig that Heini desgleichen. Es brauste ihm in den Ohren, ein roter Schleier legte sich nur einen Augenblick vor seine Augen — und dann erkannte er seinen Gegner, der fast ebenso ausgepumpt wie er selbst ihm zurief:

„Bravo, Monsieur Stein — sehrr gut; Sie aben de l'avenir!"

Der Schwung der Räder trug sie fast ohne Treten noch einmal um die Bahn; dann sprangen sie beim Trainer ab, der ihnen sofort die Mäntel umhängte.

Die anderen Fahrer waren teils schon beim Zielrichterstande, teils kamen sie noch, und beglückwünschten Heini, der jetzt erst erfaßte, was er gethan.

Aufgeregt klopfte ihm Gajer auf die Schulter: „Herr von Stein, ich sage Ihnen, Sie sind ein Phänomen. Kaum auf die Rennbahn gekommen, spurten Sie einen meiner besten Burschen fast nieder. Alle Achtung vor Ihnen — so etwas hab' ich weder gehört, noch gelesen; wenn ich's nicht selber gesehen, ich möcht's nicht glauben."

Mit einer Mischung von unbewußtem Stolze und gemachter Bescheidenheit ließ Heini diese Lobsprüche über sich ergehen, während seine Organe sich langsam beruhigten. Er versuchte zu sprechen — doch er brachte nur abgerissene Worte hervor.

„Nicht sprechen," ermahnte ihn der Trainer — „Mund zumachen, sonst verkühlen Sie sich — und Ihr," sich zu den Herumstehenden wendend, „richtets die Viersitzer, der Bürger ist schon da und zieht sich um. Schade, daß er Sie nicht gesehen hat, Herr von Stein.

Legens Ihnen ein bissel in die Sonne — nicht rauchen — nicht rauchen, hab' ich g'sagt."

So lag er denn still im Grase, die Halme schwankten über seinem Gesichte, von einem leisen Windhauche bewegt.

Seine Brust arbeitete noch immer hastig — doch die Sonne schien so schön, der Himmel war so blau, daß er die Welt hätte umarmen mögen. Und die wohlige Ermattung, die er in allen Gliedern spürte, ließ ihn mit offenen Augen träumen. Eine Weile lag er regungslos im warmen Lichte, dann hörte er Stimmen und sprang auf — merkwürdig, wie die Beine ihn schlecht trugen. Er hatte die Empfindung, als müsse er jetzt und jetzt in die Kniee sinken — ein ziehender Schmerz nahm seinen Ursprung in der Kniescheibe und erstreckte sich die Schenkel hinauf, während die Gelenke ihm ganz weich und haltlos dünkten.

Er setzte sich zu Gajer. Oben auf der Kurve standen zwei lange, mächtige Maschinen, Vierſitzer, von ihrer Bemannung festgehalten, und neben ihnen ein kleiner, schwarz mit gelb karriert gekleideter Rennfahrer. „Das ist Bürger, den ich für ein Hundert Kilometer-Rennen trainiere, das er machen muß," erläuterte Gajer und pfiff. Die Leute setzten sich in die Sättel, der letzte Mann schob ab und sprang im Laufe auf.

In langsamer Fahrt nahte sich unsicher schwankend das von Everton gesteuerte Quadruplet dem Standorte der beiden und vergrößerte allmählich seine Geschwindigkeit, sich ganz knapp an der Innenkante haltend. Auch Bürger kam heran und fuhr allein einige scharfe Runden, »um sich erst mal die Beene warm zu machen,« wie er sagte.

„Ich schicke ihn heute über fünfundzwanzig Kilometer,“ sagte der Trainer — „da brauche ich noch den dritten Viersitzer — Hall, schau nach, ob noch ein paar gekommen sind. Sie sollen sich schnell umziehen!“

Moureaux sollte den zweiten Viersitzer, den man nun zum Zielrichterstande gebracht hatte, steuern — und Heini sah sich die Maschine an; sie machte ihm mit ihrer Länge, den mächtigen Pneumatiks, den vielen Ketten, Pedalen und Röhren einen merkwürdigen Eindruck, wie ein Spinnennetz, von menschlicher Hand gefertigt.

Jetzt lag Bürger hinter dem Quadruplet, das ziemlich langsam die Bahn umkreiste, und sprach mit dem Hintermanne — drei gellende Pfiffe Gajers — sofort verstummte das Gespräch, das Tempo verschärfte sich — die Einlaufkurve wurde hoch genommen — und nun flogen sie auch schon die Gerade herunter.

Sumsend, leise klirrend kam der Trupp heran=

gesaust und ein Windstoß ließ die Enden von Heinis Mantel flattern. Während die noch rastenden Schrittmacher gleichmütig zusahen, bebte Heini vor Erregung, als er die wilde Jagd beobachtete. Kaum zwei Fingerbreiten trennten das Vorderrad Bürgers von dem Hinterrade seiner Pacemaker und mit mathematischer Genauigkeit hielt er diesen Abstand ein. Er fuhr leicht vorgebeugt, seine Beine gingen scheinbar ohne Anstrengung auf und nieder und sein Auge verließ keinen Augenblick den vor ihm rollenden Pneumatik. In toller Hast flogen sie nun, schräg zur Wagrechten gestellt, über die Kurven, die Luft klang pfeifend in den Speichen, und wie eine Windsbraut waren sie vorüber. Unbeweglich stand Gajer da, in der Hand die Stoppuhr und verfolgte scharfen Blickes die Trainierenden.

„Wenn er das Tempo durchsteht, ist's gut," murmelte er.

„Aber wie ist es nur möglich, Herr Gajer," redete ihn Heini, ganz blaß von dem Schauspiele, an, „daß der Mann das aushalten soll. Er ist ja nur ein Mensch."

„Wissens," antwortete Gajer, indem er gelassen die Runde stoppte — „das macht alles die Führung. Sind Sie schon einmal hinter einem Wagen gelaufen? Ja? Ist's Ihnen da nicht aufgefallen, wie viel länger

Sie's da ausgehalten haben, als wenn Sie allein sind? Das ist fast dasselbe — und der Wind, den Sie spüren, wenn die Burschen vorüberkommen, zieht ihn ja auch noch — nimmt ihm ein Stückerl Arbeit ab; außerdem fährt er, wenn er sich so knapp rückwärts hält, vor dem Luftdrucke geschützt, hat daher den Widerstand nicht zu überwinden. Dazu kommt, wissens, daß er sich fortwährend denkt — so weit darf ich weg, weiter nicht, sonst verlier' ich den Anschluß — und das hilft kolossal. — Na und zum Schluß"... tip — stoppte er die Runde ... „müssens noch bedenken, daß ich den Mann schon seit Wochen scharf trainiere. Wenn Sie einmal zwei Monate trainieren, werden Sie es gerade so treffen, wie der da, vielleicht besser."

„Burschen, auffitzen! Die andern treten schon hart!"

Rasch sprang Moureaux und sein Crew auf, nachdem das Rudel vorüber, und entfernten sich, während ein dritter Viersitzer im Laufschritte die Kurve heruntergeschoben und zur Zielrichtertribüne geführt wurde.

Kräftig traten Moureaux und seine Leute in die Pedale, um die schwere Maschine in Schwung zu bringen, bei jedem Tritte sich mit dem Körper hin und her neigend, so daß sie bald in raschem Fluge waren, und das andere Quadruplet nur langsam gegen sie Terrain aufholte.

„Jetzt passens auf, Herr von Stein, wie die ab=

lösen werden," sagte Gajer, und gespannt sah Heini zu. Zoll für Zoll rückte die erste Mannschaft der zweiten, die ganz genau die innerste Bahn fuhr, näher. Man sah, sie nahmen ihr letztes heraus, um in demselben Tempo zu bleiben und den anderen näher zu kommen, dabei stetig sich von der Innenkante entfernend. Nun fuhren beide auf gleicher Höhe ganz kurze Zeit knapp nebeneinander — dann machte Bürger mit seinem Vorderrade eine minimale Schwenkung, die ihn hinter Moureaux' Quadruplet brachte, das in gleichmäßiger Fahrt davonzog, während das andere, das bis jetzt geführt hatte, leer laufend zurückfiel.

„Sehen Sie, so geht nicht ein Meter Terrain verloren — na, übrigens machen die zwei, der Moureaux und der Everton, ihre Sache wirklich ganz ausgezeichnet. Ich glaube nicht, daß jemand ihnen das so bald nachmachen wird, wie sie eine Zeit lang knapp nebeneinander fahren, ohne daß der eine oder der andere anfängt schneller zu werden."

Runde um Runde flogen sie dahin, alle drei Mannschaften waren auf der Bahn und man war in den zwanzigsten Runden, als man Bürger die Anstrengung anzumerken begann. Noch immer gingen seine Beine automatisch auf und ab, doch nun saß er etwas mehr vorgebeugt als früher und seine Lippen waren zusammengekniffen.

„Ja, das ist der böse Moment, den man überdauern muß, einmal kommt er früher, dann später, aber fast jeder leidet an einem kleinen Schwächeanfall während eines längeren Fahrens. Da hab' ich Ihnen einen Engländer gekannt, den Arthur Linton. Jedesmal fuhr er großartig bis zum sechzigsten Kilometer, dann ist er zusammengeschnappt wie ein Taschenmesser, um nach einigen Minuten wieder zu versuchen, drauflos zu fahren. Aber das hat ihm manchen todsicheren Sieg gekostet. Natürlich, wie einer merkt, daß der andere schwach wird, fangt er an drauf zu drücken. Der will sich wehren — aber es geht nicht. Er pumpt sich noch mehr aus, der Anfall dauert noch länger und derweil hat der Gegner ein paar Runden aufgeholt. Sehens, der Bürger ist schon drüber."

Es führte ihn gerade die dritte Mannschaft und auf einmal rief Gajer: „Schauens einmal den Kerl, an — den da im grünen Dreß. Du, Bursche!" schrie er — „wirst gleich treten; Natürlich, Champus saufen, bei die Weiber scherwenzeln und in seidenen Trikots herumspazieren, daß den Frauenzimmern die Augen aus dem Kopf steigen, das kann er — wann's aber arbeiten heißt, dann spannt er aus. Den noblen Herren möcht' er gerne spielen — allez — hop, schneller — wirst treten! Könnt' deiner G'sundheit schaden, was? Oder der Schönheit, du Kittelfalter.

Ueberhaupt seid's mir a nette G'sellschaft da oben — schneller — hop — allez — schärfer — schääärfer! Habts g'hört, Faulenzer, elendige, schärfer sollts fahren — könnts nimmer? So hol Euch der Teufel und hängts die Rennfahrerei am Nagel — allez, Everton — go on ablösen! Diese Burschen! Na warts, ich werd' Euch Mores lehren — nicht einmal die paar Runden haltens aus — solche Jammerkerle!"

Mächtig arbeitend schoß nun Evertons Viersitzer vorüber. Eng aneinander gepreßt, das Gesicht auf den Rücken des Vordermannes gedrückt und mit dem ganzen Körper tretend rasten sie vorbei — Runde um Runde. Nun waren siebenundvierzig gedeckt — nur mehr drei bis zum Ende. „Allons, Moureaux — das letzte — le dernier fest treten — à la fin spurt."

Die beiden anderen Mannschaften sprangen ab. „Ihr vom Dreier — was habts denn heute g'habt? Ah so! Ihr zwei habts gestern abends mulatiert?! Na, wir werden halt noch ein Wörtel unter vier Augen sprechen — allez, Moureaux, allez."

Alles verfolgte gespannt die letzten Runden, die Bürger in wahnwitziger Schnelligkeit fuhr, ebenso leicht und gleichmäßig wie die ersten. Die Mannschaft des Quadruplets lag schon fast auf der Maschine, wenn sie unter dem Klirren der Ketten und dem Sausen der

Pneumatiks vorüberhuschte. Es hing in der Luft wie eine Wolke von Schweiß; man hörte sie keuchen, doch sie ließen nicht nach. Nun kam die letzte Runde.

Wie ein Phantom rasten sie vorüber — Bürger jetzt wie eine Katze vor dem Sprunge auf dem Rade zusammengekauert, das Tempo wurde noch schärfer, doch er wich nicht vom Hinterrade. Nun waren sie in der Kurve — man sah nichts als eine Linie sich wellig bewegender Rücken und die nackten, strampelnden Beine. Da schoß Bürger plötzlich aus dem Hintergrunde hervor, an dem sich verzweifelt wehrenden Viersitzer vorüber, und flog, sich aufrichtend, vor ihm über das Zielband.

„Fünfundzwanzig Kilometer in 28′ 21 $^2/_5$″,“ sagte Gajer — „er macht's“.

Geschäftig legte er sodann seine Sachen zusammen. „So, jetzt geht's Euch anziehen, ich geh zu Bürger. Herr von Stein, Ihnen schicke ich gleich den Masseur.“

Lang hingestreckt lag Heini im Bette und ließ sich massieren. Es that ihm wohl, wie auch die darauffolgende Douche. Rasch kleidete er sich an und ließ dabei noch den Redeschwall des Masseurs über sich ergehen, der ihm von allen möglichen Renngrößen, die er bereits massiert, erzählte. Das interessierte Heini nicht im mindesten und er war froh, als er allein

war, um über sich und das, was er heute gesehen, nachzudenken. Gajer — was für ein merkwürdiger Mensch — sonst so liebenswürdig — und wie er grob, geradezu brutal die armen verkaterten Schrittmacher angefahren hatte. Das hatte in ihm ein direkt peinliches Gefühl erzeugt, als ob er selbst der Gescholtene wäre. Er zündete sich eine Cigarette an.

Sollte er mit dem einen Male genug haben oder doch noch mitthun? Die Sache war ja doch ein rein tierisches Vergnügen, sich schinden könnte er ebenso gut wo anders, wo er nichts mit der ganzen, doch etwas sonderbaren Gesellschaft zu thun hätte. Everton schien ein netter Mensch zu sein, Moureaux und Hall ebenfalls, aber der Rest zeigte nicht die geringste Intelligenz in seinen Zügen. Wenn man allein da herum fahren könnte — o ja — aber noch einmal mit diesen Leuten — lieber nicht. Lieber darauf verzichten. Diese ungeschlachte Redeweise widerte ihn an — er fühlte förmlich einen unangenehmen Geschmack im Halse, wenn er daran dachte.

Der Kampf war zwar herrlich gewesen — einige hatten ihn wirklich von Herzen beglückwünscht, erfreut über sein Fahren, darunter Moureaux selber, bei anderen aber hatte er einen Zug boshafter Freude entdeckt. Er würde morgen einfach nicht kommen, übermorgen auch nicht, dann Gajer einen Brief schreiben, daß er

in Angelegenheit seiner Vermögensverwaltung abreisen müsse — und damit Schluß!

Es war sehr spannend gewesen, wie er wahrgenommen, daß er den anderen immer näher rückte, und er sah sich selber, wie er weit vorgebeugt die Kurve herunterjagte und einen Kampf auf Leben und Tod lieferte. Doch — it is a't worth the while. Die Cigarette war fertig, er erhob sich und ging; und als der Bediente ihn fragte, ob er die Dreß mitnehmen solle, überlegte er einen Augenblick und sagte dann: „Noch nicht!"

Als er ging, hörte er in einem Nebenraume Bürger herumhantieren.

„Jetzt möchte ich doch wissen, was die Schrittmacher treiben," dachte er und betrat ihr Quartier. Einige waren schon ganz in Civil, andere noch in Dreß, wieder andere halb angezogen, einer lag nackt im Bette, ein anderer stand unter der Douche. In der Mitte der ganzen Gesellschaft stand Gajer, seine halbe Cigarette rauchend, und der kleine Moureaux zeichnete eben auf eine große Tafel eine Karikatur des Trainers, wie er, auf einem Sterne sitzend, einen Rekordfahrer vom Mond zur Erde abstoppte. Alle lachten und schrieen durcheinander, einen furchtbaren Lärm vollführend, der nur einen Moment nachließ, als Heini eintrat, um sofort wieder loszubrechen. Der alte

Diener August ging, von allen gehänselt, brummend hin und her, sammelte die nassen Trikots, die er auf der Kurve zum Trocknen ausbreitete, versuchte Ordnung unter die Sandalen und die Kleider zu bringen — jedoch umsonst — bald wollte der, dann jener etwas von ihm haben, und unterdessen würde seine Arbeit von einem Suchenden wieder zerstört.

Heini kam, an die eben entstandene Karikatur anknüpfend, mit Moureaux in ein Gespräch über Malerei, speziell Pariser Atelierverhältnisse, und war sehr erstaunt vom Künstler zu hören, daß er nur aus Passion, zum Zeitvertreibe, Rennfahrer geworden war, da er einer begüterten Familie entstammte. Es war ihm bei der ganzen Rennfahrerei hauptsächlich darum zu thun, auf eine billige Art und Weise die größten Städte Europas mit ihrer Bevölkerung zu sehen, und dabei seine Mappen mit Skizzen zu füllen. Er war Mitarbeiter mehrerer französischer Witzblätter, denen er Studien von den verschiedenen Rennplätzen lieferte, schrieb auch, wenn die Zeit es erlaubte, Rezensionen und Berichte über Ausstellungen. „Wissen Sie,“ meinte er, „im Winter ist es ja ganz hübsch, im Atelier zu arbeiten, aber im Sommer, da mache ich's wie in alten Tagen die Maler, die zur Maienzeit ihr Ränzel schnürten und die Welt zu Fuße durchstreiften, stets auf der Suche nach Motiven. Nur

mache ich's moderner, trachte mir dabei mein Geld zu verdienen, und finde Typen, ohne sie lange zu suchen. Was ist z. B. Gajer für ein Original, der Hall, der Everton — Sie — und meine Person selbst. Sie werden es nicht bereuen, Rennfahrer geworden zu sein. Wenn man wie Sie gerne beobachtet, so werden Sie die kleinen Unannehmlichkeiten leicht mit in Kauf nehmen, da bei unserer Beschäftigung die Nerven fast stets in angestrengter Thätigkeit sein müssen."

Unterdessen hatte sich das Haus geleert. Gajer mahnte zum Aufbruch. Heini ging mit Moureaux, dessen Sprechweise ihn fesselte, speisen, dann in dessen Wohnung, um sich Skizzen und Kunstblätter anzusehen.

*　　　*

*

Lieber Max!

Du Unglücksmensch fragst mich, was meine Ansicht von der Sixtinischen Madonna Rafaels sei, da einer Deiner Bekannten sich geäußert habe, er halte sie für eine Fälschung, eine Kopie, was weiß ich. Ich möchte nur wissen, wieso Du dazu kommst, Dich gerade an mich mit der Frage zu wenden, da Du doch weißt, daß mir der Rafael komplett Schnuppe ist, nachdem ich ihn nicht für einen großen Meister, nicht einmal

für einen kleinen, sondern nur für einen Glückspilz halte. Ich glaube, wir haben schon darüber gesprochen, und ich bin seither von meiner Ansicht nicht abgekommen, daß niemand so ungerechtfertigt zu einem solchen Ruhme gelangt ist wie Rafael. Ich möchte jedem an die Gurgel springen, wenn er verzückt die Augen zum Himmel emporhebt und mit salbungsvoller Stimme: „Ja Rafael, das ist was ‚anderes'" flötet. Für seine Zeit malte er nicht schlecht, vom technischen Standpunkte aus, meine ich, aber er ist wohl schon seit Jahrhunderten auf der ganzen Linie überflügelt. Sag' mir nur, was findest Du, ein Mensch, der doch selbständig denkt und nicht bloß nachplappert, was alte Weiber ihm vorerzählen, an dem Kerl, der nicht einmal ordentlich zeichnen konnte?

Daß Du nicht meinen Geschmack für Andrea del Sarto teilst, will ich Dir verzeihen, — aber daß Du Dich mit Leonardo da Vinci nicht befreunden magst, ist mir unerfindlich. Rafael ist in meinen Augen der Maler, der für Alle malt, ohne tiefere Empfindung seine berühmten Madonnen nach der Schablone herunterkleistert, und mit einigen recht auffallenden Sachen, Symbolen, Handlungen, Geberden ihre Mutterliebe markiert und — kurz er malt für Bonbonièren, Ansichtskarten und höhere Töchter, ein Mensch, der jeder idealen Begeisterung bar ist und nichts will, als seine

Kunden befriedigen, um viel Geld zu verdienen. Ein Künstler nach dem Quadratmeter, der sich die Bilder von seinen Schülern malen ließ, um sie dann wohlgemut als eigene zu verwerten.

Ich sehe, wie Du vergnügt grinst und mir den Meister Rubens zwischen Daumen und Zeigefinger vorhältst — und ich kann Dir mitteilen, daß Rubens sich zwar auch von seinen Schülern unterstützen ließ, aber seinen Käufern gegenüber von einer unglaublichen Gewissenhaftigkeit war. Als er einst seine Bilder gegen eine Antiquensammlung tauschte, führte er alle Bilder an, die er momentan in seinem Atelier hatte und setzte mit rührender Treue bei jedem hinzu, inwieweit er persönlich daran beteiligt war, was seine Schüler oder andere Maler geschaffen hatten. Diesen Zug vermisse ich bei Rafael, der ein Schoßkind des Glücks, im richtigen Augenblicke geboren, von allen Seiten unterstützt und gehätschelt, eine Stufe in den Augen der Welt errang, die ihm nie und nimmer gebührt, dabei andere, bessere in den Hintergrund drängend. Und mich empört das eine ganz besonders, daß man bei ihm, dem ‚Einzigen', alles entzückend findet, was man bei den anderen verdammt und mit den herbsten Worten tadelt. Du erinnerst Dich doch noch des Bildes: Die Erteilung des Schlüsselamtes von Perugino, das Rafael in dem Maße nachempfand, daß man einen schlechten Perugino

vor sich zu haben glaubt. Bei dem heißt es kindliche Anlehnung an die Form des Meisters, Ringen nach Selbständigkeit — weiß Gott wie noch — bei anderen einfach Diebstahl und, wenn der Kritiker gut gelaunt ist, Unselbständigkeit.

Geh in ein Kloster, lieber Max — mehr kann ich Dir nicht anraten, wenn Du an diesem Zierpüppchen ohne Seele, das ihr Dasein bloß der Clique verdankt, Dich noch zu begeistern vermagst — vergiß die süßen, schwermütigen Augen Botticellis, den rastlosen feurigen Geist da Vincis und Dürers, wenn Du es kannst — schwärme für die Regel, Komposition und elegante Farbe — aber nenne Dich nicht fürder einen kunstsinnigen Menschen und mach nicht so, als ob Rops oder Khnoppf Dir sympathisch. Du verstehst sie ja nicht — und wenn Du sie verstehst, so ist es nicht anders, als wie die heutige Menschheit Christi Worte begreift: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst oder Johannis: Kindlein, liebet einander.

Uebrigens läßt mich Deine Uebersetzung der litanie au Satan von Baudelaire erkennen, daß Du doch nicht so lachhaft tief gesunken bist, wie Deine Frage in puncto Rafaels es vermuten ließe. Sie ist wirklich gut, geradezu verblüffend und atmet denselben bitteren ironischen Geist, denselben diabolisch fratzenhaften Ernst, wie das Original. Du mußt rein in atavistischer Ge-

hirndämmerung befangen gewesen sein, als Du den ersten Teil Deines Briefes schriebst, und zur Rettung des Ansehens Deiner Intelligenz will ich es für erwiesen ansehen, obwohl Du merkwürdig viel über Aesthetik schreibst.

Lieber Freund! eine Aesthetik von heute ist geradezu unmöglich. Warum? Weil wir uns in einem Uebergangsstadium befinden; *Πάντα ῥεῖ* alles fließt — und auch die Gesetze der Schönheit ändern sich mit den Jahrhunderten.

Du wirst nicht leugnen können, ebensowenig wie ich, daß gewisse der alten Bilder uns vom dekorativen — kompositionellen Standpunkt aus entzücken, und ebensowenig vermagst Du zu verneinen, daß moderne Werke, die den Gesetzen der alten Aesthetik Hohn sprechen, unser Wohlgefallen im höchsten Grade zu erregen imstande sind, ein Wohlgefallen, das sich bei näherer Betrachtung nicht in ein bitteres Gefühl der Enttäuschung verwandelt, wenn wir den Handgriff entdecken, der uns die Sache mundgerecht machte, und der uns immer aufdringlicher erscheint, sondern sich im Gegenteile noch verstärkt. Ich verweise Dich auf Klingers Radierung ‚Schaukel‘, auf das ebenso benannte Bild von Stuck, auf ‚Pornokrates‘ von Rops, ja sogar auf den Fries des Parthenon, der allen gelehrten Kombinationen zum Trotze ebenso ‚komponiert‘ ist, wie

meine neue grüne Kravatte mit den Goldtupfen. Soviel erscheint mir als sicher, daß unser Geschmack von dem ausgesprochenen Pyramidalaufbaue, sowie von der Hogarthschen Wellenlinie abschwenkt, und dafür mehr rhythmische Naturwahrheit, mehr inneren Gehalt anstrebt. Genaueres zu behaupten, wage ich nicht — bemerken möchte ich noch, daß, wie mir scheint, auch ein P. T. Publikum sich immer mehr mit dem Gedanken vertraut macht, daß es nicht einerlei ist wer etwas dargestellt habe, sondern daß dahier eben eine der Hauptursachen des Wohlgefallens, beziehungsweise Mißfallens liegt. Ein großer Geist imprägniert, möchte ich sagen, den kleinen Stoff mit seiner Persönlichkeit, während eben das liebe Mittelmaß nichts anderes thut, als Allerweltsgedanken darzustellen und dadurch den winzigen Stoff noch ungenießbarer zu machen. Vor Allerweltsgedanken hat schon Lessing höchst vernünftigerweise gewarnt, indem er ungefähr sagte: damit bleibe man nur ruhig zu Hause. Allerdings wird zuerst das liebe Mittelmaß (es ist doch die Mehrzahl) entzückt sein, sich, sein Fühlen, seine Gedanken (Pardon, daß ich ihm welche zumute) von sich selbst so hübsch dargestellt zu sehen. Doch bald kommt der Rückschlag — *πάντα ῥεῖ* — auch das Mittelmaß wächst über seine frühere Größe hinaus und rückt ungefähr in jene Stellung, die einst das Uebermittel einnahm. Und in

demselben Momente hat es wie ein Kind, das mit vorschreitenden Jahren verächtlich den Hampelmann in eine Ecke wirft, der es einst entzückte, nur mehr ein mitleidiges Achselzucken für das Werk, welches mittelmäßig Mittelmaß, wie es einst war, darstellt.

Wir haben das schon in unserer Zeit erlebt — ein umjubelter Künstler ist, wenn er nicht mit vorschreitet, in Kürze ein toter Mann, sein Werk eine beschmierte Leinwand, ein Marmorblock ohne jegliches Interesse, ein antiquarisches oder wissenschaftliches vielleicht ausgenommen.

Wir stehen vor der Periode der Meisterwerke. Noch tastet man unsicher im Dunkeln, doch schon glaube ich die Stellen zu unterscheiden, bei denen sich die neue Kunst von der alten scheiden wird und man kann ein Großes, Herrliches vom nächsten Jahrzehnte erwarten, die Litteratur nicht ausgeschlossen.

Du siehst, wie ich objektiv sein kann, — ich für meinen Teil habe eine ganz eigene Aesthetik zum Hausgebrauche, die Du ja kennst, und die sich mit manchem, was ich Dir jetzt schrieb, nicht ganz deckt. Die ist aber nur für mich, für meine nächste Umgebung — und seitdem ich an mir selbst die Erfahrung mit dem Radfahren gemacht, begreife ich sehr wohl, daß es Menschen geben kann mit geraden Gliedern, die nicht auf den Kopf gefallen sind und mit meinen An-

sichten nicht übereinstimmen, die ausgesprochene Farben mehr lieben als jene, die in andere überzugehen geeignet sind, wie orange, lichtgrün u. s. w. und die nicht vor dem rötlichen Glanze alten Bernsteins, dem modrigen Schmelze byzantinischer Glasflüsse und Pasten in Verzückung geraten, obwohl das auch noch geschehen kann, wie

Dein alter Freund

Heini.

P. S. Richtig, bitte Dich, schicke mir die neuesten Radierungen von Rops und Klinger, dann den Juvenal und die Gedichte Rosettis — ich will mein Englisch auffrischen.

Ich bin Rennfahrer geworden.

* *

*

Es war acht Uhr früh, als Heini, der am Abend noch schnell diesen Brief geschrieben hatte, aufwachte. Er überlegte — sollte er auf die Rennbahn gehen oder nicht? Er schwankte — doch die Erinnerung des Kampfes und teilweisen Erfolges überwog das unangenehme Gefühl, das ihn noch jetzt beschlich, wenn er an Gajers Heftigkeit dachte.

Er kleidete sich an und, um sich selber über die Motive, die ihn auf die Rennbahn trieben, zu täuschen,

nahm er sein Skizzenbuch mit, sich selbst mit der Erklärung beruhigend, daß er erstens Moureaux zu kommen versprochen habe, um ihm die Zeichnungen zu zeigen, zweitens, daß er interessante Momente bemerkt habe, die er festhalten wolle. Beim Gehen spann er sich eine ganze Geschichte aus, er werde Gajer sagen, er sei noch zu matt von gestern, habe schlecht geschlafen, morgen werde er sicherlich trainieren, heute wolle er sich auf das Zeichnen und Zusehen beschränken.

Er überdachte schnell, ob ihn nicht irgend ein Teil seines Körpers schmerze. Er fand nichts, trotzdem er sich einzureden versuchte, daß er im rechten Knie einen rheumatischen Schmerz verspüre.

Bei jedem Schritte ärgerte ihn, daß er seinem gestrigen Vorsatze, nicht wieder zu kommen, so untreu werde — doch die Rennbahn zog ihn, wie der Magnet die Eisenfeile, an. Er wollte sich nicht gestehen, daß diese Beschäftigung, im Kreise herumfahren und zu trachten, dem anderen vorzukommen, der Bestie im Menschen wohlthat und gefiel; er suchte eine Ausrede in dem gegebenen Versprechen, das man halten müsse. Und er war mit sich höchst unzufrieden, als er durch das Thor eintrat mit der festen Meinung, er werde Gajer sagen, heute wolle er lieber zusehen als fahren.

Ein paar Schrittmacher waren schon da und begannen zu trainieren und Gajer, der ihn bereits er-

wartete, rief ihm schon von weitem zu: „Ziehen Sie sich schnell um; den Racer habe ich schon nachgeschaut. Er steht bei der Tribüne. Bis Sie fertig sind, lasse ich die Burschen warten."

Da fiel es ihm gar nicht ein, zeichnen zu wollen. Er sah die anderen fahren, sah im Vorübergehen, daß sich noch einige umkleideten — sah die Rennbahn verlockend daliegen, atmete den Geruch des noch feuchten Grases — und nach einer Viertelstunde saß er schon auf dem Rade und zog im Verein mit den Schrittmachern um die Bahn.

Erst, als er nach langem hartnäckigen Kampfe mit Moureaux, der ihn wieder schlug, nach Luft schnappend im Grase lag, ließ er sich seinen Block vom Bedienten bringen, und während Bürger trainierte, warf er mit fieberhafter Eile die Quadruplets, die Mannschaften, Gajer und den Diener August mit wenigen flotten Zügen auf das Papier.

Wohlgefällig sah ihm der Trainer, der heute ausgezeichnet gelaunt war, zu; die Mannschaften arbeiteten tadellos, Bürger war für das 100-Kilometerrennen in Berlin um 2000 Mark, wozu noch die Reise und Aufenthaltsspeisen kamen, engagiert worden. Außerdem hatte er heute von Neuem gesehen, was in seiner Entdeckung steckte, und er rechnete bereits im Geiste, was ihm Heini eintragen werde. Er spendete allen nur

Lob — so daß Heini, nachdem er sich noch einige Minuten mit den Pacemakern unterhalten hatte, sehr vergnügt und zufrieden von der Rennbahn schied, während Moureaux ihn wieder ein Stückchen Weges begleitete. Er erzählte ihm, daß nun alle Professionals bereits erfahren hätten, wer er sei, und daß sie ihm daher mit der höchsten Achtung begegnen würden.

Die Meisten seien arme Teufel, die geglaubt hätten, daß Gajer einen neuen Schrittmacher mitgebracht habe, der ihnen den Lebensunterhalt wieder erschweren werde. Entschuldigend sagte der Franzose:

„Wissen Sie, Herr von Stein, es drängen sich so viele zur Rennbahn, ihren bürgerlichen Beruf verlassend, daß die Gehalte fortwährend sinken. Daher tritt man jedem neuen Manne mit einem gewissen Mißtrauen und Unbehagen entgegen. Man hat schon so kaum zum Leben, und die Anforderungen an die Beine werden immer größer. Die wenigsten sind so gestellt wie ich, manche müssen mit ihren 60 fl. die Eltern oder die Frau erhalten, und das ist schwer."

„Den jungen, die noch von zuhause etwas erhalten, geht es natürlich hier besser als in jedem anderen Berufe — aber wie lange, und da werden auch die sich nach den Fleischtöpfen der Bureaux, der Magazine oder Werkstätten, die sie verließen, sehnen. Jeder wird Rennfahrer mit der stillen Hoffnung, ein

Jaquelin, ein Banker zu werden; doch nachdem er einige Wochen trainiert, kommt der böse Moment — er erkennt, daß er über eine gewisse Schnelligkeit nicht hinauskommt, und dann ist's vorbei mit den schönen Träumen von Ruhm und Geld."

„Mancher kann noch zurück oder er findet eine Anstellung im Fahrradhandel; jedoch die meisten haben die Energie zu einem geregelten Lebenswandel verloren und führen nun eine Existenz, die der des fahrenden Volkes von einst sehr ähnelt. Heute nach einem Siege mit einigen Hunderten in der Tasche — morgen ein Champagnerkater und in der Börse statt Gold Silber."

„Daher findet man auch Desperados in diesen Kreisen, die um zwanzig Francs den Konkurrenten im Spurte anfahren, trotzdem sie selbst dabei ihr Genick riskieren. Hier, unter Gajers Fuchtel, werden Sie keine solchen Elemente finden — der hält strenge Auswahl, und wehe, wenn einer seiner Leute so etwas auch nur versuchen möchte. Einmal that es einer — und dessen Backe war stark gerötet, als er von der Unterredung mit dem Trainer zurückkam, der ihn außerdem wegen Gefährdung der körperlichen Sicherheit anzeigen wollte. Keine Fabrik wollte mehr etwas mit dem Jüngling zu thun haben, da jeder anständige Rennfahrer sich weigerte, gegen ihn zu starten.

„Trotzdem ich selber Professional bin, warne ich

Sie —, werden Sie lieber nicht bloß Rennfahrer — Sie werden Sachen erleben, die Sie sich nicht träumen lassen, und Ihre Empfindsamkeit, Ihre feine Erziehung wird Ihnen manches unerträglich erscheinen lassen, worüber wir mit Grazie hinwegzusehen pflegen."

Heini drückte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen für Ihre Worte; ich habe aber gar nicht die Absicht, Rennfahrer zu werden, ich trainiere bloß zu meinem Vergnügen, und übrigens, mein lieber Freund, mehr Enttäuschungen als ich erlebte können mir nicht widerfahren. Denn ich bin schon soweit, daß ich die Menschheit als allgemeinen Begriff auf das tiefste verachte und auf jede Schandthat gefaßt bin. Ich bin Pessimist, wenn Sie lieber wollen Fatalist durch und durch. Steht es in den Sternen geschrieben, daß ich Rennfahrer werden soll, so werde ich es sein müssen, wenn nicht, so bleibt's beim Trainieren. Aber trotzdem nochmals meinen besten Dank, ich werde mir das, was Sie sagten, merken, und vor allen den Leuten etwas zu verdienen geben. Ich könnte ihnen etwas schenken, — das will ich nicht, denn das könnte doch das Empfinden des einen oder des anderen verletzen, aber ich werde dieselben, Sie, Herr Moureaux, ausgenommen, in meine Dienste um das Doppelte von dem nehmen, was Gajer ihnen zahlt, und sie Bürger kostenlos überlassen. Uebrigens wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie einige Ihrer Zeichnungen,

speziell die Illustrationen zu Faublas und Casanova mir überlassen und einige Kleinigkeiten, die ich schrieb, mit Bildern versehen wollten."

Moureaux war zuerst ganz starr über die Wirkung seiner Rede, dann aber hoch entzückt.

Am Nachmittage machte Heini sein Wort zur That — er sprach mit Gajer, mit Bürger und den Schrittmachern, kaufte Moureaux' Werke und ging mit dem Bewußtsein nach Hause, jetzt vielleicht gekettet zu sein.

An demselben Tage erhielt Max den oben mitgeteilten Brief.

Und als er zum letzten Postscriptum kam, lächelte er und schrieb folgende Worte in sein Tagebuch:

„Was ich mir dachte, ist geschehen. Heini, der nur Extreme kennt, ist Rennfahrer geworden, und es möchte mich nicht wundern, wenn er noch Professional würde. Er ist in die Maschine geraten — hoffentlich kommt er mit heiler Haut und unverletztem Verstande wieder heraus, ohne sich allzu sehr haben rupfen zu lassen. Ich bin nur neugierig, was er dann macht."

* *

*

Sechs Wochen waren in das Land gegangen, seitdem Heini zum erstenmale die Rennbahn betreten. Täglich kam er, um mit Fleiß und Ausdauer zu trai-

nieren, und fehlte sogar am Nachmittage nur selten, obwohl ihn Gajer vor allzu großer Anstrengung warnte. Er hatte große Fortschritte gemacht — schon war Moureaux kein Gegner mehr für ihn, er spielte wie die Katze mit der Maus mit den Leuten, die mit ihm kämpfen wollten.

Wohl hatte es zu Anfang noch mehrmals Momente gegeben, in welchen er sich vornahm, die Rennbahn nie mehr zu betreten, denn er merkte mit Entsetzen, daß ihn nur mehr ein Ding beschäftigte, und das war sein Training. Doch jeder seiner Versuche, sich dem Zauber der Bahn zu entziehen, mißglückte schon im Keime. Immer wieder zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus zur Circe Rennbahn, auf der er halbe und ganze Tage zubrachte, selbst fahrend, andere beobachtend, zeichnend und malend, wobei ihm Moureaux, der ewig lustige, Gesellschaft leistete. Es war wie eine Krankheit über ihn gekommen, er las nur noch Sportzeitungen und Rennberichte, sprach von Recorden und Fünftelsekunden, und wenn er träumerisch den Ringen seiner Cigarette in seinem Rauchzimmer nachsah, auf das Fell eines Eisbären hingelagert, so überlegte er, ob er eine neue Uebersetzung auf seine Maschine geben solle.

Er hatte sein ganzes Leben geändert, befolgte auf das Genaueste die Vorschriften des Trainers bezüglich

Essen, Trinken, Schlaf, Bekleidung, er gab seinen vielgeliebten Absinth auf, ging um 9 Uhr in's Bett, um um 6 Uhr früh aufzustehen, vermied Thee und Kaffee, trank nur Limonade, Wasser oder Milch. Bloß das Rauchen gab er nicht auf, obwohl Gajer es dringend wünschte.

Seine Nerven waren allerdings durch diese strenge Zucht noch besser geworden, er schlief wie ein Gerechter, aß mit Appetit, was man ihm vorsetzte und was Gajer erlaubte, ja er vertrug sogar, ohne die Miene zu verziehen, stundenlang schlechte Musik.

Bei den Rennfahrern war er außerordentlich beliebt. Wenn einer sich irgendwie in Nöten befand, so konnte er darauf rechnen, daß Heini ihm helfen werde, und seine Liebenswürdigkeit verschaffte ihm die Sympathie aller. Still, unauffällig kam er mit seinem Bedienten, saß durch Stunden malend an seiner Staffelei und wenn er dann im Training die anderen mit phänomenaler Ueberlegenheit schlug, so trug es ihm keiner nach, weil er der erste war, der die Besiegten lobte. Zwar war er mit keinem, außer Moureaux, auf vertrauterem Fuße, doch instinktiv fühlten sie, er sei aus anderem Holze geschnitzt, und fanden es ganz selbstverständlich. Sie hatten es ja oft gesehen, mit welcher Aufmerksamkeit er sie behandelte, seine Cigarettendose war allen offen, und er hörte den unglaublichsten Ge-

sprächen ohne Zeichen von Langweile zu. Sie hatten sich an ihn gewöhnt, wie an jemanden, der stets zu finden ist, wenn man etwas braucht, seine schlanke Erscheinung war ihnen unentbehrlich geworden, und sie ließen sich durch seine Anwesenheit nicht in ihren Neckereien und ihrem Geschwätze stören. Einmal — das erste Mal als er Moureaux geschlagen, hatte er sich sogar gehen lassen, und an der Erinnerung dieses Abends zehrten sie noch immer. Der Champagner, feine Liquöre, Weine waren in Strömen geflossen — dabei war er von einer tollen Laune gewesen und hatte Sachen erzählt, aufgeführt und angeleitet, daß sie bei dem bloßen Gedanken daran die Lachlust noch heute packte. Jeder hatte bei seinem Gedecke eine kleine Ueberraschung gefunden, der eine eine Tabatière, die er sich schon lange wünschte, der andere eine Uhr, der dritte eine Busennadel, alles mit seinem Monogramme verziert. Alle wären für ihn durchs Feuer gegangen.

Er selber dachte gar nicht mehr daran, diesem Leben Valet zu sagen, ihn erfüllte ein intensives körperliches Wohlbefinden, er fühlte förmlich, wie das Blut frischer in seinen Adern rollte, wie er jünger wurde. Das Gefühl seiner Kraft und Schnelligkeit berauschte ihn, und seitdem er sich seiner Eigenschaft bewußt war, trat die Absicht öffentlich zu starten, die er anfänglich von sich abwies, zuerst schwach, dann immer stärker

auf, sodaß allmählich die Interessen, die er früher hegte, in den Hintergrund verschwanden.

Wohl nahm er sich noch manchmal einen Band aus der Bücherei und las mit gesteigerter Empfindungsfähigkeit — doch allgemach begann ihm die Zeit hierzu zu mangeln, da er die Stunden, in denen er nicht trainierte, unter Moureaux' Leitung der Malerei widmete. Hie und da sah er auch einen seiner früheren Genossen aus dem Cénacle; doch sie waren ihm fremd geworden und er ihnen. Sie kannten ihn als einen modernen Menschen, der sich um alles kümmerte, dem nichts zu gering oder absonderlich war, um es zu betrachten, und aus dessen fahlen Antlitz ein Paar geisterhaft flackernde Augen brannten. Und nun begegneten sie einem von der Sonne gebräunten Jüngling, mit klarem scharfen Blicke ihre Seele zergliedernd, der, obzwar schweigsam, doch über alles zu sprechen wußte, dem man jedoch ansah, daß es nicht mehr sein Endziel sei, das Leben so künstlerisch als möglich zu gestalten. So schied man mit einem kühlen Händedruck, und die Begegnung machte auf Heini nicht mehr Eindruck, als irgend eine andere.

Höchstens lächelte er bitter, wenn er erkannte, daß er sich durch schöne Phrasen hatte fesseln lassen, wie der Gimpel durch den Leim.

* * *

Das Nachmittagstraining war vorüber, und nun saßen Heini, Moureaux und Gajer in einer Kabine und hielten Rat.

In acht Tagen sollte ein großes Rennen stattfinden, zu dem am Mittwoch Nennungsschluß war; nun war es Samstag und Heini wußte nicht, zu welchem er sich melden sollte.

Gajer war heute bei den Herren vom Comité gewesen und berichtete, was er erfahren hatte. In den Amateurkonkurrenzen war Heini unbedingt allen heimischen Kräften weitaus überlegen — es handelte sich nur zu wissen, ob von auswärts erste Größen erscheinen würden — denn Heini suchte einen scharfen Gegner.

„Was hat das für einen Witz für mich, wenn ich spazieren fahrend einen Preis ‚mache‘? Wäre er noch so schön und wertvoll, für mich ist er Blech; ich will kämpfen, um meine eigene Kraft an der anderer zu messen.“

Nun wußte Gajer zu erzählen, daß eine fremder Amateur, der eine Berühmtheit Englands war, genannt habe und morgen früh auf der Bahn trainieren werde. Man müsse sehen wie er fahre, dann könne Heini seine Nennung abgeben. Was Professionals anbelange, so sei das Resultat bis jetzt glänzend — es seien schon hier engagiert Banker, Jaquelin, Vanbly, Protin, Lehr, Arend, Gougoltz, Eden und vor allen der berühmte

Tiro, der ein zweiter Zimmermann sei. Wenn Heini die Berufsfahrerrennen bestreiten wolle, so habe er sicherlich Kampf genug, er glaube sogar, daß die meisten der genannten Herren ihm über seien. Er wäre, wenn er in dieser Gesellschaft auch nur auf Platz komme, mit einem Schlage eine Größe, und die Niederlage des Anfängers ginge unbemerkt vorüber.

Heini saß, den Kopf in die Hände gestützt, auf dem Rande des Bettes.

„Ich möchte am liebsten gleich mit den Professionals fahren, dort finde ich sicher, was ich suche; nur der Gedanke, daß ich dann nichts besser bin als ein Clown, der seine Späße einem P. T. Publico vormacht, ist mir gräulich. Was fange ich mit einem Geldpreise an? Mir ist das Geld egal — und durch einen Sieg schädige ich einen armen Teufel, der es dringend braucht, um zu leben.“

Gajer lachte. „Wenn nichts anderes Sie drückt — da kann Ihnen leicht geholfen werden. Teilen Sie das Geld einfach unter ihre Konkurrenten auf, und die Sache ist wunderschön geregelt. Es ist jedem angenehm zu wissen, daß, wenn er geschlagen wird, ihm doch ein Teil des entgangenen Gewinnes zukommt, und schließlich können Sie mir eine Quote zuwenden, wie das bei Rennfahrern dem Trainer gegenüber Sitte ist — was mir sehr angenehm wäre!“

„Das wäre ein Gedanke,“ erwiderte Heini. „Moureaux, was halten Sie davon?“

„Er ist gut — und wenn Sie meiner Mahnung, nicht Rennfahrer zu werden, nicht folgen wollen, so handeln Sie so, wie Herr Gajer es Ihnen rät. Warten Sie auf alle Fälle noch den Engländer ab — dann erst handeln Sie.“

„Gut! Also Gajer, es bleibt dabei; morgen Nachmittag erfahren Sie, was ich thun werde.“ —

Bald nach 9 Uhr erschien der Engländer, ein kleiner, sehniger Bursche, und bezog die Kabine neben Heini, der schon ungeduldig auf der Bahn herumfuhr. Als er in Trikots erschien und die ersten Runden in mittlerem Tempo fuhr, war die Tribüne von einem verständigen Publikum stark besetzt. Man kritisierte ihn — er hatte einen guten Sitz, eine ideale Knöchelarbeit, fuhr spielend und achtete nicht auf den blauen Jüngling mit dem silbernen Stern, der ihm wie ein Schatten folgte.

Der Engländer war die kontinentale Luft gewohnt — in diesem Jahre hatte er bereits halb Europa bereist, und überall nur Siege geerntet. In W. hielt er sich, von seinem Trainer begleitet, seit Donnerstag auf. Dieser, auf den melodischen Spitznamen Nußknacker hörend, lief nun zu Gajer heran mit der Bitte, er möge die Bahn auf einige Minuten freimachen,

da er die Absicht hege, seinen Pflegling einen Spurt gegen Zeit machen zu lassen, dann ersuche er aber Herrn Gajer kollegial, einen seiner Fahrer mit seinem poulain antreten zu lassen, damit letzterer nicht außer Form komme, nachdem er bis jetzt in bester Kondition gewesen.

Rasch rief Gajer seine Leute ab, dann winkte er Heini zu sich. „Herr von Stein! Wollen Sie ein Match mit dem Englishman fahren? Er sucht einen Gegner zum Spurte, — hauen's ihn."

Unterdessen hatte Mister Jack Nußknacker den Zielrichterstand erklommen und rief seinem Fahrer Tomy zu, er solle auf 300 Meter losgehen. Gespannt verfolgte ihn alles, wie er in scharfem Zuge die Kurve hinauffuhr, um sich mit mächtigem Schwunge in die Gerade zu stürzen — in wirbelnder Eile bog er um die Krümmung und sauste, schnurgerade spurtend, durch das Ziel. Nußknacker nickte befriedigt, als er die Zeit ablas. „Er hat sich noch verbessert," sagte er zu Gajer gewendet, „ich glaube, er ist nicht zu schlagen. Welcher Ihrer Herren soll denn das Opfer sein?"

Gajer zeigte auf Heini: „Dieser Junior da — ein nicht zu schlechter Fahrer — zum Training ganz gut — er wehrt sich stets bis auf das Letzte."

Als Heini zum Starte ging, klopfte ihm das Herz fast hörbar unter dem seidenen Trikot — doch

als er auf der Maschine saß und einmal im Schwunge war, wich seine Beklemmung augenblicklich. Sie fuhren in mäßiger Schnelligkeit neben einander, sich gegenseitig scharf beobachtend, drei Runden, und als sie die vierte Runde begannen, bemerkte Heini, wie der andere sich immer mehr zusammenkauerte und — so wie früher — die Kurve erkletterte. Er lächelte vor sich hin, machte so, als hätte er nichts bemerkt, doch als der Engländer herunterschoß, trat er mächtig an und ließ sich von ihm bis in die Zielgerade führen, wo er mit scharfem Vorstoß angriff und aufgerichtet vor Tomy durch das Ziel flog. Mister Nußknacker war konsterniert; so leicht war sein Schützling noch nie geschlagen worden, und er bat um ein zweites Match.

Gajer sagte es ihm zu, sofort noch einen dritten Lauf bedingend. Dann, als er Heini abschob, flüsterte er ihm zu: — „Machens Tomy die Freud — und lassen's ihn vorne.“ Heini verstand — und als der andere im Spurte loszog, begnügte er sich damit, im letzten Augenblicke, zehn Meter vor dem Bande, auf halbe Radlänge aufzurücken, dabei die äußerste Kraftanstrengung markierend. Nußknackerchen strahlte vor Vergnügen. „Tomy hat seinen Gegner früher unterschätzt. Jetzt kennt er ihn und hält ihn sicher.“

Wieder traten sie an. Nun nahm Heini, den Weisungen Gajers gemäß, sofort die Spitze, führte flott

bis in die letzte Runde, wo er allmählich schärfer wurde, um auf 300 Meter in vollen Spurt überzugehen. Der andere machte verzweifelte Anstrengungen, um wenigstens angeschlossen zu bleiben — vergebens. Unaufhaltsam zog Heini, leicht vorgebeugt, davon, den Zwischenraum bei jedem Tritte vergrößernd und lief mit Längen als leichter Sieger ein. Es mochten bei 300 Personen auf der Bahn sein, Journalisten, Rennfahrer, Sportsleute, die alle den berühmten Engländer trainieren sehen wollten und die nun seinem unbekannten Besieger zujubelten. Gajer und die Ichneumonfahrer wurden bestürmt, wer das sei, doch sie alle hüllten sich auf Heinis Wunsch in rätselbergendes Schweigen, nur geheimnisvolle Andeutungen fallen lassend, die die Neugierde nur noch mehr erregten. Unterdessen saß Heini in nichts weniger als rosiger Laune in seinem Zimmer; also auch der war kein Gegner für ihn. Bummelnd wollte er nicht siegen und so rief er den eintretenden Gajer fast heftig an: „Geben sie den Wisch her, ich werde Pro — und setzte mit festen, schnellen Strichen seinen Namen unter den Kontrakt, der ihn auf drei Jahre den Ichneumonfahrradwerken verpflichtete. Sie sollten ihm die Reisen zahlen, einen Mann zur Verfügung stellen, der alles für ihn besorge, als Engagements abschließen, Hotels suchen u. s. w., so daß er sich um nichts zu kümmern

brauche. Außerdem stellten sie ihm jährlich eine unbeschränkte Zahl Maschinen jeglicher Art sowie Pneumatiks zur Verfügung. Schließlich war auch die Summe seines Gehaltes angegeben u. s. w. Dafür verpflichtet er sich, durch drei Jahre nur Ichneumonfabrikate zu fahren und gestattete, mit seinen Siegen Reklame zu machen. Dann drehte er den Bogen um und schrieb auf die Rückseite: Das Geld, das ich als Extraprämie bei Siegen erhalte, fällt zur Hälfte Herrn Gajer, zur anderen Hälfte einer Unterstützungskasse für hilfsbedürftige Rennfahrer zu.

Dann unterschrieb Gajer — und Heini war Berufsfahrer.

Als er sich abends zu Bette legte, blieb ihm, was ihm schon lange nicht widerfahren, der Schlaf ferne. Die Decke erstickte ihn — er stand auf und durchschritt in den Schlafrock eingehüllt seine Wohnung. Er hatte das Bewußtsein, richtig gehandelt zu haben — doch er war unwillig darüber, daß er sich gebunden hatte. Ihm war, als sei er kein freier Mann mehr, sondern ein Sklave, an die Galeere gekettet. Liebevoll strich er mit der Hand über die Rücken seiner Bücher; er ahnte, daß er lange nicht dazu kommen werde, in ihnen zu blättern; er erinnerte sich der Warnung Moureaux' — eigener Beobachtungen — und ihn schauderte.

„Die Bestie im Menschen,“ dachte er, „kommt bei mir zum Durchbruche; was ist mit mir vorgegangen, daß ich, der ich nur mit den erlesensten Geistern verkehrte, mich in der Gesellschaft halbwegs wohl fühle und so gänzlich in der Muskelarbeit, der Pflege des Körpers aufgehe? Ich finde Wohlgefallen an Dingen, die mir vor kurzem höchstens belächelnswert erschienen, und wenn ich eins der von mir einst geliebten Werke in die Hand nehme, so treibt geheime Unrast mich vom Sitze.

Will ich schreiben, so fehlen mir die Gedanken, und wenn ich denke, so dreht sich alles um die Rennbahn. Mein intellektueller Teil ist zurückgedrängt und ich weiß nicht, ob das Los, das mir Max prophezeite, vor Verstand um den Verstand zu kommen, nicht angenehmer oder meiner würdiger gewesen wäre, als ihn wegen einer Maschine zu verlieren. Dabei bin ich gesund wie noch nie.“

Und die Einsamkeit der Nacht, des elektrischen Lichtes, des Tickens der Uhr, der matten Farben, der schmalen Bilder, der Venus in ihrer rosenroten Nische legte sich mit dem Dufte des Gartens, dem Rauschen des Windes in den Bäumen, wie ein drückender Panzer um seine Brust, daß er hätte aufschreien mögen. Er fühlte sich allein, verlassen, und nur der Ton der Turmuhren schreckte ihn aus seinen düsteren Träumereien.

„Ich sinke,“ dachte er, „immer tiefer. Bald wird mein geistiges Niveau das meiner neuen Kollegen sein, und ich werde mich glücklich fühlen, wie sie, die achtlos in den Tag hineinleben. Doch sie kannten nie etwas anderes und ich lag auf den Knieen vor der Schönheit. Geheimnisvolle Schauer durchbebten mich, wenn ich der Wissenschaft, der göttlichen Kunst, nahen durfte. Ich ahnte schon die Morgenröte des kommenden Tages. Um so tiefer wird mir die Finsternis der Nacht sein.

Es ist besser nicht zu denken. Was geschehen muß, muß geschehen, da hilft kein Stemmen, kein Sträuben, — und so scheint es in den Sternen geschrieben zu stehen, daß ich Professional werde. Allahs Wille geschehe — denn Allah ist groß, und Mohamed ist sein Prophet, der den Gläubigen sanft blickende Huris verspricht. Ich will auch gläubig sein — nur ist es fatal, wenn man sieht, daß die Huri, die man umarmt, ein Scheusal ist, eine Sumpfpflanze, die im Brakwasser sonderbare Blüten treibt.

Was gebe ich und was tausche ich ein? Für Gold — modernde Blätter, für die herrlichsten Empfindungen und Ideale einen Ruhm, der nicht mehr wert ist, als das Dasein einer Eintagsfliege und wie Spreu im Winde zerflattert.

Zwar könnte ich leicht den Vertrag lösen, indem

ich Reugeld zahle; doch was hätte ich davon? Nichts! Stets würde ich mir denken, ich hätte dort Neues entdeckt — doch diese ganze Abhandlung ist überflüssig. Mich bindet nicht so sehr der Kontrakt, als mein Wort, ich habe Ja gesagt, und damit ist es aus. Und es ist richtig — wenn ich Aufsehen erregende Siege erringe, so nutze ich dadurch nicht bloß den Aktionären der Fabrik, sondern auch den Arbeitern, da der Bedarf der gesteigerten Nachfrage nicht mehr entspricht, daher neue Maschinen in Menge gebaut, neue Arbeiter aufgenommen werden müssen.

So setzt sich meine Muskelkraft in Nutzen für die Menschheit um, und schließlich ist es einerlei, wie man an dem Werke der Kulturverbreitung mitarbeitet.

Manches bleibt trotzdem eklig — soll ich unter meinem Namen fahren oder ein Pseudonym, einen nom de guerre wählen? Ehrlich währt am längsten — Heini von Stein wird Rennfahrer, und der Name wird dadurch um nichts schlechter."

Er legte sich wieder zu Bette. Noch lange mied ihn der Schlaf — rastlos wälzte er sich hin und her, über sich und die Welt grübelnd.

*　　*
*

Mißmutig stieg August, mit einem mächtigen Besen bewaffnet, im Sonnenbrande auf der Rennbahn hin

und her. Er hatte die Tribüne gekehrt, sodann die Rennbahn gereinigt, alles war blank und frisch geputzt — nur das Schrittmacherhaus machte ihm Sorgen. Es war ihm unmöglich, in diesem Ordnung zu halten, jeden Augenblick kam einer und warf alles durcheinander; vormittags hatte man ihn unzählige Mal in die Fabriken geschickt, Rennmaschinen, Pneumatiks, Pumpen u. s. w. zu holen, denn heute war der erste Tag des über Samstag und Sonntag sich erstreckenden Meetings.

Es mochte zwei Uhr nachmittags sein. Greller Sonnenschein lagerte über dem Platze und ließ die Luft vor Hitze flimmern. An den Fahnenstangen flatterten die bunten Tücher, in der Mitte war der Stand für die Musik bereits eingerichtet, und vereinzelte Gestalten gingen im Zuschauerraume auf und ab, Sportsleute und Redakteure, welche die Rennfahrer bei ihren letzten Vorbereitungen belauschen wollten. Von der Straße drang gedämpft das Klingeln der Tramway, das Rollen der Wagen herüber, und die wenigen anwesenden Personen ließen den ungeheuren Raum nur um so leerer und öder erscheinen.

Heini lag allein in seiner Kabine. Gleich nach dem Speisen war er gekommen, hatte seine Maschine eigenhändig bis auf das kleinste Schräubchen unter-

sucht, die Reifen etwas nachgepumpt, sich in die blau-silberne Dreß gekleidet und auf das Bett gelegt. Er rauchte hastig, ohne Genuß eine Cigarette nach der anderen und versuchte eine Sportzeitung zu lesen. Es war ihm unmöglich. Wenn er einige Sekunden oder Minuten ruhig gelesen oder auch bloß geträumt hatte, so stieg ihm plötzlich, unvermittelt, ein Angstgefühl in die Kehle. Er war heute, wo nur Vor- und Zwischenläufe gefahren wurden, seiner Sache ziemlich sicher — aber die Vorstellung der Oeffentlichkeit beklemmte ihn.

Jetzt schon fühlte er die Tausende von Augen auf sich gerichtet, wenn es zum Starte ging, sah das Kopfwenden und Tuscheln, wenn man seiner ansichtig wurde, ihn erkannte. Es war ihm, als müßten sich die Blicke gleich Nadeln in seinen Körper bohren, er sah das vieltausend köpfige Ungeheuer, Publikum geheißen, ihn anstarren. Bei diesem Gedanken lief es ihm kalt über den Rücken, und er wünschte, er hätte nie ein Rad bestiegen. Dann zupfte er an seinem Sweater herum, richtete die Strümpfe, prüfte die Luftschläuche auf ihre Härte, zündete eine Cigarette an, um sie gleich wieder wegzuwerfen. Einen Augenblick zerstreute es ihn, mit unsicheren Strichen beim offenen Fenster die Konturen der Berge zu zeichnen — da hörte er ein dumpfes Brausen und erkannte, daß die Rennbahn sich zu füllen begann. Er schloß das Fenster. Nun hörte er auf dem

Gange Schritte, Thüren auf und zu gehen, Lachen, Rufe in allen Sprachen Europas.

Er sah auf die Uhr. Nur noch eine Viertelstunde und dann begannen die Rennen, und ihn erfaßte der Wunsch, die Tribünen möchten abbrennen, die Rennfahrer striken, damit nichts aus seinem ersten Auftreten werde. Er blickte auf den Zeiger, wie er unaufhaltsam vorschritt. In dem stillen Gelasse schwebte die Zeit an ihm vorüber; und von neuem überfiel ihn die tolle Angst vor der Masse. Vor einer Begegnung mit Bekannten scheute er nicht zurück, nur diese kalten, rohen, neugierigen Gesichter, die er nie gesehen hatte, stießen ihn ab.

Neben ihm sang einer ein lustig Liedchen, ein anderer pfiff — er hörte die Schuhe zu Boden fallen, das Aufpumpen eines Reifens. Er lächelte grimmig. Mit euch werde ich schon fertig! Seine Hände vermochten kaum noch die Cigarette zu halten, und es war ihm unmöglich, seiner Erregung Herr zu werden. Es klopfte, und herein trat Moureaux, schon in Dreß, einen langen Mantel darüber. Er erkannte die Sachlage, hatte wohl etwas ähnliches vermutet und begann sofort, als ob gar nichts bevorstünde, von einer Idee Heinis zu einem Bilde zu sprechen.

Da läutete schrill die elektrische Glocke, Heini fuhr ganz fahl in die Höhe, doch der andere zwang ihn

freundlich nieder, und ein Programm aus der Tasche nehmend sagte er: „Sie kommen erst im dritten Lauf daran — sehr günstig — bloß ein scharfer Konkurrent — Jaquelin, und Gajer läßt Ihnen sagen, Sie sollen sich an ihn anhängen und jedenfalls als Zweiter einlaufen. Er hat seine Gründe dafür, scheint es; ich glaube er will mit Ihnen einen Sensationserfolg machen — was die Fabrik brauchen kann."

Das Brausen der vielen Stimmen war immer stärker geworden; nun klangen die ersten Takte der Musik in abgerissenen Tönen durch die Luft. Nochmals klingelte es — man hörte auf dem Gange Laufen, Rufe — dann Stille. Man merkte, wie draußen das Geschwirre sich verstärkte, verstand laut gerufene Namen; dann krachte ein Schuß, im Zimmer, in dem die Beiden schweigend saßen, als ein dumpfer, schwacher Knall vernehmbar — dann einige Minuten brausendes Geschrei, das sich zu einem Gebrülle verstärkte. — Der erste Lauf war vorbei.

Nun erhob sich Moureaux und meinte, es wäre Zeit hinauszugehen — noch eine rasche Ueberprüfung der Maschine, Heini hing seinen Mantel um, Moureaux führte das Rad und sie schritten durch den Gang in das Freie.

Heini schwankte, als er in das blendende Sonnenlicht hinaustrat und war so bleich, daß ihn Moureaux

besorgt fragte, ob er unwohl sei; Heini verneinte schwach abwehrend. Er konnte kaum atmen und es war ihm, als läge ein großer kalter Stein drückend auf seinem Magen. Er schnappte nach Luft, doch er zwang sich, stramm aufgerichtet durch die plaudernd herumstehenden Rennfahrer zu schreiten. Die wenigsten kümmerten sich um ihn — man hielt ihn für Kanonenfutter, für einen Ausländer, da er mit dem Franzosen ging — Gajers Burschen, sowie der Engländer, der Heini, seitdem er wußte, daß er ihn nicht als Gegner zu betrachten habe, für einen Gentleman erklärte, hatten auf Fragen, wie der Herr von Stein fahre, stets mit einem Achselzucken, einer ausweichenden Redewendung geantwortet.

Langsam wand er sich durch die Gruppen und gelangte zur Kurve, wo der Aufgang auf die Bahn sich befand, als eben der zweite Lauf endete. Er hörte noch das Schwirren der Räder, das Brüllen der aufgeregten Massen und mit einer übermenschlichen Willensanstrengung wurde er seiner Erregung Herr. Kühl, mit einem spöttischen Lächeln erschien er auf der Höhe, schweigend den versammelten Massen den Fehdehandschuh hinwerfend — dann schritt er, während Moureaux den Racer neben ihm einherschob, als erster in dem Zuge der sechs Startenden dem Zielrichterstande zu.

Sein Gedächtnis bewahrte mit der Treue einer

Photographie die geringsten Einzelheiten dieses Ganges — wie ein an die Schranke angelehnter Sonnenschirm umfiel — ein Mann sich in ein rotes, blau-, geblümtes Sacktuch schneuzte — ein Mädchen ihm zunickte — er einen Freund erblickte, der gerade im Programme las, — ein Hornist falsch einsetzte — und in einer Loge erkannte er Lotte. Er wußte, daß er sich umsah und hinter sich Jaquelin erblickte — wie die Köpfe der Ichneumonfahrer auf der Kurve erschienen, um gespannt sein Abschieben zu erwarten. Er wunderte sich selbst über diese Klarheit des Empfindens — es war als ob nicht er, sondern ein ganz Unbekannter zum Starte ginge, den er mit einem gewissen Interesse beobachtete. Er fühlte sich sozusagen geteilt — verdoppelt — Arzt und Kranker, Richter und Häftling in einer Gestalt — und er untersuchte sich selbst, wie einen interessanten Fall.

In ihm war eine große Stille und Oede — doch schlug sein Herz noch immer beschleunigt. Er war trotzdem vollkommen Herr seiner Nerven und er bemerkte mit Staunen, als er seine Gefühle anatomisieren wollte, daß er bis auf die Thätigkeit des Herzens keinerlei Empfindung hatte — ja sogar die Füße, die er auftreten hörte, schienen ihm nicht die seinen zu sein, sondern zu einem fremden Körper gehörig.

Nun waren sie beim Zielrichterstande angelangt

— eben spitzte ein jüdischer Reporter seinen Bleistift —

Er warf seinen Mantel ab — das auffallende Trikot that seine Schuldigkeit — im Nu richteten sich unzählige Operngläser auf die leuchtende Gestalt — es ging ein Schwanken und Brausen durch das Volk, man rief seinen Namen — Rufe, die ihm galten, schwirrten durch die Luft. Er lächelte überlegen.

Man befestigte die Nummer an seinem Oberschenkel — er hatte den Platz ganz knapp an der Barrière, die die Zuschauer von der Bahn trennt, Jaquelin am inneren Rande — und als er sich mit Moureaux an seinen Platz begab und aufsaß, drängte sich alles hin, um ihn anzusehen. Man machte Bemerkungen über ihn, „der närrische Millionär“ hieß es zumeist — doch das focht ihn wenig an. Im Gegenteil, es machte ihm Unterhaltung, daß er fast laut aufgelacht hätte. Ein biederer Spießbürger richtete ganz naiv an ihn die Frage, ob er wirklich verrückt sei — da klang es „Achtung“.

Im Nu saß er fest im Sattel — nun hieß es „los“ — und von Moureaux abgeschoben trat er an.

Langsam, mit einander schwatzend, Witzworte der Menge erwidernd fuhren sie die tote Runde.

Heini war nun so ruhig, als ob er ein alter, ausgedienter Rennfahrer wäre. Da er ganz außen

fahren mußte, sah er neckend den hübschen Frauen, die an dem Geländer standen, in das Gesicht, machte Jaquelin auf einige reizende Erscheinungen aufmerksam und nickte, als er Lotte wieder sah, ihr einen fröhlichen Gruß zu, den sie errötend erwiderte.

Sie kamen in die Zielgerade — zum Band, nun fiel der Schuß, als sie in einer Reihe über dasselbe flogen und die Musik begann einen flotten Marsch. Sofort setzte sich der eine Fahrer, der dieselbe Marke wie Jaquelin benutzte, an die Spitze und führte in gutem Tempo; Jaquelin hängte sich an ihn an und Heini erlangte nach kurzem Manövrieren die Stelle neben dem Franzosen; er war sehr vergnügt, als er diese Position erlangt hatte; leicht vorgeneigt ruhten seine Hände locker auf der Lenkstange, seine Blicke schweiften, dieses Meer von Licht und Farbe genießend, hin und her, seinen Gegner dabei nicht außer Acht lassend. Wenn ich das malen könnte, dachte er sich, diese Orgie von Dissonanzen, die durch das vibrierende Licht zu einer Harmonie verbunden werden. Doch das Bild wäre unvollkommen — denn ich könnte nicht das Gewirr der Stimmen, nicht das glühende Leben, die Wärme, die Töne des Marsches darstellen. Es könnte ein gutes Bild werden — doch für andere bliebe es tot. Wie könnte man wohl dieses mühelose Dahingleiten durch eine warme, wie Sammt

streichelnde Atmosphäre anschaulich machen, daß der Kenner, der das Bild betrachtet, ähnlich fühlt? Ich glaube — da klingelten schrill die elektrischen Glocken, die an den Fahrbeobachterständen angebracht waren — die letzte Runde nahte.

Hinter sich hörte er nun Ketten klirren — blitzschnell kauerte er sich zusammen, festen Griffes umfaßte er das Guvernal und rückte nach außen, um Jaquelin Platz zum Vorgehen zu lassen. Auch der hatte das verdächtige Geräusch gehört — Heini sah, wie er überlegte, ob er schon losgehen solle — es waren noch gute vierhundert Meter — das Klirren und Sumsen kam näher — ausbiegend zog Jaquelin in schneller Fahrt davon, Heini unfreiwillige Schrittmacherdienste leistend. Noch waren dreihundertfünfzig Meter zu fahren, da tauchten neben Heini zwei Fahrer in vollem Spurte auf und kamen mit Jaquelin in eine Linie — der sie bemerkend mit einem mächtigen Antritte gleich einer Feder nach vorwärts schnellte und ihnen den errungenen Vorteil sofort abnahm. Wie ein Schatten blieb Heini an dem Hinterrade des Franzosen hängen — nun bogen sie in die Kurve; langsam fielen die Angreifer ab — und als sie in die Zielgerade einbogen, lag das Rennen nur mehr zwischen Heini und dem Franzosen, der keine Ahnung hatte, daß noch ein ernster Gegner da sei. Heini fuhr spie=

lend — er sah, wie Lotte ihm zuwinkte, bemerkte Gajer, der wie besessen schrie, er nahm wahr, daß der andere nachzulassen begann.

Als zweiter soll ich einlaufen, blitzte es in ihm auf — aber einen Privatspaß muß ich haben. Fünfzig Meter — noch gerade genug — ein bißchen schrecken den Jaquelin — lächelnd bog er nach rechts aus.

Mit einem Rucke, wie der Sprung einer Katze, flog er vor, daß er auf die Höhe Jaquelins kam — wie eine donnernde Woge schlug sein Name tausendfach gerufen über ihm zusammen — dann ließ er die Maschine leer laufen und fuhr aufgerichtet eine halbe Länge hinter dem wahnsinnig spurtenden Jaquelin über das Band.

Ueberall, wo er vorüber kam, jauchzte man ihm zu, war er doch bis nun der einzige Deutsche, der in die Zwischenläufe kam — und man hatte gesehen, daß er noch lange nicht alles aus sich herausgenommen hatte. Er dankte freudig für die Grüße und Glückwünsche, die man ihm zurief. Auf der Kurve beim Rennfahrerquartiere sprang er ab. Alles umringte ihn, um ihm die Hände zu schütteln, und nur mit Mühe bahnte er sich einen Weg durch die Menge, als Gajer auf ihn zugestürzt kam: „Junge — um Gotteswillen einen Mantel umnehmen — oder Laufschritt ins Haus — Sie wollen doch noch leben und nicht

morgen eine Lungenentzündung haben.“ Rasch warf ihm ein Ichneumonfahrer einen Mantel um — der Platz leerte sich, da der vierte Lauf begann.

„Bravo, Herr von Stein, das habens famos gemacht — ausgezeichnet. Die Leute haben gemerkt, daß was in Ihnen steckt, und wissen trotzdem nichts. Famos. Sie hätten den Tiro sehen sollen, wie der nervös geworden ist!“

„Gehen wir in die Kabine, Herr Gajer.“

Heini schwindelte — nun erst merkte er, daß er in Schweiß gebadet, seine Zunge klebte am Gaumen — er hatte einen salzigen Geschmack im Munde und die durch den Willen gebändigten Nerven machten sich neuerdings bemerkbar. Er warf sich auf das Bett — in den Ohren brauste es ihm wie ein tosender Wasserfall, seine Hände zitterten, vor den Augen flimmerte es ihm rot und gelb.

Gajer wusch ihm die Schläfen, in denen die Adern zuckend hervortraten, mit Wasser — netzte die brennenden Hände, massierte ihm Schenkel und Rücken, flößte ihm einen Schluck Cognac mit Milch ein und langsam löste sich die krampfhafte Spannung. Zwar ging das Herz noch in ungestümen Schlägen, doch die Nerven beruhigten sich noch mehr, als er Kopf und Arme unter die Douche steckte.

Dafür überkam ihn nun ein intensives Gefühl

der Schwäche in den Kniekehlen. Er hätte am liebsten geweint vor Aerger und Ermattung. Eine ähnliche Empfindung hatte er auch manchmal im Training gehabt und wandte daher sofort das erprobte Mittel zur Bekämpfung derselben an — er nahm eine Maschine und fuhr auf den Kieswegen einige Male auf und ab, bis der Moment des Startes zum Zwischenlaufe nahte. Auf dem Gange war er mehrmals daran gewesen, in die Kniee zu sinken — doch er überwand es und erholte sich rasch, von Gajer sorgsam geleitet, der dann wegging, um sich sich nach seinen Burschen umzusehen.

Hier im Hintergrunde merkte man fast nichts von dem Leben, das einige Schritte weiter toste; hier und da brachte der Wind einige Töne der Musik herüber oder das Branden der Zuschauermassen. Nur die vielen umherstehenden Racer und die eilenden Rennfahrer verrieten, daß heute ein außergewöhnlicher Tag sei.

Nun fühlte er sich wieder ganz wohl — etwas öde im Magen, sprang ab, zündete sich eine Cigarette an und schlenderte gemächlich, die Rennmaschine an der Hand führend, der Kurve zu, auf deren Höhe er Gajer stehen sah. Das große Haus war nahezu leer; es fand jetzt ein Zehn Kilometer-Fahren mit Schrittmachern statt, dem der erste Zwischenlauf des großen Fliegerpreises folgen sollte. Nur wenige Personen waren auf der Kurve, die meisten Nicht-

beschäftigten lagen in ihren Kabinen oder standen auf dem für sie reservierten Raum unter dem Zielrichterstande. Heini erklomm die Kurve, um mit Gajer zu sprechen und so den letzten Rest von Nervosität zu betäuben und zu erfahren, wer seine neuen Gegner sein würden.

Gajer erblickte ihn und rief ihm sofort zu: „Ein Glück habens — Sie kommen mit Protin, Banker, Mondo, Jaquelin und Parbly zusammen. Wenns jetzt so fahren, wie früher, müssens es machen. Rat kann ich keinen geben — außer schauns, daß wieder Zweiter werden.“

Heini stand auf der Höhe. Er hörte kaum auf Gajers Worte, nicht das Schwätzen der Kameraden um ihn. Er sah nur das Volk, die Menge, jenes fürchterliche, reizende Etwas, das mit der einen Hand streichelt, mit der anderen zerfleischt — jenes liebenswürdige, nimmersatte Ungeheuer, in welchem er seinen Gebieter erkennen mußte. Nicht zum Vergnügen war er da — nur der sensationslüsternen Neugierde zu Liebe sollte er seine Kraft zeigen, eine Art Primaballerina oder Heldentenor. Er fühlte sich abgestoßen und fasciniert zugleich; in dem flimmernden Sonnenlichte sah er Mädchenköpfe, die Engeln Botticellis glichen, neben englischen Beafsteaksgesichtern, rote, gelbe, grüne Flecke in einer goldigen Atmosphäre von Erregung, Musik und Schön-

heit vibrierend — unter ihm sausten rasselnd die Schrittmacher vorüber, schrieen die Trainer, brüllten begeisterte Sportsmen ihren Lieblingen ermunternd zu — er nahm es nicht wahr — sondern nur jenen Ring um die Bahn, aus dampfenden Menschenleibern gebildet, in dem sich zuckendes, pulsierendes Leben konzentrierte. Das Individuum verschwand vor ihm, um einer deutlichen Vorstellung der Masse Platz zu machen. Er träumte wachend — er hätte sich hinsetzen wollen und malen, was er da sah, was noch keiner vor ihm mit solchen Augen gesehen, diese Orgie von Lust, Kampf, Sinnlichkeit und flutendem Lichte.

Plötzlich — er wußte nicht wann, war das Rennen aus, die Schrittmacher stürmten keuchend, triefend von Schweiß an ihm vorüber, die Rennfahrer kamen heran, mit ausgetrockneten, zersprungenen Lippen — nur einen Blick warf er auf sie — der stumpfsinnige, ermattete Ausdruck ihrer Züge stieß ihn ab. Da klingelte es auch schon für seinen Zwischenlauf. Er warf den Mantel neben Gajer hin — einen Moment stand er ganz in Blau und Silber gehüllt, ein moderner Ritter, klar gegen den Horizont, seinen Gegner oder Freund — den Zuschauerraum — musternd. „Heini — Heini," rief es von allen Seiten, man klatschte ihm Beifall, Tücher wurden geschwenkt.

Er neigte sich dankend — eine wilde Lebenslust,

Kampfbegier und froher Mut erfüllte ihn — mit einem Satze sprang er in den Sattel und raste die Zielgerade hinab. Es war ihm, als ob unter der Kraft seines Armes, seines Antrittes die Maschine brechen oder fliegen müsse, als ob von der schauenden Menge ein warmer Strom ausginge, der ihn berauschte — er sah alles lächeln, alles sich ihm zuwenden — in rascher Fahrt umkreiste er die Bahn und sprang vor dem Zielrichterstande ab. Dort waren schon der lange Banker, der stämmige Jaquelin, der magere Protin, auf ihn und Parbly wartend — rasch nahm er seinen Platz ein, wiederum an der äußeren Barriere, raschen Blickes seine Widersacher musternd. Er bemerkte, daß Banker nervös mit den Händen am Guvernal auf und ab fuhr — daß Protin sehr blaß war; Jaquelin schien ihm ruhig — Parbly nicht trainiert, und er rechnete nur mehr mit Mondo, der gleichgültig dastand, und Jaquelin. Denn ein Rennfahrer, der am Starte nervös ist, hat seinen Sieg schon vergeben. Nun wurde aufgesessen und die tote Runde begann. Er war so ruhig, wie er es kaum je im Training gewesen, sein Herz ging den normalen Schlag; er fühlte sich durch die musternden Operngläser mehr belustigt als irritiert, der erzwungene Gleichmut der anderen erschien ihm lachhaft und instinktiv betrachtete er sie nochmals, wie sie neben ihm einherfuhren. Als sie in die Zielgerade

einbogen, sah er ein hübsches Mädchen auf das Geländer gestützt mit einer Rose spielen — er fuhr ganz knapp heran — haschte neckend nach der Blume: „Als Talisman."

Lachend reichte sie ihm dieselbe — er nahm den Stengel zwischen die Lippen und nickte dankend. Es war ihm, als sei er allein.

Da fiel der Schuß. Einen Moment schoß alles durcheinander — Heini wußte sich stets im Hintergrunde zu halten — und nach einigen hundert Metern führte Parbly eine lange Kette, in der Heini als vierter lag, in gleichmäßigem mittleren Tempo. Die Musik spielte — alles schwieg erwartungsvoll und Heini paßte. Zwar hatte er noch immer nicht das Bewußtsein, daß ein Kampf sich bereite — doch er hatte, als man früher um das Zurückbleiben stritt, verdächtige Blicke und kurze Worte aufgefangen, so daß er instinktiv seine Sinne anstrengte. Als man zum dritten Male in die Auslaufkurve einbog, bemerkte er, daß Mondo einer jener war, die hinter ihm lagen — und zu gleicher Zeit fiel ihm ein, daß derselbe von Moureaux mehrmals als gefürchteter Dauerspurter bezeichnet worden war. Er sah sich vorsichtig um — richtig, das war Mondo, der an ihm hing. — —

O — dachte er — lenkte sein Rad etwas nach

rechts, um im Notfalle ungehindert vorkommen zu können — und packte die Griffe fester.

Auf achthundert Meter verschärfte sich die Fahrt, er lachte still in sich hinein — „auspumpen wollt ihr mich — auch gut — wenn's geht."

Nun tönte das Zeichen zur letzten Runde.

Im selben Augenblicke hörte er einen merkwürdigen Ton hinter sich — wuchtig trat er in die Pedale — da schoß auch schon Mondo vor, daß er nur mit Aufbietung aller Kraft den Anschluß an den Italiener gewinnen konnte.

Nun huschte das Zielband unter ihm vorüber — „noch fünfhundert Meter in dem Tempo — da fallen Rekorde haufenweise."

Sie waren an der Spitze des Feldes — ein tosendes Brüllen erfüllte die Luft — er wußte, ohne die einzelnen Laute zu unterscheiden, daß die meisten Rufe ihm galten, — doch er schaute nicht auf, sondern nur auf das vor ihm sich wirbelnd drehende Rad und zur Seite, um einem Angriffe sofort begegnen zu können. Er fuhr noch leicht — er rechnete, er würde so in zweiter Position sich ganz famos mit seinem Gegner abfinden — da tauchte plötzlich neben ihm ein Vorderrad auf — Jaquelin — „Einsperren," dachte er — —

Ein Johlen — die Massen schienen vom Delirium erfaßt — verzerrte, schreiende Gesichter, tanzende rote,

blaue, violette, gelbe Flecke, wehende Taschentücher, geschwungene Sonnenschirme, ein Lärm, in dem der Schall der Musik verschwand wie die Stimme des Menschen am stürmischen Meere.

Denn mit einem prachtvollen Antritte war die gefährdete blausilberne Dreß losgezogen und hatte Längen zwischen sich und das überraschte Feld gelegt, das sich nun zur Verfolgung aufmachte, doch als keiner entsprechend führen wollte, es lieber aufgab, um unter sich den dritten Preis zu entscheiden. Den dritten — denn einer war gleichzeitig mit Heini losgegangen — Banker, der nun sein Letztes herausnehmend den Ausreißer zu erreichen trachtete. Nur einen Moment hatte Heini mit aller Kraft gearbeitet — und da waren die Zuschauer, die anderen Fahrer gleich Schemen an ihm vorbeigehuscht. Nun sah er unter dem Arme durch — sah den Abstand zwischen sich, seinem Verfolger und den anderen und es fiel ihm ein, daß Gajer ihm geraten hatte, als Zweiter zu enden. Er war noch gar nicht müde — er hätte ruhig die restlichen zweihundert Meter in derselben Geschwindigkeit nehmen können, doch er verlangsamte absichtlich sein Tempo, bis Banker heran war, führte ihn in die Zielgerade und ließ sich knapp vor dem Ziele von demselben abfangen, nachdem er einen Endkampf markiert hatte.

Ueberall rief man ihm Glückwünsche zu, die

Mädchen, die er ansah, erröteten, Frauen blickten ihm sehnsüchtig nach — überall streckten sich ihm Hände entgegen, die er drücken sollte — er erntete mehr Beifall als der Sieger.

Er war sehr vergnügt, ihn freute die Freude der anderen, der helle Sonnenschein, die blitzende surrende Maschine, sein Trainer, dessen Silhouette er, die Arme hin und her schlenkernd, auf der Kurve sah, der ihn abfing und schmunzelnd die Hand drückte: „Herr von Stein — famos — wer's nicht gewußt hat, hat glauben müssen, daß Sie vom langen Spurte und vom Führen ausgepumpt. Sehr gut habens markiert."

Von allen Seiten stürmten die Ichneumonleute herbei, ihn zu beglückwünschen. — „Morgen," wehrte er ihnen lächelnd ab — „wenn ich da Zweiter werde, könnts mir gratulieren."

Rasch eilte er in seine Kabine — in fünf Minuten war er massiert, gedoucht und angezogen und eilte, sich unter die Menge zu mischen. Er hoffte unerkannt zu bleiben — doch seine Dreß aus weißer Seide war zu auffallend, jeder sah nach ihm und erkannte den vielversprechenden Rennfahrer, der den cyclistischen Ruf des Landes als einziger Angehöriger desselben in der morgigen Entscheidung vertreten sollte.

Dazu umgab ihn ein gewisser Nimbus — der Mann mit den Millionen, der aus Passion Professional

war! Als er aus der Kabine trat, drängten sich von allen Seiten bleistiftbewehrte Reporter an ihn heran, halb belustigt, halb geärgert ließ er ihre Fragen über sich ergehen, um sie schließlich kategorisch an seinen Bedienten zu weisen und sich durch die Flucht in den Zuschauerraum ihrer Neugierde zu entziehen.

Man machte ihm Platz — doch wieder tauchte bald hier bald dort ein Frager auf — ein Kreis von staunenden Bewunderern bildete sich um ihn. Eine Dame wollte wissen, ob ihr Sohn auch Rennfahrer werden könnte, und wies ihm einen Jungen, dessen Augen aus dem Fette der Wangen kaum hervorblinzeln konnten — und er floh weiter zu den Tribünen. Unterwegs traf er das Mädchen, dessen Rose er genommen hatte. Sie sah ihn an — in ihren Blicken lagen Bewunderung, Frage und Schrecken ob seiner Kühnheit.

Er trat heran, dankte ihr für den Talisman und fragte den Herrn, anscheinend ihr Vater, in dessen Begleitung sie war und der wie ein gutsituierter Fleischermeister aussah, ob sie auch eine Revanche annehmen dürfe. Nein — sie danke dafür — aber seine Unterschrift auf das Programm — oder seine Photographie. Fast hätte er laut gelacht — genau wie eine großer Mime, dachte er und unterschrieb, notierte ihre Adresse und gelangte schließlich zu der Tribüne.

Lotte hatte ihn herankommen sehen. Ganz blaß lehnte sie in ihrem Sitze und rührte sich kaum, als er in die Loge trat und ihn alles umringte, um ihn zu beglückwünschen.

In ihrer Blässe erhöhten dunkle Ringe noch den Glanz ihres Auges, ein gequältes nervöses Lächeln umspielte ihr schmales Gesichtchen.

Sie reichte ihm die Hand, und als er dieselbe küßte, lief ein Schauer durch ihren Arm, daß sich die schlanken Finger in nervigem Druck um seine schlossen.

Sie sprachen von dem Rennen, sie fand, er sähe noch viel besser, jünger aus als früher. Dann berührten sie den Aufenthalt in den Sommerfrischen, eine geplante Reise nach Aegypten. Ihre Stimme war matt, klanglos — keines kümmerte sich darum, was das andere sprach; doch ihre Blicke, die sich ineinanderbohrten, ersetzten den Sinn der Worte, und jedes las in dem anderen wie einst, als Heini hier das erste Rennen gesehen. Achtlos ließen sie den Ereignissen auf der Bahn ihren Lauf, ihre Sehnsucht und sein Lebensmut beschäftigten sie ausschließlich.

Plötzlich hörte man von unten Gajers Stimme: „Herr von Stein, ich bitte einen Augenblick.“ Heini eilte hinab; ohne Umstände hängte sich Gajer in ihn

ein. „Sie, mein lieber Freund, diese Gegend ist mir unsympathisch,“ meinte er — „Sie sollen morgen das Rennen gewinnen, gewinnen, hören Sie — wenn Sie aber mit Mädeln scharmuzieren, dann lassen Sie sich als Rennfahrer pensionieren.“

„Aber Herr Gajer — —“

„Ta! ta! Langsam, lieber Freund,“ sprach Gajer weiter, „natürlich ist nichts dahinter, das weiß ich. Aber ich versichere Sie, daß es für Sie am besten ist, wenn Sie vor großen Rennen nicht einmal an Mädels denken. Nachher ist's was andres. Aber für heute gehns hinauf, machens ihr Bückerl und kommens mit mir; wir haben ja noch allerhand zu besprechen.“

„Aber Herr Gajer, ein Viertelstündchen macht doch nichts!“

„Natürlich macht's nichts, aber schauens, Herr von Stein, das Mädel ist sauber, Sie sind ein Goldfisch — in einer Viertelstund' ist's Rennen aus — dann heißt's: Bitte, Herr von Stein, wollen Sie uns vielleicht begleiten? Die wohnen am anderen End' der Stadt; das macht nichts, als galanter Ritter gehen Sie mit. Vor dem Hausthor: Ach, Herr von Stein schenken uns doch das Vergnügen — ein kleiner Thee — ein Souper. Dann wird musiziert, Sie geraten in Verzückung, reden. Und anstatt um neun, kommen Sie

um eins ins Bett. Und das ist nicht gerade praktisch, das müssens einsehen. Also gehns Abschied nehmen."

Heini ging wieder hinauf. Er schüttelte allen die Hände — man sah auf den wartenden Trainer — und Gajer hörte, wie ihm Lotte sagte: „Also auf morgen!" Dann kam er.

„Wie ich Abschied nahm," erzählte er lachend, „hat die Mutter gemeint: Ach, Herr von Stein, wir haben gehofft, daß Sie uns begleiten und mit uns soupieren werden. Aber nicht wahr, ein andermal gewiß!"

„Ja, diese Weiber," erwiderte der Trainer, „immer sind sie hinter meinen besten Burschen her. 's ist ein Kreuz mit ihnen — ich kann gar nicht sagen, was sie mir schon geschadet haben."

Sie waren beim Hause angelangt. „Habens ihre Kabine gut zugesperrt? Habens den Racer drin oder nach Hause geschickt?"

„Er ist drinnen? Warum?"

„Na wissens" (hier flüsterte Gajer), „bei mir in der Wohnung steht noch ein haargleicher — für alle Fälle —" . . .

„Warum? Was wollen Sie sagen?"

„Ich hab's halt schon erlebt, daß in einer versperrten Kabine ein Racer ganz hin geworden ist,

Pneumatik zerschnitten, Schrauben abgedreht, Guvernal verbogen, angesägt ...“

„Nicht möglich! Das ist ja eine Gemeinheit! Wer kann denn ein Interesse daran haben, meine Maschine zu ruinieren?“

„Sie sind noch jung! Glauben Sie, daß es dem Tiro angenehm ist, wenn Sie ihn klopfen? Ich hab' noch ganz andere Sachen gesehen — angefeilte Sattelstützen, bezahlte Anrempelungen im Spurte, auf der Kurve u. s. w. Sie dürfen nicht alle nach den Ichneumonfahrern beurteilen. Wenn einer mir so was aufführt, so fliegt er sofort aus der Fabrik — aber wo anders —“

„Und glauben Sie, daß man mir ....?“

„Weiß nicht! Der Tiro ist ein anständiger Mensch, so weit ich ihn kenne — aber wenn einer von denen, die Sie heute gestrichen haben, ein rachsüchtiger Bursche ist. — Wie gesagt, für jeden Fall ist bei mir ein Racer, den man gleich holen kann, wenn was los ist. — Da kommt Moureaux. Hier haben Sie ihren Freund, mein lieber Moureaux, passens auf ihn auf, daß er keine Dummheiten macht. Er hat Anlagen zum Kittelfalter, wie mir scheint.“



Drittes Buch.



Fieberhafte Spannung lagerte über dem Rennplatze, hing über den tobenden Massen der billigen Plätze, dem Aktionärraume, den Tribünen, dem Zielrichterstande; überall sah man erregte Gesichter, nervöse Hast; Programme wurden zerknüllt, Unmassen Eisgrenadine und Bier vertilgt. Und als nun auf der Höhe der Kurve die Gestalten der Rennfahrer erschienen, die den Endkampf austragen sollten, ging ein tiefer Atemzug, ein Seufzen um die Bahn, während alles nach vorwärts drängte, noch einen Blick auf die Renner zu werfen.

Heini hatte trotz der Aufregungen des vorhergehenden Tages außerordentlich gut geschlafen. Ohne eine Spur von Mattigkeit war er aufgewacht, hatte spöttisch lächelnd die Zeitungen, die sich wie toll ob seiner Fahrkunst geberdeten, gelesen, seine Korrespon=

denz erledigt, kurz sich benommen, als ob heute nichts Besonderes wäre. Er dachte nämlich gar nicht an das Rennen — und wenn einmal das Bild aufstieg und sich bleischwer, erstickend, daß er nach Luft schnappen mußte, auf seine Brust legte und er nicht einmal rauchen konnte, so zwang er sich, aufmerksam ein Kapitel eines neuen Buches zu lesen.

Endlich meldete der Bediente, es sei eingespannt, und er fuhr zu der Rennbahn.

Es war noch ziemlich früh — nur die begeistertsten Anhänger der einzelnen Fahrer waren schon am Platze und begrüßten Heini, als er vorfuhr, mit lautem Zurufe. Er dankte und schritt eilends zu seiner Kabine, in der er Gajer, Moureaux und Bürger vorfand, die mit vereinten Kräften seine Maschine bis in die geringsten Kleinigkeiten untersuchten, ob wohl alles in Ordnung sei. Gajer war sehr aufgeregt, ein über das andere Mal bat, beschwor er Heini, sich gut zu halten; schon jetzt sei er eine Sensation; so eine Reklame für die Fabrik sei noch nie dagewesen, am Abende habe man ihn im Kaffeehause mit Fragen über den neuen Stern fast zerrissen; es seien fabelhafte Summen auf Tiro und ihn gewettet worden.

Die Blätter, die der Trainer sodann aus der Tasche zog, waren Heini größtenteils noch unbekannt, und da standen spalten- ja seitenlange Artikel über

ihn, seine Fahrweise, über den Neuling, der in die Entscheidung komme und zugleich als einziger die Farben des Landes in dem Felde vertrete. Er wurde da in den überschwänglichsten Ausdrücken gefeiert, ein zweiter Zimmermann, ein Wunder genannt, ein Teil des Ruhms fiel für den genialen Trainer ab; mehrere brachten Momentaufnahmen, die mit: „Ein Ereignis — ein Junior im Endlaufe des großen Preises“ überschrieben waren, und Gajer erzählte, wie Telegramme von Sportredaktionen bei der Fabrik einliefen, die Daten für Biographieen haben wollten. Die Fabrik habe kolossale Plakate mit seinem Bilde verfertigen lassen, die zur Stunde an allen Ecken angeschlagen würden. Er hatte ein Muster mitgebracht, das Heini in Lebensgröße auf der Maschine sitzend darstellte, mit der Umschrift: „Herr Heini von Stein, der als Neuling in den Endlauf des großen Preises gelangt ist, auf seinem Ichneumonracer.“

Kaum war Gajer zu Ende, so trat der Eigentümer der Fahrradwerke ein und ersuchte ihn, auch heute sein Möglichstes zu thun, dem Fabrikate zum Siege zu verhelfen — im nächsten Momente stürzte ein Komitémitglied herbei mit der Mitteilung, daß der Hof erscheinen würde, und verschwand, um dem Herausgeber eines Weltblattes, der persönlich den berühmten Rennfahrer interviewen wollte, Platz zu machen.

Heini unterhielt sich prächtig. Er hatte sich, unbekümmert um die verschiedenen Besuche, umgezogen, und machte in seiner blauen Dreß mit Silber ganz unbefangen einem Obersthofmeister die Honneurs, der ihm mitzuteilen gekommen war, daß Ihre Hoheiten ihn sich vorstellen lassen würden.

In dem Zimmerchen war es erstickend schwül geworden, so nahm er den Mantel um und trat mit seinem Gefolge in das Freie, einem Ichneumonmanne die Wache beim Racer lassend, und begegnete Tiro, der, ebenfalls von einer Schar Bewunderer umgeben, herankam.

Soeben wurde das Hauptthor geöffnet — und wie eine tobende Flut schoß ein Schwall Menschen in die Einfriedigung, schreiend, laufend, winkend, jeder bestrebt, sich einen günstigen Platz zu sichern. Alles war fanatisiert — die Berichte der Augenzeugen, die Notizen der Blätter hatten jedem das Blut schneller durch die Adern kreisen lassen, so daß alles, was nur konnte, dem Schauspiele des Endkampfes beiwohnen wollte. Im Nu waren die Tribünen gestürmt, auf den billigen Plätzen herrschte ein lebensgefährliches Gedränge und in einer Viertelstunde waren 30000 von den 50000 Plätzen, welche die Rennbahn aufwies, besetzt, und noch immer rollte Woge auf Woge durch das Thor. Programmverkäuferinnen und kleine Jungen, die

Tiro's und Heini's Porträts feilboten, tauchten auf — ihre kreischenden Stimmen übertönten den Lärm, in dem die Musik machtlos verhallte, und Heini hörte, wie sie ausriefen: Tiro — Heini von Stein — Zehn Pfennige. —

Ein nie gekanntes Gefühl des Stolzes erfüllte seine Brust, seine Muskeln spannten sich und alles verschwand in ihm vor dem Gedanken, daß diese Leute gekommen seien, bloß um ihn fahren und siegen zu sehen.

Nun hatten einige Reporter den Ort entdeckt, von dem er verborgen dem Treiben zusah, und belästigten ihn mit Fragen. Herren vom Komité brachten ihm seine Nummer, Erfrischungen, wünschten ihm Glück und gaben ihm gute Lehren; schüchterne Bewunderer umkreisten ihn, bis Gajer und einige Rennfahrer die zum Eintritte in das Quartier nicht Berechtigten entfernten... Plötzlich die Landeshymne, ein allgemeines Hutabziehen, Sichverneigen, neugierige Gesichter, die sich vordrängten — und durch die ehrfurchtvollst gebildete Gasse schritt der Hof, umschwärmt von Rennbahnwürdenträgern. Es waren Ihre Hoheit mit ihren beiden erwachsenen Töchtern, drei Prinzen des königlichen Hauses, verschiedene Gäste, sowie der Bruder des Herrschers samt Sohn, die nun in die Hofloge traten, die knapp an die Bahn, dem Zielrichterstande gegenüber, gebaut war.

Jetzt ging Heini wieder in seine Kabine; sein Rennen kam erst an vierter Stelle, und er wollte sich durch das lange Stehen nicht ermüden.

Ruhig plauderte er mit Moureaux über dies und jenes, die Zeit verlief ihm, er wußte nicht wie — doch als die Glocken im Hause ertönten, die anderen zum Starte rufend, fröstelte ihn — Schweiß brach ihm aus allen Poren — einen Augenblick stockte sein Herzschlag — dann war der Anfall von Fahrfieber ebenso plötzlich vorüber, als er gekommen. Doch zog er es nun vor, im Freien zu warten.

Unterdessen spielten sich die Rennen, obwohl sie einige hübsche Augenblicke boten, unter der vollsten Teilnahmslosigkeit der Zuschauer ab, denn alles war nur auf die Entscheidung, auf Tiro und Heini gespannt. Während die Rennfahrer die Bahn umkreisten, kümmerte sich kein Mensch um sie, man lachte und sprach, sie vollkommen ignorierend, und nur der Zielrichter sowie die Berichterstatter nahmen Kenntnis von ihren Leistungen. So verliefen die ersten drei Rennen, dann entstand eine kleine Pause, ein Brausen ging über all' diese, der Kurve zugewandten Köpfe, man stellte sich auf die Fußspitzen und drängte nach vorwärts, um besser sehen zu können.

Vor dem Schrittmacherhause traf Heini seine Gegner, Tiro, Banker und Tomaselli, die dort des

Zeichens zum Starte harrten. Er schloß sich ihnen an, lehnte sich so wie sie an die Mauer und wartete im Glaste der Sonne auf das Glockenzeichen. Von hier aus sah man nichts von der Bahn, man hörte nur das Geschrei, die Musik und hie und da schnitt die Gestalt eines, auf die Böschung hinaufgetragenen Rennfahrers gegen den grellblauen Himmel ab. Schweigsam standen die vier nebeneinander, äußerlich ruhig, verstohlen sich gegenseitig musternd, und tauschten ab und zu mit halblauter Stimme banale Bemerkungen. Die Freunde, welche die Racer führten, waren nicht gesprächiger — eher erregter als die Fahrer selbst.

Plötzlich stürmte ein Trupp Rennfahrer lachend und schreiend den Aufstieg herunter, die Maschinen tragend und schiebend: ein Ruck ging durch die vier, an der Mauer lehnenden Gestalten — das dritte Rennen war vorüber und nun kam die Reihe an sie. Träge schlich die Zeit vorüber, die anderen waren längst in ihre Quartiere verschwunden, ihre Räder abzugeben, bevor sie auf ihre reservierten Plätze eilten, und noch kam das Zeichen nicht, das zum Starte rief.

Endlich!

Erleichtert atmeten sie auf (Heini erzählte später, nichts sei ihm je so schrecklich gewesen, als jene Minuten des Wartens hinter der Kurve), die Mäntel

flogen zu Boden; rasch ordnete sich der Zug: Tiro, dann Heini, Banker, Tomaselli. Sie erklommen den Aufstieg.

Zuerst erschien die in schwarze Trikots gekleidete Gestalt Tiros, hinter ihm tauchte die glitzernde Dreß Heinis auf.

Und die quälende, erwartungsvolle Spannung der Massen löste sich in einen donnernden Zuruf auf: Heini von Stein — Heini von Stein!

Einen Moment blieb er stehen — einen Augenblick nur, aber es genügte, daß er mit blitzendem Auge diese ganze wogende Fläche überschaute, die sich ihm zuwandte, deren Hoffnung auf ihm ruhte und deren Wunsch es war, er möge siegen.

Elastischen Schrittes ging er neben Moureaux — er nahm keine Einzelheiten wahr, nur einen großen gewaltigen Eindruck von etwas Sonnigem, Freudigem, in dem die Details verschwanden, nahm er auf.

Sie kamen zum Starte; überall neigten sich ihnen Köpfe entgegen, und Gajer eilte herbei, um persönlich seinen Pflegling zu einer exhibition round abzuschieben, denn ein Photograph sollte dies festhalten. Zuerst kam Tiro daran; Händeklatschen begrüßte ihn. Dann kam die Reihe an Heini, der unter einem Sturme von Beifall und ermunternden Zurufen seine Runde in scharfem Tempo abfuhr.

Während Banker und Tomaselli die ihren abthaten, beobachtete er Tiro, der auf seine Maschine gestützt neben ihm stand. Er war groß, schlank, hatte ein scharf geschnittenes intelligentes Gesicht mit einer großen Adlernase, die Beine waren ganz außergewöhnlich muskulös, die Knöchel ungemein fein.

Mit demselben Interesse, mit dem er seinen Hauptgegner musterte, wurde er selbst von allen Seiten betrachtet und insbesondere die Damen leisteten darin Großes.

„Bitte, meine Herren, aufsitzen — zur toten Runde — Achtung — los!“

Gut abgeschoben traten die vier in langsamsten Tempo die Fahrt an, am Innenrande Tiro, dann Heini, Tomaselli, Banker. Anfangs wurden sie mit Jubel begrüßt, doch je mehr sie sich dem Starte näherten, umso bleicher wurden die Antlitze der Zuseher, umso größer die Ruhe, und der Schuß, der den Beginn des Rennens anzeigte, krachte in einer lautlosen Stille, daß mancher erschreckt zusammenfuhr.

Heini hörte den Knall gar nicht; er sah nur den Rauch; denn als er in die Zielgerade einbiegend das Band in der Ferne erblickte, war seine Zuversicht einer fürchterlichen Aufregung gewichen. Er wäre in dem Momente am liebsten abgesprungen, um sich in ein Mauseloch zu verkriechen — es sauste ihm in den Ohren,

während er mit immer schwächer werdendem Herzschlag das Band näher kommen sah. Er vergaß ganz, daß er sich bewege, es war ihm, als flöge der Boden unter ihm weg, er konnte kaum atmen. Doch als der weiße Streifen unter seinem Vorderrade verschwand, schoß es ihm durch den Kopf: „Ach was, sollte ich siegen, so ist alles gewonnen, werde ich geschlagen, ist nichts verloren.“

Der Anfall war vorüber.

Doch mit demselben war auch das Bewußtsein, daß Zuschauer da seien, geschwunden. Er sah nur mehr seine Gegner. Und die Gestalten, die er sonst noch wahrnahm, die Töne, die er hörte, gelangten nicht zu seinem Bewußtsein. Alle seine Fähigkeiten konzentrierten sich auf die Beobachtung der drei anderen — er suchte aus ihrer Haltung, ihrem Tritte das herauszulesen, was die versteinerten Züge nicht sagten, und wenn man ihm zugerufen hätte, die Tribüne brenne so hätte er sich nicht darum gekümmert, obwohl er Lotte oben wußte.

In dem Zuschauerraume war alles lautlos; man hörte das leise Sprechen der Zielrichter über die ganze Bahn. Alles blickte mit angehaltenem Atem in die Kurve, in die sie eben einbogen. Man fühlte, daß trotz des elenden Bummeltempos dort etwas vorging, man bemerkte ein Oeffnen und Schließen der Reihen — dann

ein plötzliches Wirrwarr von Farben und blitzenden Maschinen, ein die Böschung Hinauf- und Hinunterschießen, in dem der dort stehende Bahnrichter selber sich nicht auskennen konnte; einzelne Zurufe wurden laut, von denen man nicht wußte, ob sie von den Rennfahrern oder den Zusehern herrührten; da löste sich das Rudel und bog als Linie in die Gerade ein, Banker führend, neben ihm, etwas zurück, Heini, dazwischen Tiro — der auf diese Weise eingeschlossen war, dann Tomaselli.

Als sie in die Kurve kamen, merkte Heini, daß Tomaselli auf ihn zu drücken und Banker sich vorzuschieben beginne — man wollte ihn einsperren — und mit kräftigem Antritte schoß er die Böschung hinauf, so der Gefahr entgehend, die anderen ihm nach. Doch in dem Momente, in dem sie ihn erreichten, blieb er nahezu am Flecke stehen, daß sie notgedrungen, um nicht in ihn hineinzufahren, an ihm vorüber mußten. Das hatte er gewünscht und flog ihnen nach. Nun wollte Tiro, neben dem er innen zu liegen kam, das Manöver des Italieners wiederholen — doch Heini, der auf der Hut war, kreuzte ihn rasch entschlossen und drückte ihn dabei auf den Rand der Kurve, daß Tiro seinen Plan, wollte er nicht einen Sturz von drei Meter Höhe riskieren, fallen lassen mußte. Unterdessen hatte Banker die Führung übernommen — Heini führte, plötzlich nach innend biegend, Tiro heran und blieb in

um die Kurve herum und Tiro führte mit über einer Länge Vorsprung. Der Sieg war sein.

Heini war knapp an dem Hinterrad Tiros geblieben und kümmerte sich um nichts, als um den sich vor ihm drehenden Pneumatik und die Gestalt seines Vordermannes. Er bemerkte, wie sich derselbe zusammenkauerte und auf den günstigen Augenblick wartete, so daß er auf das Losziehen vorbereitet war.

Jeden Tritt erwartete er den Spurt.

Und nun hatte sich Tiro schon von ihm losgerissen; denn einem solchen wuchtigen, blitzartigen Antritt, der mit der Schnelligkeit eines Gedankens erfolgte, war Heini noch nicht gewohnt, ebenso rasch zu antworten. Er sah mit Wut und Erstaunen den plötzlich entstanden Abstand, der sich immer noch vergrößerte — guter Letzter!

Da — rasender, frenetischer Beifall — sogar in der Hofloge schrieen Stimmen laut auf — Allez — Allez! Hop auf! Von der Tribüne dröhnten gellende Zurufe — die billigen Plätze tobten — die Zielrichter beugten sich weit vor.

Denn mit einem Male, man wußte nicht recht woher, war die blaue Dreß mit Silber neben Tiro aufgetaucht — man sah nur einen blauen Rücken — wirbelnde blaue Beine, blonde, vom scharfen Zuge zerraufte Haare — eine noch immer wachsende Ge-

schwindigkeit — ein verzweifeltes Kämpfen, neben einander, daß die Handgriffe der Maschinen sich berührten.

Alles stand auf den Sesseln; wer Platz hatte, führte einen Freudentanz auf — Damen ließen sich von Herren emporheben und winkten mit dem Schleier, unartikulierte Töne von sich gebend, denn es war deutlich sichtbar, wie der Ausländer nachzugeben begann und Heini gegen ihn im Vorteile war.

Mit der Energie der Verzweiflung hatte sich Heini an die Verfolgung gemacht. Er hatte nicht aufgeblickt, als er an Banker und Tomaselli vorüberraste, nicht der Zurufe geachtet, die ihn geleiteten. Er hatte nur getreten mit aller Kraft, deren er fähig war — er wußte nicht, wie lange er spurtete, fühlte nicht den Schweiß in Strömen die Stirne herabrinnen, nicht die Anstrengung der schnellen Fahrt.

Er sah nur, daß er Tiro aufrücke — seine Beine wirbelten immer schneller — nun erreichte er ihn — und spürte mit einem Male einen stechenden Schmerz in den Knieen, die Luft mangelte ihm, salziger Schleim verschloß ihm die Lippen.

Da traf sein tausendfach gerufener Name sein Ohr, wie ein Peitschenschlag den Droschkengaul, der müde durch die sonnigen, menschenleeren Straßen kleppert. Er fühlte — alle wollten, daß er siege.

Er warf einen Blick auf seinen Gegner, sah, daß derselbe ebenso angestrengt sei, wie er selbst, und neue Kraft aus der Schwäche des anderen schöpfend, stürmte er weiter, gefühllos für Schmerz und Ermattung. Je mehr er vorrückte, um so stärker wurde er und fand stets frische Kräfte, die Angriffe des Gegners abzuwehren.

Wie eine Windsbraut rasten sie die Gerade hinunter, zwischen einer Hecke von elektrisierten Menschenleibern, wie in einem Strome von Leidenschaften und nervösen Zuckungen dahingetragen, stets noch schneller werdend.

Die Begeisterung hatte ihren Höhepunkt erreicht — die ganze Masse glich einem wild sich überstürzenden Meere, das an Riffe schlägt; kein Mensch war still — auch die Besonnensten johlten den Kämpfenden zu.

Wollte die Gerade denn kein Ende nehmen? Er wurde matter — und Tiro lag schon wieder knapp neben ihm. Er konnte die Lenkstange kaum mehr halten, das Genick schmerzte ihn, die Augen brannten wie Feuer, die Füße konnten kaum mehr der Bewegung der Pedale folgen, es schimmerte ihm rot vor den Augen und aus dem Schleier blickte ihn ein verzerrtes Gesicht mit zum Schreie geöffnetem Munde an. — Gajer . . doch er hörte keinen Ton.

Noch immer nicht das Band?

Und Tiro schon wieder auf gleicher Höhe!

Da — ein weißer Schimmer — eine letzte, gewaltige Anstrengung, daß das Rad unter ihm zu springen schien.

Mit einer Viertellänge war er Erster.

* * *

Sofort richtete er sich auf und reinigte, die Maschine leer laufen lassend, sich die Augen mit dem Tuche, das er im Trikot stecken hatte, um es sich dann vor den Mund zu halten.

Unbeschreiblicher Jubel begrüßte ihn von allen Seiten. Er sah die zum Rufe geöffneten Lippen, die wild in der Luft fuchtelnden Arme, doch in seinen Schläfen hämmerte das Blut, daß er keinen Laut genau wahrnehmen konnte. Und als er langsamer werdend wieder in die Zielgerade einbog, war es plötzlich schwarz um ihn von heranstürmenden Menschen, die ihn trotz seines Sträubens von der Maschine hoben und während ihm alles zuwinkte und zurief, im Triumphe zur Hofloge trugen. In wildem Schwalle drängten sich Empfindungen an ihn heran: Erschöpfung, Freude, Stolz und schreckhafte Neugierde, ob dieser beseeligende Traum von Licht und Ruhm lange dauern werde, hielten ihn gefangen. Er handelte wie im Halbschlafe, er drückte Hände, die seine drückten, er nickte Leuten zu, die ihm zunickten,

und seine glitzernde helle Gestalt glitt wie ein blinkender Schein über die Köpfe hinweg.

Nun stand er in der nassen Dreß vor den Hoheiten, die ihm gratulierten — nun wankte er die Stufen der Hofloge hinab und fand sich plötzlich in seiner kühlen Kabine, unter den Händen seines Masseurs wieder. Um ihn waren Gajer, Moureaux und einige Ichneumonleute, — und nun erst löste sich die schmerzhafte Anspannung seiner Muskeln und Nerven.

Er stand auf, um unter die Douche zu treten; er taumelte, man mußte ihn stützen. Sein Mund war ausgetrocknet, die Lippen klebten aufeinander, ein rasender Durst verzehrte ihn. Teilnahmslos hörte er den Begeisterungsausbrüchen des Trainers zu, — er war so müde — die Augenlider waren ihm wie Blei, die ganze Haut war mit kleinen Salzkrystallen bedeckt — er hätte am liebsten geschlafen. Er war nicht imstande sich aufrecht zu erhalten — doch Gajer hielt ihn absichtlich wach. Er bat um ein Viertelstündchen Ruhe — er erhielt es nicht, unermüdlich knetete ihn der Masseur, rieb man ihn mit Aether ein, Moureaux brachte ihm Grenadine, und langsam kehrten seine Lebensgeister zurück. Noch war ihm alles gleichgültig, sein Sieg bereitete ihm keinerlei Vergnügen — es war ihm alles einerlei, bis der kalte Wasserstrahl der Douche ihn traf.

Da wurde er munterer. In fliegender Hast ließ er sich ankleiden, sich von dem Rennen berichten, die Welt füllte sich ihm mit rosigen Bildern, neue Kraft durchströmte seine Glieder, daß er es bedauerte, nicht noch bei dem Tandemrennen sich genannt zu haben. Für den Abend beschloß er eine große Siegesfeier in dem elegantesten Hotel zu veranstalten, frug lachend bei Gajer an, ob er zu den bekannten Damen gehen dürfe und verließ leichten Schrittes, fröhlich scherzend das Haus.

Nun drängten sich die Rennfahrer heran, um ihn zu beglückwünschen, zu bestauuen und zu beneiden; glückselig lächelnd hörte er ihnen zu, sie alle zur Feier einladend, und arbeitete sich zu Tiro, der ernst und schweigsam auf der Kurve stand, durch, um auch ihm die Hand zu drücken und ihn für den Abend zu bitten. Der sagte zu und beglückwünschte seinen Besieger, der nun auf die Tribüne lossteuerte.

Es war für ihn keine leichte Arbeit hinzugelangen, denn überall wurde er aufgehalten. Halbwüchsige Burschen, Damen, Offiziere, Ladenmädchen, Philister, wollten ihn sehen, ihn sprechen, baten um eine Photographie, eine Autogramm, einen Besuch — doch schließlich gelang es ihm, sich durch die Massen zu winden und die Tribüne zu erreichen. Es fand gerade ein Rennen statt; doch als man ihn wahrnahm, drehte

alles sich ihm zu, sich um die Vorgänge auf der Bahn nicht im mindesten kümmernd. Unter einem Kreuzfeuer von Blicken gelangte er zu Lotte, die ihren altgewohnten Platz einnahm. Sie errötete, als sie ihn erblickte, und er, ihr die Hand küssend, sich neigte. Nur ganz kurz beglückwünschte sie ihn zu seinem Erfolge, während die anderen Damen nicht aufhören konnten, ihn zu bewundern und zu preisen. Doch ihr warmer Blick, der ihn umfaßte und unter dem er wie unter einer raffinierten Liebkosung erschauerte, sagte ihm mehr, als die anderen daraus lesen konnten, und verstohlen preßte er ihre Finger in seiner Rechten. Sie wechselten banale Redensarten — daß sie gut aussehe — ob ihn das Training nicht zu sehr angestrengt habe? u. s. w. Doch er wußte, daß der Sinn ein anderer sei, und berauschte sich an diesem heimlichen Zwiegespräche unter den Augen einer beobachtenden Menge und er lachte innerlich laut auf, während er ernst von dem Kontrakte mit der Fabrik erzählte.

Seines Bleibens war jedoch nicht lange — Moureaux, der die Organisation des Festes übernommen hatte, wartete auf ihn, und auf der anderen Tribüne glaubte er bekannte Gestalten zu sehen, die ihm zuwinkten. Er dachte sie zu erkennen — doch was suchten die hier, an diesem Orte? Deshalb nahm er bald Abschied, nachdem er noch von allen Seiten zu

Diners, Soupers u. s. w. gebeten worden war, Einladungen, die er alle dankend ablehnte, da er nicht wisse, ob Gajer ihn nicht morgen nach Berlin, Paris, London oder sonstwohin schicke. Ein langer Kuß auf die Hand Lottes — dann eilte er hinüber und sah seine Vermutung bestätigt. Es waren Freunde vom Cénacle!

Wie ein Hüne stand er wettergebräunt, sehnig und schlank unter ihnen; ihre blassen, blutleeren Lippen sprachen zu ihm Worte, deren Klang ihm fremd dünkte, krankhaft glänzende Augen trafen seine — der eine fragte ihn, was er von der Negation des Willens halte, der andere beklagte sich über die Sonne, da sie ihn irritiere und Unlustgefühle in ihm erzeuge, ein Dritter deklamierte ein Gedicht auf die Schnelligkeit, die er mit dem Erwachen aus grünschillernden Gedanken verglich; und alle waren so müde, ach so müde und betrachteten die Welt von einem Standpunkte, den kaum Buddah je eingenommen, und der noch höher als die Weisheit der Braminen, die der schrecklichen Dreieinigkeit Opfer bringen, während an den Pfeilern sinnverwirrende steinerne Gestalten im Rauche der Fackeln phantastisches Leben zu gewinnen scheinen.

Heini sah in dem Zucken der mageren Hände, auf denen die blauen Adern hervortraten, die wilde Gier, ähnliche Gemütsbewegungen, wie er sie eben

durchgemacht hatte, zu erleben. Er ahnte das gestörte Gleichgewicht ihrer Seelen, und ihre Lust, einmal im brutalen Vergnügen ihre überfeinerten Nerven aufzupeitschen. Er merkte in ihren gesucht ciselierten Reden die Wonne, die sie empfinden würden, wenn sie sich einmal im tiefsten Schlamme der Leidenschaften wälzen könnten, in der Hoffnung, darinnen etwas zu finden, was ihnen neu wäre, das zu entdecken, wonach sie sich sehnten — Vergessenheit der Qualen, die ihr überarbeitetes Hirn ihnen bereitete, und von dem grausamen Gedanken, ihnen sein Glück zu zeigen getrieben, lud er sie ebenfalls zum Festmahle ein. Sie lehnten jedoch bis auf Fredi, der noch der stärkste von ihnen zu sein schien, ab, sich mit Arbeit, mit der Scheu vor Berührung mit dem Pöbel, mit kranken Nerven entschuldigend.

„Schauen Sie sich die gut an, Moureaux," sagte Heini zum malenden Rennfahrer, den er wie eine Erlösung nach schwerem Alpdruck hatte erscheinen sehen, so war ich auch vor einigen Monaten. Schrecklich, nicht wahr? Das sind Leute, die an ihrem Verstande zu Grunde gehen. Max hatte Recht. Irrenhaus oder eine Kugel ist ihr Los."

Unterdessen sahen die ihm schweigend nach, wie er stolz durch die sich öffnenden Massen schritt; sie bewunderten, beneideten und haßten ihn in seiner

Schönheit und Kraft. Denn er genoß das wahre, wirkliche Leben, das in der harmonischen Ausbildung des Körpers und des Geistes besteht, in vollen Zügen. — Seine Gespräche in der kurzen Zeit ihres Beisammenseins waren kurz, schneidend und treffend gewesen — wie einst, trotz der gewaltigen Anstrengung, die sein Leib eben bestanden hatte — während ihre Körper sich oftmals der Ausführung eines Gedankens widersetzten, oder wenn sie ihren Willen durchsetzten, in einen Zustand vollkommenster Erschöpfung gelangten.

Und in ihren Herzen weinte ein Kind, von tiefem, unwissendem Schmerze gepeinigt um die verrinnende Jugendzeit. Ein Wind, der kosend den Rosenstrauch küßt, der aus den geborstenen, goldenen Fliesen einer säulengeschmückten, zerfallenen Moschee blüht, der abends, duftbeladen, die Nachtigallen zu liebejauchzenden Gesängen lockt, und über tiefblaue, einsame Seeen streift, erstarb in der Wüste, die gelbschimmernd unter dem Glaste der Sonne sich weithin dehnt!

* *

*

Es war Abend. Heini saß, in Erwartung seiner Gäste, mit Moureaux und Gajer in dem großen Saale des Hotels, der für die Siegesfeier hergerichtet worden war. Er hatte alle Rennfahrer, sowie den

Eigentümer und den Direktor der Fabrik eingeladen. In langen Reihen standen die Tische, daneben die Kübel für den Champagner.

Bald kamen die ersten Geladenen, immer mehr füllte sich der Saal; Rufen, Lachen tönte durcheinander — und rasch waren alle versammelt. Mancher der Rennfahrer stutzte wohl, als er eintrat — manch Kellner sah besser aus als der Gast, den er auf Kosten Heinis zu bedienen hatte, doch unter der Liebenswürdigkeit des Gastgebers schwand bald der letzte Rest von Befangenheit und ein frohes, munteres Leben herrschte in dem Saale, in dem im Fasching aristokratische Paare sich drehten. Amateure und Professionals saßen in bunter Reihe nebeneinander, Tiro und der Eigentümer der Ichneumonfahrradwerke neben Heini, dessen Laune heute die tollsten und erheiterndsten Einfälle hervorbrachte, neben Tiro Fredi, der seinem Versprechen gemäß erschienen war. Man sah, wie er sich Zwang anthat, um mit den Anderen fröhlich zu sein, wie er sich bemühte, zu seiner Umgebung herabzusteigen und sie zu begreifen. Doch sein nervöses Aufzucken bei einem zu lauten Worte, die mißbilligenden Blicke bei gewagten Scherzen, sein ängstliches Wegrücken vom Nachbar zur Linken, der seine beiden Ellbogen auf den Tisch stemmte und aus dem Brote Kügelchen knetete, sowie seine angestrengten Versuche

mit Tiro, der rechts von ihm saß, in ein Gespräch zu kommen, zeigten, daß er sich nichts weniger als behaglich fühlte. Etwas weiter saß Gajer mitten unter einem Schwarm Herrenfahrer, die ihn wie ein Orakel konsultierten, Moureaux mit einigen Franzosen, Jaquelin mit Banker und einem deutschen Amateur, der die Absicht hatte Professional zu werden.

Man sprach Toaste auf Heini, auf die Fabrik, auf Gajer, auf Tiro, auf die Rennveranstalter, auf jedermann und alles; die Pfropfen der Flaschen knallten lustig, der Duft feiner Cigarren und Cigaretten, die Heini beigestellt hatte, flog durch den Raum — bald mußte er mit dem, bald mit jenem anstoßen, einige Zeitungsmenschen notierten sorgfältigst, was er aß, wie er aß, wie er trank und rauchte, fragten ihn alles Mögliche — und er, durch den Genuß einiger Gläser Champagner in die rosigste Stimmung versetzt, erzählte ihnen, was ihm eben einfiel, so daß sie bald nicht mehr wußten, was von ihm zu halten sei. Mit der fortschreitenden Stunde wurde es immer besser; der eine brütete traurig vor sich hin, mechanisch den immer wieder gefüllten Kelch leerend; ein anderer schrie laute Monologe — in der einen Ecke hatten mehrere Berufs- und Herren-Fahrer sich zusammengefunden, einigen Flaschen Rheinwein den Hals zu brechen, und sangen nun, einander zärtlich umfassend: „Wir halten

fest und treu zusammen Hipp! Hipp! Hurrah!" was von einer anderen Gesellschaft mit: „Komm, Karlinchen" beantwortet wurde. Zwei Schrittmacher hatten wüsten Streit wegen eines Mädels, das gar nicht anwesend war, und es wäre zwischen ihnen zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht der eine von ihnen mitten im Zanke angefangen hätte zu weinen und über die Schlechtigkeit der Welt zu jammern. In einer Nische hatte einer ein Klavier entdeckt und paukte darauf einen Walzer, während zwei bis drei Paare, die Cigarre im Munde, im Tanzschritte sich wiegten. Der ganze Saal war mit tosendem Lärme, gelblichem, dicken Rauch, gefüllt und aus dem Dunste leuchtete manchmal ein gerötetes Gesicht mit stieren Augen und zum Schrei geöffnetem Mund, während die Kellner stumm und korrekt einherschritten. Dem allgemeinen Taumel war auch Fredi zum Opfer gefallen — er hatte aus lauter Verlegenheit viel getrunken, und nun sprach er angelegentlich mit Tiro, dem ebenfalls der Wein die Zunge gelöst hatte. Sie redeten von Heini — und beide waren einig, daß er ein ganz hervorragender Mensch sei — der Eigenschaften besitze, wie man sie selten in einer Person vereinigt finde — insbesondere fand Tiro die wunderbaren Muskeln des Oberschenkels bemerkenswert — wodurch Fredi bemerkte, daß sie, trotzdem sie nun gut eine Viertelstunde mit einander

schwätzten, sich doch nicht verstanden hatten. Denn er hatte Heini Lob vom Standpunkte des Philosophen, des Uebermenschen gespendet, während der andere ihn nur als Rennfahrer betrachtet hatte, so daß sie also weiter auseinander gewesen waren, wie wenn der eine von fünftel Sekunden, der andere von Zarathustra gesprochen hätte. Heini unterhielt sich prächtig; langsam hatten sich zu ihm die nüchtern Gebliebenen hinaufgezogen, man tauschte Bemerkungen über einzelne Erscheinungen, Anekdoten aus dem Rennfahrerleben wurden erzählt.

Tiro gab einige Chansons grivoises zum Besten, worauf Fredi sich bewogen fühlte, ein Gedicht über die Ewigkeit des Nichts vorzutragen, das zwar von Niemandem verstanden, daher aber umso frenetischer von Allen bejubelt wurde.

Und da Fredi auch schon etwas zuviel Weindünste im Kopfe hatte, als daß er das mangelnde Verständnis hätte bemerken können, setzte er sich hochbefriedigt und mit dem Intellekte seiner Zuhörer vollkommen einverstanden nieder. Die Rennfahrer stiegen in seiner Achtung — und die Unterhaltung war allgemein, besonders als Heini ein wahres Feuerwerk von Witzen losließ, und Moureaux einige Karikaturen entwarf.

Schließlich schlug einer vor: „Wie wärs, wenn wir in das Puff gingen?“ „Puff?“ fragte Heini. —

„Na ja“ — erhielt er die Antwort — „ins Puff — das Bordeau!“

Er und Fredl waren noch nie in einem gewesen — und sie erklärten sich einverstanden. Man erhob sich einzeln, um nicht die Anderen aufmerksam zu machen — Heini als letzter. Rasch schlüpfte er in seinen Mantel und trat auf die Straße, wo ihn die anderen sechs erwarteten. Kühl schlug ihnen die Nachtluft in das erhitzte Gesicht, wie sie in halblautem Gespräch durch die leeren Gassen wandelten, während hie und da der flüchtige Schatten einer Katze ihren Weg kreuzte. Im Mondeslichte leuchteten die Mauern der Häuser kalkig weiß, die Schritte hallten laut durch die Einsamkeit der Sommernacht, aus den Wirtshausgärten hörte man das Geschwirre der Stimmen und manchmal begegnete ihnen ein langsam dahinschreitender Wachmann. Einer nach dem andern konstatierte, daß er nicht mehr weit von einem Rausche gewesen sei, und einstimmig beschloß man, noch schnell in ein Café zu gehen, um mit einem Schwarzen den letzten Rest der Alkoholdünste zu entfernen.

Ein Viertelstündchen saß man in einer Nische, den heißen Trank schlürfend, und Heini sah sich erst jetzt die Leute, mit denen er herumzog, an. Es waren Moureaux, dann zwei Amateure, von denen der eine Jurist, der andere Techniker war, dann einer, so wie

er selbst, Professional aus Leidenschaft, ein französischer Berufsfahrer, dann Fredi, der schon sehr schläfrig aussah, und ein junger Journalist, der gerne selber ausübender Sportsmann gewesen wäre, der jedoch keinerlei Befähigung hierzu hatte. Heini war die Gesellschaft zufrieden, besonders da er sah, daß sie alle guter Dinge waren.

Das Caféhaus war ziemlich voll; sie saßen schwatzend in ihrem Winkel — da bemerkten sie, wie auf einmal die Gäste sich nach ihnen umzusehen begannen. „Man hat Sie erkannt, Herr von Stein, sagte Moureaux, und wird Sie gleich auf die Schultern heben.“

„So gehen wir,“ erwiderte er; und man zahlte. Als sie sich erhoben, drängte sich alles in ihre Nähe und man hörte die Rufe: „Das ist der, der heute den Tiro geklopft hat! — Der närrische Millionär?“ „Nicht möglich — so jung schaut er noch aus.“ Lachend verließen sie das Lokal.

„Da sehen Sie, wie man berühmt wird,“ sagte der Journalist, „das muß ich gleich in die Zeitung geben.“

„Danke, danke!“ wehrte Heini, humoristisch erschreckt, ab, — „wenn ich das gewußt hätte, hätte ich mich heute nicht so angestrengt, dem Tiro die Rückseite meines Trikots zu zeigen.“

Man ging weiter, über den Hügel, auf dem die Kathedrale in die Höhe ragte. Bläulich spielte der Schein des Mondes zwischen den gotischen Ornamenten, zwischen dem Maßwerke, den Rosetten und den Giebeln — wie eine sonderbare, köstliche Spitze ragte der vollendete Turm in den Nachthimmel, während das Gerüst des noch im Bau befindlichen wie ein zerrissener Schleier sich um ihn legte. Schweigend zogen sie an dem Gemäuer vorüber, dem Denkmale eines Geistes, den keiner von ihnen verstand. Eine asketische Weltanschauung hatte den Bau ins Leben gerufen, und sie fühlten, daß er ihnen und ihren Volksgenossen trotz der jahrhundertelangen Einwirkung fremd sei und fremd bleiben werde, das Produkt stupider Unbildung und des Fanatismus. Erleichtert atmeten sie auf, als ein vorüberdröhnender Fiaker die Stille mit dem Rasseln der eisenbereiften Räder und dem funkensprühenden Geklapper der Pferdehufe über das unebene Granitpflaster unterbrach, und vollends kamen sie in die vorhergehende Stimmung — die des Katers, der nächtlings über die Dächer schleicht, wenn er in der Ferne ein weißes Kätzlein erblickte, als Fredi, dem die Nachtluft die Schlaflust vollkommen vertrieben hatte, eines der Lieder Tiros — aber gräulich falsch, zu summen begann. Die Straße wurde immer enger und die Beleuchtung eine immer schlechtere, Neubauten

versperrten den Weg — ein Betrunkener, der sich an den Häusern stützte — torkelte vorbei — dann bog plötzlich die enge Gasse zwischen Planken, hinter denen Gärten dufteten, bergab; unter der Brücke, über die sie gingen, rauschte das Wasser eines kleinen Baches und reflektierte verzerrt den Schein einer Gaslaterne, die einsam an einer Mauer brannte. Aus dem Dunkel vor ihnen leuchtete die Oeffnung einer Thüre, hörte man die Töne eines Klaviers — „Puff Nr. 1!“ erläuterte der Jurist, „gleich sind wir dort.“

Noch einige Schritte und sie standen vor dem Eingange. Ein Mädchen, in ein eng anliegendes Seidenkleid gehüllt, saß auf den Stufen vor demselben und sprang auf, als es die sich Nahenden erblickte. „Kommt's zu uns!“ lockte sie, neckisch ein Stück des schwarzbestrumpften Beines zeigend — und dabei neigte sie sich vor, daß das Licht, welches in der Thüre brannte, über ihr feines Gesichtchen mit den lüstern, küßlich geöffneten Lippen spielte. „Natürlich, Irma,“ rief der Jurist zurück — ihre Augen suchten die Finsternis zu durchbohren — „Schatzi! Edi bist du's?“ und lachend warf sie sich ihm an die Brust, ihm die Wange zum Kusse reichend. „Wie ich froh bin, daß du kommst,“ plapperte sie weiter — „ich hab' schon so eine Sehnsucht nach dir gehabt; drei Tage bist du nicht dagewesen. Wen bringst du denn alles mit?“

„Freunde, Rennfahrer! — Meine Herren — hier stelle ich Ihnen Fräulein Irma von Nr. 1 vor — ein reizendes Ding und in mich verliebt!“

„Glaubens ihm nicht, dem eingebildeten Menschen da — ich mag ihn gar nicht; aber er will immer mit mir gehen — na, und küssen kann er gut.“

„Sonst nichts?“

„Wirst still sein. — Aber so kommens doch herein, Sie werden doch nicht die ganze Nacht vor dem Haus stehen wollen?“

Sie traten ein — lachend bot sie jedem ihre Lippen — als sie Heini erblickte, stutzte sie und fragte: „Sind Sie nicht der, welcher heut' — —?“

„Ja, leider,“ seufzte Heini komisch verzweifelt — „also auch hier bin ich schon bekannt! Werden Sie das auch morgen in die Zeitung geben?“ frug er den Journalisten, als ihn Irma mit sich weiterzog. Sie durchschritten einen langen, schmalen, blau ausgemalten Gang, auf den von beiden Seiten sich Thüren öffneten — die Töne des Klaviers kamen immer näher — nun schlug das Mädchen einen Vorhang zurück und Heini stand in dem Salon des Etablissements, während sie rief: „Da schaut's, wen ich bring'?“

Heini sah nur, daß das Zimmer hell gehalten und mehrere Mädchen darinnen anwesend seien — dann wirbelte alles um ihn, er wurde herumgestoßen,

es wurde gelacht und geküßt, er wurde dahin und dorthin gezerrt — und endlich fand er sich in einer Ecke mit drei Mädchen sitzen, während seine Begleiter auf Diwans und Fauteuils Platz genommen hatten. Er sah sich nun den Raum genauer an und war ganz überrascht, ihn mit viel Geschmack ausgestattet zu finden. Er war im Rokokostile in ganz hellen Farben gehalten, lichte, zart geblümte Tapeten bedeckten die Wände, die Möbel waren tadellos im Sinne der Zeit, schmale Goldstreifen schmückten die Füllungen — ein Rokokolüster beleuchtete mit elektrischem Lichte das Gemach, das in einer Ecke das Klavier hatte, in einer anderen das auf einem Podium befindliche Etablissement, auf dem er sich eben befand, während die beiden anderen von Spiegeln und Diwans eingenommen wurden. Leichte, zierliche Tischchen standen umher und das Ganze machte den Eindruck eines eleganten Salons bei einer Schwärmerin für die Zeit des Menuettes und der Schönheitspflästerchen.

Nun erst machte er sich an die Betrachtung der Damen. Auch da war er angenehm überrascht — nach Schilderungen, die ihm Freunde gemacht, hatte er an solchen Orten nur den Auswurf der weiblichen Gesellschaft erwartet und fand fast lauter reizende, jugendfrische Erscheinungen, welche die Tracht, die aus einer Art Schlafrock aus lichten Stoffen bestand, aus-

gezeichnet kleidete. Aufgeweckte, hübsche Gesichtchen lächelten ihn an, feine, gepflegte Hände griffen in seine Tabatière, die durch ein Mieder nicht beengten Formen bewegten sich mit einer ruhigen, sicheren Grazie, die ihn an antike Statuen erinnerte. Neben ihm saß die blonde Steffi, die schwarze Vilma, während die rote Olga vor ihm an das Geländer, welches das Podium vom Salon abschloß, gelehnt stand.

Eine dunkel gekleidete Gestalt trat bescheiden an ihn heran. — „Wünschen Sie etwas zu nehmen?" fragte sie ihn, und er bestellte für die Mädchen Champagner; er hatte genug davon.

Im Zimmer summte es wie in einem Bienenschwarme, die Musik übertönend. Auch er lachte und plauderte mit den Mädchen, die in berechnet lässigen Bewegungen sich ihm darboten, ihm ihre Reize zeigten, ohne sich auch nur einmal zu enthüllen. Besonders Steffi traf das. Leicht vorgebeugt lächelte sie ihn an, daß die weißen Zähnchen zwischen den roten vollen Lippen wie Perlen glänzten — in ihrem Auge blitzte verheißungsvolles Feuer und das kleine Ohr sah küßlich unter den kunstvoll zerrauften Haaren hervor. Dann lehnte sie sich zurück — und unter der dünnen Hülle zeichnete sich die tadellose Linie ihrer Brust, deren Spitzen sich herausfordernd abhoben. Mit einer wollüstigen Bewegung schmiegte sie sich an ihn, daß

seine Hand ihren Busen berühren mußte, und auch die beiden anderen Mädchen suchten von ihm Besitz zu ergreifen. Doch es war vergebliche Mühe. Er blieb ganz kalt — all' das unterhielt ihn zwar ungemein, doch fühlte er nicht die mindeste Neigung, ihrem Wunsche, mit ihnen „aufs Zimmer zu gehen", wie sie sagten, zu willfahren. Und als sie etwas beleidigt in ihn drangen, ob sie ihm nicht gefielen, sagte er, er sei von den Anstrengungen des Nachmittags noch zu sehr mitgenommen, womit sie sich auch zufrieden gaben, besonders da er darauf zum Tanze spielen ließ. Die Paare wiegten sich im Takte der Musik und auch er that mit — doch hatte er bald genug davon und setzte sich wieder mit Steffi nieder, seine Begleiter und ihre Tänzerinnen beobachtend. Die langen, weiten Gewänder der Mädchen hoben sich und flatterten bei dem raschen Schwunge — sie umfaßten ihre Herren, wie Epheu sich an die Eiche schmiegt, und Heini lachte vergnügt, als er Fredi bemerkte. Er hielt Olga in den Armen, die im Walzer, der eben gespielt wurde, alle ihre Künste auf ihn wirken ließ. Sie hing an seinem Halse — bei jeder Bewegung drückte sie sich an ihn, wie ein Kätzchen, das an einem Stuhle sich reibt — bald brannten ihre Augen dicht vor seinem Antlitz — dann bog sie sich zurück und lachte ihn an, ihre Lippen wie in einem wollüstigen Traume halb

öffnend. Sie preßte ihren Leib an seinen, ihn bei jedem Schritte mit ihren Beinen streifend, alles an ihr war schrankenlose Hingebung — sie ließ Dinge ahnen, die sinnverwirrend auf den Mann einwirken mußten — schlangengleiche Geschmeidigkeit, Liebkosungen eines schneeigen, warmen Leibes. Fredi war wie verzückt — seine Augen leuchteten und er war einer der ersten, die mit einem Male verschwanden. Bald folgten die anderen — bis nur mehr zwei Mädchen zusammen tanzten, und auch die hörten auf, als noch drei Herren eintraten.

„Geh' hinüber zu den Herren, Steffi," sagte Heini zum Mädchen, „denn ich geh' ganz gewiß nicht aufs Zimmer. Wenn du dich hinsetzt, so sprech' ich mit dem Klavierspieler."

Sie schaute ihn ernst an. „Jagst du mich weg?" fragte sie.

„Nein!! — Was fällt dir denn ein!"

„Was liegt mir an denen da!" Sie schmiegte sich dicht an ihn und ihm lange ins Auge blickend, sagte sie: „Du bist so anders wie die, die sonst kommen und sich ein Vergnügen machen, ein armes Mädel zu foppen."

„Süßes Ding," antwortete er und streichelte sanft ihre Wange, „es muß euch manchmal recht schlecht

gehen.“ Sie nickte bloß — er sah, wie sie mit dem Weinen kämpfte, und rasch auf etwas anderes übergehend fuhr er fort: „Meine Herren Kollegen sind alle weg.“

Dabei stand er auf. „Willst du sie suchen gehen? Ich begleite dich.“ Sie traten auf den Gang. Hinter den Thüren hörte man kichern — Olga lief plötzlich im Hemde an ihnen vorüber — da und dort war eine Thüre halb offen und man sah, wie die Mädchen mit den Männern schäkerten. Heini erkannte mehrere seiner Genossen, die, in der Meinung, er wolle weggehen, ihm zuriefen, er solle warten — nun kamen sie in einen dunklen Teil des Ganges. Auf einmal umschlang ihn das Weib — ein heißer Kuß brannte auf seinen Lippen, und sie versuchte ihn in ein offenstehendes Zimmer zu drängen, während sie heiser vor Erregung ihm zuflüsterte: „Komm' mit mir! Komm' — wenn du mich nur willst — ich hab' dich so gern!“ Er riß sich sanft, aber energisch von ihr los und kehrte schweigend in den Salon zurück, wohin sie ihm folgte. Er sah sie an — sie that ihm leid — ganz matt lehnte sie an dem Thürpfosten und blickte ihm starr in die Augen. Er trat an sie heran und wollte ihr etwas sagen — doch sie unterbrach ihn, bevor er noch recht begonnen hatte, und mit einer seltsam harten Stimme sprach sie: „Brauchst dich nicht zu entschuldigen — ich

weiß — es graust dir vor mir, dem Mädel, das jeder, wenn er zahlt, haben kann."

Er war froh, als die Anderen kamen und man sich zum Aufbruche rüstete. Es war drei Uhr früh. — Vor dem Hause standen Fiaker, und er rollte, nachdem er herzlichen Abschied von seinen Begleitern genommen, und ihm Steffi noch einmal verstohlen an den Hals gefallen war, nach Hause.

Schon kündete die lichtgrüne Färbung des Himmels, das Verblassen der Sterne den nahenden Morgen an. — Wagen, mit Gemüse beladen, kreuzten den seinen, in langen Reihen kamen die Straßenkehrer einher, vereinzelt sah er Leute durch die Straßen eilen und die Fenster der Häuser sich der frischen Morgenluft öffnen.

Endlich war er daheim und dehnte sich behaglich in dem warmen Bette. Er war sehr müde — trotzdem konnte er nicht gleich einschlafen. Er dachte an seinen Sieg, an das Festessen, an die Mädchen im Puff, an seinen nächsten Start, der, wie ihm Gajer gesagt, in zehn Tagen bei einem großen Rennen im Auslande stattfinden sollte. Und schließlich schlief er ein.

*　　*
*

Es war ungefähr zehn Uhr vormittags desselben Tages, als eine dichtverschleierte Gestalt Einlaß in die

Wohnung Heinis begehrte. Auf die Antwort des Bedienten, daß der Herr noch schlafe, erhielt er die Gegenantwort, man sei bestellt worden. So etwas widersprach zwar den Gewohnheiten vollkommen — aber es wurde mit solcher Sicherheit vorgebracht, daß der Diener der Unbekannten den Eintritt freigab und sie in das Rauchzimmer führte. „Ich gehe den Herrn wecken," meinte er. Doch die Dame erwiderte darauf, daß dies auf keinen Fall geschehen dürfe. Er müsse sich nach den Anstrengungen erholen. Sie würde, bis er erwache, in einem Buche blättern — denn sie habe viel Zeit.

Heini träumte gerade, daß er hinter einem Viersitzer trainiere — da fühlte er schlanke, biegsame Arme sich um seinen Nacken schlingen, einen langen Kuß auf seinen Lippen brennen und erwachend sah er Lotte über sein Bett gebeugt. Er zog sie zu sich nieder — seine Hände öffneten ihr Kleid, sein Mund ruhte auf ihren Wangen, ihren Augen, ihren weißen Brüsten.

* *
*

Als er nachmittags auf die Rennbahn kam, eilte ihm Gajer entgegen und rief ihm zu: „Heut' wird nicht trainiert, Herr von Stein. Gehens nach

Haus und packens ein, wir fahren heute Nacht nach B. zum großen Preis. Moureaux soll mit Ihnen gehen und Ihnen einpacken helfen."

Heini war eher erfreut, diese Nachricht zu vernehmen — er fürchtete, daß sein Verhältnis zu Lotte sich zu einem dauernden gestalten könnte — und es lag durchaus nicht in seiner Absicht, sich zu binden. Allerdings wäre es ihm lieb gewesen, wenn er noch etwas Zeit gehabt hätte, um sich mit dem Gedanken zu reisen vertraut zu machen. Nun hieß es aber keinen Augenblick verlieren; so nahm er Moureaux mit sich in den Wagen — August, der Rennbahndiener, wurde geheißen, die Racer auf die Station zu führen und nach B. aufzugeben — und rollte nach Hause, wo er mit Hilfe des Rennfahrers einzupacken begann. Eine Kiste füllte er mit den Büchern, die er zu lesen gedachte — zwei Koffer mit Kleidungsstücken, Wäsche und Nippessachen, die er nur ungern in seiner Umgebung mißte. Moureaux lächelte zwar, als er sah, was Heini alles mitnahm, doch sagte er nichts und machte Heini darauf aufmerksam, daß er die Staffelei und die Skizzenbücher nicht vergessen solle.

Als sie fertig waren, hieß er auf den Bahnhof fahren, denn schon senkte sich die Nacht herab. Er war wie im Traume und nicht imstande, sich von seinen Empfindungen, von dem, was geschehen,

Rechenschaft zu geben. Er sah den dichtgefüllten Restaurationssaal mit den grellen roten Sammetdiwans vor sich, durch den Kellner hin- und herschossen und der von dem klappernden Geräusch von Tellern, Messern und Gabeln erfüllt war, in dem ein Geruch von Cigarren, Menschen, verschüttetem Alkohol, Maschinenöl und Steinkohlenrauch sich aufdringlich breit machte und sich ihm auf die Brust legte, daß er kaum einen Bissen hinunterwürgen konnte.

Durch die großen Fenster sah man, wie die Züge heranbrausten, die Reisenden ausstiegen — und er fühlte, wie in seinem Hirne eine träge, klebrige Masse sich breit machte. Der Dunst des Speisesaales wurde ihm unerträglich, zu einem stechenden Schmerze zwischen den Augen. Er hörte nichts von dem, was seine Umgebung sprach — Gajers Gestalt erregte in ihm die fast unbezwingliche Lust, ihn zu schlagen, so daß er es vorzog, auf den Perron hinauszugehen — er wandelte langsam, unbedeckten Hauptes herum — und er stellte sich die Frage, ob er nicht doch den Vertrag mit der Fabrik lösen solle. Schon jetzt erschien ihm sein früheres Dasein wie in einer weiten, weiten Ferne — es war ihm, als ob er ein neues Wesen sei — an dem jedoch noch schmerzhaft die Ueberbleibsel vergangener Tage hingen — das Rennfahrerleben schien ihm eine schreckliche Schönheit, die ihn anlockte und abstieß — und er

fühlte sich wie ein Vogel, den die Schlange mit dem Blicke ihrer metallisch glänzenden Augen hypnotisiert. Schon wollte er wieder in den Speisesaal eintreten und seinen Entschluß, nicht zu reisen und den Vertrag zu lösen, ausführen — da tauchten aus dem Dunkel zwei rotglühende Punkte auf, die sich mit rasender Schnelligkeit näherten — ein Zug. Donnernd fuhr er in die Halle — ein Schwall von Reisenden ergoß sich aus ihm, und Heini mußte achtgeben, um den koffertragenden Dienstmännern, den Bahnbediensteten und den hin- und hergeschobenen Karren auszuweichen.

Er mußte achtgeben — und das brachte ihn auf andere Gedanken — er beobachtete mit Interesse den rußgeschwärzten Lokomotivführer, das geschäftige Hin- und Hereilen — dann kam Moureaux mit dem Fabrikbesitzer, der von seinem Rennfahrer Abschied nehmen wollte. Einen Moment dachte Heini daran, ihm mitzuteilen, daß er nicht gesonnen sei, den Kontrakt zu halten — doch bald war er so im Gespräch über eine neue Verbesserung an den Rennmaschinen vertieft, daß er ganz überrascht war, als es einsteigen hieß. Mit einem Male gab es ein Händeschütteln, ein Waggonthürenzuklappen, Winke.

Und nun fuhr er in das neue Leben hinein.

Zuerst hatte man noch lebhaft geplaudert — es waren noch andere Rennfahrer, die nach B. wollten,

mit — dann war es in dem Waggon immer stiller geworden. In einer Ecke schlief, in seinen Plaid eingerollt, der Trainer, über dessen Züge das gelbe, schwache Licht der Lampe, die in der Decke eingelassen war, zuckte, Moureaux ruhte in einer anderen — vor Heini saß ein Rennfahrer aufrecht und sein Kopf mit den geschlossenen Augen pendelte willenlos bei den Bewegungen der Fahrt hin und her. Nur das tiefe gleichmäßige Atmen der Schläfer war zu hören, die manchmal, wenn der Zug anhielt oder mit jähem Rucke weiterfuhr, stöhnend für einige Sekunden aufwachten. Draußen flogen Städte, Landschaften, Dörfer vorüber — und Heini, der eine Cigarette nach der anderen rauchte, träumte mit offenen Augen von flutendem Sonnenscheine, schönen Frauen und ragenden Palästen ... bis auch er einschlummerte.

Auf einmal rüttelte ihn jemand an der Schulter — er wachte auf. Frische Morgenluft schlug ihm durch das geöffnete Fenster entgegen, ihn rasch ermunternd.

Und er begriff, daß sie angekommen seien.

Am Bahnhofe wurden sie von dem Rennveranstalter erwartet, der sie sofort zum Frühstücke lud. Dann ging es in das Hotel, sich den Staub der Reise abzuwaschen, und hinaus auf die Rennbahn. Die Ankunft des neuen Stars war bekannt gegeben worden

und so war die Bahn von einer dichten Schar Neugieriger umgeben, die ihn trainieren sehen wollten. Heini fuhr fast eine Stunde in mittlerem Tempo, um sich mit den überaus steilen Kurven vertraut zu machen, hier und da einen kurzen Spurt versuchend. Alles beobachtete ihn — er fühlte, wie die forschenden Blicke seine Fahrweise, seinen Sitz zergliederten, und er hätte gerne seine ganze Schnelligkeit gezeigt — endlich rief ihm Gajer zu: „Zweihundert Meter!“ Wie eine Windsbraut fegte er um die Bahn — seine Füße spielten bloß auf den Pedalen — und zum Schlusse verschärfte er den Spurt zu jener berühmten „pointe finale“, die nur wenigen gelingt.

Dann hieß es speisen — bei dem Direktor der Bahn einen Besuch machen — eine Fabrik besichtigen — und abends fiel er todmüde auf sein Lager.

Im Fluge vergingen ihm die zehn Tage — er wußte kaum, daß er schon so lange da sei — seine Bücherkiste war gar nicht geöffnet worden. Er war stets beschäftigt — trainierte er nicht selber, so hieß es die Anderen beobachten, um ihre Fahrweise kennen zu lernen — dann gab es Ausflüge, Diners, Besuche, die er erhielt und erwidern mußte, die Ausstellung, die besichtigenswert war, so daß er sehr erstaunte, als ihm Moureaux sagte, morgen sei der Renntag.

Heini startete und siegte, wie er wollte, seine

Gegner um Längen schlagend, und auch im Tandemfahren, das er mit Moureaux bestritt, blieb ihm das Glück treu.

Noch am selben Abende fuhr man weiter — diesmal nach Paris, um dort sozusagen die Sanktion als Rennfahrer zu erhalten. Hier in dem sinnverwirrenden Getriebe des modernsten Babels hielt er sich mehrere Wochen auf, mit glänzendem Erfolge die Rennen bestreitend, in einem steten Taumel von Vergnügungen und Genuß dahinlebend.

*   *
*

Zweieinhalb Jahre waren seit jenem ersten Starte Heinis vergangen. Wiederum nahte der Frühling und mit ihm die Saison.

Mancher Herren Länder hatte Heini in diesen Jahren gesehen, am Strande der Newa, der Themse, in Stockholm und in Athen war er mit wechselndem Erfolge gefahren und hatte den Winter in Algier zugebracht, stets gefolgt von seinem treuen Moureaux, der die Rennfahrerei ganz aufgegeben hatte, um nur mehr seinem Freunde und der Malerei zu leben. Mit einer wilden Gier zu genießen und die Welt aus eigener Anschauung bis in ihre tiefsten Abgründe kennen zu lernen hatte sich Heini in das Rennfahrerleben gestürzt — ein Rausch glühender Lebenslust war über

ihn gekommen — nicht mit einem Male, sondern langsam anschwellend. Immer hatte der Kampf, die Pflege seines Körpers ihn gefangen genommen — er war stolz beglückt, wenn die Menge ihm, ihrem Abgotte zujubelte, wenn er als Sieger über das Band flog, und er fühlte sich erst dann in seinem Elemente, wenn er Rad an Rad mit dem Gegner, daß die Griffe der Lenkstangen sich berührten, dahinraste.

Er hatte nicht bloß die Welt mit neuen Augen gesehen — auch die Menschheit hatte er kennen gelernt — mit einem gewissen Gleichmute ertrug er die Widerwilligkeiten des Standes, den er erwählt hatte, und der viele unlautere Existenzen barg.

Denn er übersah sie — er hatte keine Zeit darüber nachzudenken — der Strom der Leidenschaften riß ihn mit sich fort und er versuchte es nicht einmal, gegen denselben anzukämpfen. Er war glücklich — keine quälenden Bilder ernster Fragen störten seinen Schlaf, er dachte nicht mehr über den Urgrund alles Daseins, über Gut und Böse nach. Er genoß den Augenblick, nur demselben sich weihend — was morgen geschah, war ihm einerlei. Seine lange zurückgedrängten Sinne, die brutalen Instinkte, die in jedem Menschen schlummern, forderten gebieterisch ihr Recht und erhielten es auch. Er war der tollsten einer unter dem übermütigen Rennfahrervolke. —

Dabei sah er den gemeinsten Erscheinungen der primitiven Seele kühl in das Antlitz. Neid, Habsucht, Rachlust waren ihm bekannte Erscheinungen geworden, seitdem er einmal einen fürchterlichen Sturz gemacht, weil ein Konkurrent ihm den Rahmen angefeilt hatte, da er ihn tags zuvor geschlagen, und Taschendiebe. — Doch ohne stets wechselnde Aufregungen konnte er nicht mehr leben — er sehnte sich nicht mehr wie einst nach Ruhm auf geistigem Gebiete — er wollte den Beifall der Masse, Lärm, lustige Gesellschaft um sich haben, sich in Wein, Weib und Nervenerschütterungen berauschen, um alles, was ihm einst heilig, zu vergessen. Unzählige Mädchen- und Frauenherzen hatte er im Fluge gewonnen — keine vermochte ihn zu fesseln, denn ruhiger Besitz freute ihn nicht. Nur manchmal, wenn der Expreß ihn durch die schweigenden, nächtlichen Länder trug, dann stieg in dem Getöse und Gestampfe des dahinrasenden Zuges beklemmend ein unerträglicher Drang in ihm auf. Er trat auf den Gang des Waggons hinaus — die Stirne an die kalte Glasscheibe gepreßt, sah er auf die vorüberhuschenden Lichter der Dörfer und Weiler, während eine verzehrende Sehnsucht nach jenen lichten Höhen, auf denen er früher gewandelt war, ihn erfüllte. Er verglich im Geiste sein jetziges Leben, das zwischen Rennbahn und Alkoven geteilt war, mit jenem in seinem

Hause, und er fand sich so klein, so erbärmlich neben dem Heini, der zu jener Zeit ein schwerkranker Mann gewesen war, daß er laut hätte weinen mögen vor Mitleid mit dem gesunden. Starren Auges sah er hinaus in die Finsternis und nahm sich vor, dem verhängnisvollen Zauber, der ihn umfing, zu entrinnen. Vergebens! Der grauende Morgen sah ihn in einer noch nicht bekannten Stadt, sah Komitéherren, Rennbahnbesitzer, die ihn im Fracke auf dem Bahnhofe erwarteten. Im Hotel lag schon ein ganzer Stoß Briefe für ihn — am Nachmittage war er draußen auf der Bahn. Man lag im Sonnenschein auf Kotzen in dem Grase, rauchte, erzählte sich Geschichten, und wenn die Beleuchtung gut war oder man ihn bat, fing er an zu zeichnen oder zu malen. Anfangs hatte er einen Teil seiner Bücherei mit sich geführt — doch als er sah, daß er fast niemals zum Lesen kam, war sein Gepäck immer kleiner geworden. Nur von der Staffelei konnte er sich nicht trennen, denn die langen Regentage verbrachte er meistens an derselben — und im Laufe der Zeit hatte seine natürliche und bereits gepflegte Anlage unter Leitung Moureaux' sich noch vertieft.

Bände hatte er mit Skizzen von Rennfahrertypen, Rennbahnen u. s. w. gefüllt, manches auch ausgeführt — doch regelmäßig, wenn er daran ging, ein größeres

Werk zu beginnen, oder wenn er in Berührung mit geistig hervorragenden Persönlichkeiten getreten war, rief ihn die Ordre der Fabrik, an einem anderen Orte ein größeres Rennen zu bestreiten, in andere Städte, wo dasselbe ihn fesselnde Spiel von neuem begann. Und dieses stete Reisen, die neuen Eindrücke ließen ihn nie zu einer genaueren Betrachtung seines Ich kommen, besonders da er die beiden Winter zu Starts, zuerst in Italien, dann in Nordafrika verwendet hatte; denn die Aufregungen des Kampfes waren ihm unentbehrlich geworden.

Vor einigen Tagen war er erst aus Algier zurückgekehrt, wo er bemerkt hatte, daß er als Rennfahrer nicht mehr der Alte sei. Hatte er im vorhergehenden Winter mit den Gegnern bloß gespielt, so war er diesmal mehrmals ehrlich geschlagen worden, hatte aber zu seiner eigenen Ueberraschung in einem 25 km = Rennen, das er eigentlich bloß aus Liebenswürdigkeit mitgefahren war, damit alle Preise zur Verteilung gelängen, gesiegt. Er sei ohnehin für einen Flieger schon merkwürdig alt gewesen, als er seine größten Triumphe feierte, erklärte ihm Gajer; jetzt nahe die Zeit, wo er Halbdauerfahrer werden oder das Rennfahren aufgeben müsse, wolle er nicht in die zweite Klasse zurücksinken. Diese Prophezeiung hatte ihn nicht sonderlich betrübt.

Denn der Orient war für ihn wie eine Offenbarung gewesen — die glühenden Farben, das bunte Treiben lockten ihn, zum Pinsel zu greifen und manchmal hatte er nur mißmutig, da es ihn in seiner Arbeit störte, sich dem Training zugewandt, das ihm nun die schönsten Stunden des Abends raubte. Wenn er jedoch einmal auf dem Rade saß, dann kam es über ihn, wie in den ersten Tagen seiner Rennfahrerlaufbahn — eine Art Muskelrausch. Verächtlich dünkte ihm und bemitleidenswert die Arbeit in der Studierstube — er konnte es nicht begreifen, wie man sich nicht gleich ihm für Fünftelsekunden und Rekorde begeistern könne — Malerei, Kunst, alles trat vor der Anstrengung des Körpers, den er wie eine Dame pflegte, zurück.

Die Rückreise zur See hatte ihn wieder mit neuen köstlichen Farbensymphonien erfüllt, während die Eindrücke, die die Rennbahn auf ihm hinterlassen, zu schwinden begannen. Er fühlte sich stark, jung und schaffensfreudig wie noch nie.

Mit wehmütiger Freude wohnte er wiederum, seit Monaten das erste Mal auf längere Zeit, in seinem Hause, mitten unter den Kunstschätzen, die er gesammelt hatte. Doch nun hingen außer den Werken der größten modernen Meister an den Wänden seine Studien von den Rennplätzen, die Photographien berühmter Rennfahrer zierten seinen Schreibtisch und aus den errunge-

nen Ehrenpreisen hatte er eine prächtige Trophäe in seinem Rauchzimmer gemacht. In der Mitte waren die beiden Weltmeisterschaftsmedaillen, die er errungen, herum die anderen Ehrenzeichen und Preise, das Ganze von Oelzweigen eingerahmt, die er als Erinnerung an einen kurzen glühenden Liebesrausch aus Athen mitgebracht hatte.

Die milden Frühlingslüfte und die warmen Stürme, die vom Gebirge herabwehten, versetzten seine Nerven in Aufruhr. Stundenlang konnte er am Fenster sitzen und in die blaue Ferne blicken, von Schaffensdrang gequält und doch zur Unthätigkeit verdammt. Denn, wenn er es versuchen wollte, die glitzernden, goldigen Gebilde seiner Phantasie festzuhalten, da schwand das früher so klare Bild vor seinen Augen, und wenn er trotzdem zu malen versuchte, so brachte er nur unerquickliche tote Farbenflecke auf die Leinwand. Dazu war das Wetter so schwankend, daß er nicht einmal fahren konnte, um der Erregung auf diese Weise Herr zu werden. Er versuchte zu lesen — doch er hatte den Sinn dafür verloren — wenigstens glaubte er es. Kaum hatte er irgend einen Satz gelesen, so stellte sich auch schon ein Bild ein, das ihn nun verfolgte. Er sah die philosophischen Begriffe als lebende Wesen vor sich, hörte sie sprechen, beobachtete ihr Handeln, so daß es ihm unmöglich war, den Gedanken des Schriftstellers zu folgen. Er konnte nicht anders — er mußte das

Buch zur Seite legen und offenen Auges von all den Herrlichkeiten träumen, die in ihm entstanden. Wahrnehmungen aus längst vergangenen Tagen stiegen in ihm auf — Indien, Benares — Moskau, das Schloß seines Vaters, alles verquickt und durcheinanderwallend wie die Wogen eines Wasserfalles in tiefem Kessel.

Manchmal wieder trieb es ihn vor die Staffelei; er malte irgend etwas, was er eben vor sich hatte, eine Ecke seiner Wohnung, den Garten, einen grünenden Zweig — doch wenn er am nächsten Tage sein Werk ansah, war es ihm schaal und nichtssagend, daß er es voller Aerger vernichtete und sich nach dem freien Rennfahrerleben des Sommers sehnte.

Wenn am Abende Moureaux anwesend war, da plauderten sie meist über Kunst, doch auch von seinen Siegen. Sein Auge blitzte — und wieder allein versenkte er sich in diese Erinnerungen. Noch jetzt stockte ihm der Herzschlag, wenn er an seinen ersten Erfolg dachte, wenn er sich vergegenwärtigte, wie man ihn als Triumphator feierte, als er die Weltmeisterschaft gewann. Alle seine Sehnen spannten sich und er machte nochmals alle jene Erregungen mit, die ihn an die Rennbahn ketteten, da sie für ihn einen intensiven Genuß bedeuteten. Mit heimlicher Eitelkeit durchlas er die alten Rennberichte, die ihn lobend erwähnten, betrachtete er die Bilder, die ihn darstellten. Ja, er

hatte vieles in diesen Monaten mitgemacht — er gedachte, wie er dem Großfürsten vorgestellt wurde, wie ihm zu Ehren in London Bankette veranstaltet wurden, er in allen Gesellschaften geladen war, sich die schönsten Frauen an ihn drängten, um einen Gruß, eine Zeile von ihm zu erhalten. Er hatte Visionen von blauem, leuchtendem Himmel, küßlichen Frauenlippen, von schwarzen, besternten Fracks, fanatisierten Mengen, und das Blut in seinen Adern rollte rascher. Er prüfte seine Muskeln und fand sie hart, elastisch, wie Stahl, eine jubelnde Freude über seine Kraft durchdrang ihn — und im nächsten Augenblicke saß er schwermütig vor der Staffelei, nicht imstande, einen Farbenwert richtig anzusetzen — bis ihn einer der Bekannten abholte und er in Kaffeehäusern, auf einer Unterhaltung seine Gedanken, sein zwiespältiges Ich zu vergessen trachtete.

Er suchte sein verlorenes seelisches Gleichgewicht — und sehnte sich danach, im Spurte neben dem Gegner einher zu ziehen, im Kampfe um den Sieg und um die Gunst des Volkes. Er gedachte der nervenerregenden Momente vor dem Ende des Rennens, wo das ganze Rudel in scharfem Tempo einherrast, wo ein kleiner Ruck an der Lenkstange einen furchtbaren Sturz herbeiführt, wo einer den anderen lauernd beobachtet, um einen Fehler blitzschnell auszunutzen, wo

keiner vor will, und alle Fasern des Körpers zum plötzlichen Antritte gerüstet sind.

Doch kaum hatte er sich in diese Bilder, die ihn hinrissen, versenkt, so ergriff ihn plötzlicher Ekel vor denselben — er frug sich, wozu dies alles gut sei, was die ganze verschwendete Kraft der Menschheit nütze, der alte Ausspruch, Sport sei geschäftiger Müßiggang, fiel ihm bei und die beiden Jahre dünkten ihm verloren, in denen er nichts gelernt, als sich vor den Menschen zu hüten.

Er fürchtete sich vor sich selbst — er wollte nicht allein sein und versuchte sein unerklärliches Unbehagen auf jegliche Art und Weise zu betäuben. Er besuchte mit anderen Rennfahrern oder allein die anrüchigsten Lokale, wo es fast allabendlich zu Schlägereien, zu wüsten Scenen der befreiten bestialischen Instinkte kam, wo stämmige, schmutzige Männer halb nackt um eine Dirne rangen, in deren Antlitz nichts zu lesen als Laster, und die mit schriller, gellender Stimme unflätige Kosenamen und Anfeuerungsworte den Kämpfenden zurief. Er tauchte in die Kloaken der Großstadt, er machte Bekanntschaft mit Elend, Not, doch aus der gröbsten wie der feinsten Ausschweifung kehrte er ermüdet, ermattet und mit ödem Herzen heim.

Da an einem der ersten schönen Tage des Früh-

lings erhielt er eine Karte von dem Eigentümer der Fabrik, der ihn um eine Unterredung bitten ließ.

Lange saß Heini mit ihm in dem schlichten, einfachen Bureau beisammen — und als er wieder erschien, lag ein düsteres Feuer in seinen Blicken.

So wie einst durchschritt er mit Gajer die mächtigen Maschinenhallen, beobachtete er die Monteure, Eisendreher, betrachtete er mit Interesse das emsige Treiben, wußte er doch, daß die Fabrik auf ihm ruhte, daß es von seinem Erfolge abhing, ob diese Tausende Menschen weiterhin ihren Unterhalt haben würden, oder ob sie in Kürze brotlos dem Hunger gegenüberstünden. Schweigend ging er umher, besah, leisen Zweifel an seine Kraft im Herzen, die blanken Räder, die gewaltigen Vorräte an Bestandteilen, die abgearbeiteten müden Gesichter der Leute, die nicht wußten, daß der elegante Rennfahrer da ihr Schicksal sei.

Der Fabrik ging es schlecht, sehr schlecht sogar. Die gewaltige Konkurrenz der amerikanischen Schundware hatte unter dem Erzeugungspreise zu verkaufen gezwungen und nur mit aller Anstrengung vermochte man das Etablissement bis zum Herbste zu halten. Heini hatte einen großen Teil seines Vermögens in die Fabrik gesteckt, doch daran dachte er gar nicht, als er seine Unterredung mit dem Eigentümer hatte — nur an die vernichteten Existenzen, die eine Folge des

Zusammenbruches sein würden. Eine große, noch nie dagewesene Reklame war notwendig, sollte die Fabrik nicht zu Grunde gehen, eine Reklame, die überall hindringen, die den Blick allein auf die Ichneumonfahrradwerke lenken mußte — und Heini war auserseheh worden, dieselbe hervorzurufen.

Im Herbste gab es nämlich in N. ein großes 24 Stundenrennen, das, mit bedeutenden Geldpreisen bedacht, sicherlich eine Menge der besten Dauerfahrer herbeilocken würde. An diesem sollte Heini, der Flieger, teilnehmen und siegen. Denn die von der Fabrik schon im Winter in Hinblick auf dieses Rennen engagierten Fahrer ließen sie in Stiche — zwei hatten die Konventionalstrafen erlegt und waren bei anderen Firmen eingetreten, der dritte war schwer leidend und es erschien ausgeschlossen, ihn zu dem Termine auf solche Weise anstrengen zu können.

Da verfiel man auf Heini, dessen Schnelligkeit nicht mehr für kurze Strecken auszureichen schien, der als Halbdauerfahrer gute Fähigkeiten gezeigt hatte, dessen Willenskraft und Ausdauer man kannte.

Das war der Inhalt der Besprechung Heinis mit dem Eigentümer der Werke gewesen, und Heini hatte, rasch entschlossen, zugesagt. Er sah da ein Feld der Thätigkeit vor sich, — er würde nicht bloß in den Tag hineinvegetieren und seine Kraft unnütz verschwen-

den — sie kam den Arbeitern zu gute. Ein Ziel war ihm gesteckt worden, das er erreichen sollte — und von dem Augenblicke an zog innerer Friede in ihn ein.

Es war Frühjahr; noch hatte er mit dem Training nicht begonnen und Monate standen ihm noch bis zu dem Tage der Entscheidung zur Verfügung, um sich mit der Technik und den Vorteilen des Dauerfahrens vertraut zu machen. Das Wetter war noch zu kühl und unsicher, um das Bahntraining ernstlich aufzunehmen, doch umso gewissenhafter traf er die Vorbereitungen hiezu. Moureaux mußte zu ihm übersiedeln, um ihn zu überwachen; täglich fuhr er mehrere Kilometer in schärfstem Tempo auf einem Trainierapparate, den er in dem Rauchzimmer hatte aufstellen lassen, sprang er über die Schnur, um die Muskeln und das Herz zu stärken. Waren die Straßen nur halbwegs benutzbar, so machte er große Fahrten in die Umgebung. Auch seine Nahrung paßte er allmählich den kommenden Anstrengungen an. Der Wein verschwand von seinem Tische, die Fleischspeisen wanderten in den Hintergrund, und der Hauptbestandteil seiner Mahlzeiten wurden Früchte und Gemüse.

In der Fabrik wurden genau nach seinen Angaben zwei ganz gleiche Maschinen für ihn gebaut, so daß er im Falle eines Sturzes, eines Defektes stets

ein Ersatzrad zur Hand hatte, das beste, feinste Material wurde verwendet und alle Erfahrungen, die man in dem Laufe der Jahre im Rennmaschinenbau erworben hatte, wurden berücksichtigt. Die geschicktesten Mechaniker wurden mit der Ausführung, die der Oberingenieur selber überwachte, betraut. Und wenn Heini sich um den Stand der Dinge erkundigen kam, bildete er den Gegenstand der Teilnahme aller. Denn langsam, man wußte nicht wie, war die wahre Lage in der Fabrik bekannt geworden, man wußte, daß Heini den Arbeitern zu Liebe seine Gesundheit, sein Leben auf das Spiel setzte, und sie brachten ihm eine stille herzliche Neigung entgegen.

Zu dieser Zeit ging eine Wandlung in ihm vor — er fühlte, wie eine ihm unbekannte Macht in ihm arbeitete. Seine Träumereien fingen an, Gestalten anzunehmen. Manchmal erwachte er aus einer Art stumpfen Brütens, das ihn, während er las, oder rauchte, befallen hatte — und da sah er mit seinem geistigen Auge Farbenaccorde, schemenhafte Erscheinungen, die zum Schlusse sich stets zu einem Accord von blitzendem Metalle, Sonnenschein und Schnelligkeit vereinigten. Schnelligkeit! Wenn er sie nur festhalten könnte! Mit Moureaux zusammen suchte er den flüchtigen Eindruck des vorüberrasenden Viersitzers festzuhalten — manchmal dachte er, er hätte ihn fest-

gebannt; doch wenn er einige Stunden später die Darstellung betrachtete, sah er, daß er sich getäuscht und nichts anderes geschaffen hatte, als die Skizze zu einer Illustration. Er hatte Moureaux mit seinem Tasten und Suchen angesteckt — sobald er nicht trainierte, saßen sie bei ihren Skizzenbüchern über Momentaufnahmen und Sportzeitungen und suchten sich jener Dinge klar zu werden, die den Begriff und das Wesen der Geschwindigkeit ausmachen. Bis der Abend herankam und sie von ihrer fruchtlosen Arbeit hinwegtrieb.

Moureaux und Gajer, der noch immer die Oberaufsicht über das Training hatte, waren mit den Fortschritten, die Heini machte, sehr zufrieden — an seinem Leibe war alles Muskel und Sehne, so daß Gajer ein Uebertrainieren zu fürchten begann und die Arbeit herabsetzte. Mitte April sollte die Bahn eröffnet und das Training auf ihr begonnen werden — nun war es März und Gajer beschäftigte sich bereits mit dem Zusammenstellen der Mannschaften. Anfänglich sollten es vier Viersitzer und ein Fünfsitzer sein — dann sollte ihre Anzahl gesteigert werden. Einmal fragte Heini, ob man nicht das neue Ding, die Motorführung versuchen solle — doch Gajer zuckte bloß skeptisch mit den Achseln und erzählte, wie er im vorigen Jahre die Motore stets nach einigen Kilometern habe stecken bleiben sehen, und so drang Heini nicht weiter darauf,

besonders da er diese Beobachtung durch eigene bestätigt fand.

Es war zur Mittagsstunde — übermorgen sollte die Bahn dem Training freigegeben werden — eben vor einer Stunde hatte man ihm seine neuen Rennmaschinen blank und blitzend in das Haus geliefert und nun vertrieb er sich die Zeit damit, im Garten ein Gebüsch mit seinen zarten, grünenden Knospen zu skizzieren.

Da — —

Mit fiebernd glänzenden Augen zeichnete und malte er — er hörte nicht das Mittagsläuten — er fühlte keinen Hunger und merkte nicht, daß die Cigarette ihm ausgegangen sei; unermüdlich malte Heini. Er vergaß, daß er mit Moureaux, der in der Akademie zu thun hatte, eine Zusammenkunft im Restaurant verabredet — er vergaß der kühlen Luft, des Trainings, daß er am Nachmittage die Racer ausprobieren sollte. Er malte bis die Schatten länger wurden und er Moureaux' Stimme am Eingange hörte.

Er war fertig — und als sein Freund erschien, wies er ihm selig lächelnd, verstummt über sein Glück zwei Skizzen. Einen Blick nur warf der andere darauf: „Heini — das haben Sie gemacht?" schrie der auf — „großartig. Sie werden das doch ausführen. — So etwas —"

Heini nickte — er konnte nicht sprechen — er

war müde zum umfallen, seine Augen sahen nur mehr undeutliche Farbenflecke; ihn fröstelte und fast stumpfsinnig hockte er auf seinem Sessel. Nach der gewaltigen Anspannung seiner Kräfte war die Erschlaffung eingetreten — und gleichgiltig, fast feindselig nahm er die Glückwünsche Moureaux' entgegen.

Die beiden Skizzen stellten jedesmal eine Rennbahn vor; das einemal nahm die Breite der Uebergangskurve nahezu den ganzen Raum ein. Blendendweiß glühte die Bahn unter den sengenden Strahlen einer Nachmittagssonne, die auf den Maschinen von sechs Rennfahrern, die im Endkampfe in die Gerade einbogen, blitzten. Hinter ihnen, mit dem Rahmen abschneidend, gegen den grünen Hintergrund der Bäume sich abhebend eine dichte Menge; der zweite Entwurf zeigte wiederum die Kurve, jedoch diesmal auch einen großen Teil der Zielgeraden. Vier- und Fünfsitzer bogen in fliegender Hast eben in dieselbe ein, die bunten Trikots glänzten unter dem vibrierenden Lichte, man sah Zuschauer, die den Rennfahrern zuwinkten, Gesträuch und den blauen Himmel. Beide Bilder hielten jene lange gesuchte Schnelligkeit fest — man meinte die Maschinen in rasendem Laufe summen und klirren zu hören und erwartete, daß sie im nächsten Augenblicke, im Schwunge weiterschießend, dem Beschauer entschwinden würden.

Am selben Abende hielten Moureaux und Heini, der sich rasch erholt hatte, eine lange Besprechung ab, als deren Resultat am nächsten Morgen auf der Rennbahn mit dem Bau eines Ateliers begonnen wurde. Denn Heini hatte trotz des Abratens seines Freundes beschlossen, sofort an die Ausführung seiner Skizzen zu gehen und dieselben, im größten Maßstabe ausgeführt, noch heuer in der Kunstausstellung vorzuführen. Moureaux fürchtete, daß Heini der doppelten Anstrengung nicht gewachsen sein würde — doch er lächelte bloß ernst, als er dies hörte. „Was macht's, wenn ich draufgehe?“ meinte er — „auf meinen Grabstein können Sie dann setzen lassen: Er lebte, wollte Großes — starb. Ich riskiere meine geraden Glieder bei dem Vierundzwanzigstunden-Rennen — muß also trachten, in der Spanne Zeit, die mir bleibt, möglichst viel zu leisten.“

Einige Tage darauf begann das eigentliche Training. Gajer hatte ihm vorzügliche Mannschaften besorgt, zum Teil junge Leute, die er erst entdeckt hatte, und die nun ihre Laufbahn, so wie einst Moureaux, als Schrittmacher begannen. Es waren wie gewöhnlich zum größten Teil ungebildete Jünglinge, die sich über den malenden Rennfahrer lustig machten. Doch rasch verstummte ihr Scherzen — denn Heini fand sich bald in das Fahren hinter Führung und gab ihnen zu thun,

mehr als ihnen lieb war. Unbeweglich, wie aus Marmor gemeißelt, fuhr er hinter dem Viersitzer — nur die Beine arbeiteten wie die Kolben einer Dampfmaschine und kein Tempo war ihm zu scharf. Spielend folgte er seinen Mannschaften, nicht einen Augenblick wich sein Vorderrad von dem Hinterrade der Schrittmachermaschine — und wenn er sein Vormittagspensum abgethan hatte, massiert und gedoucht worden war, kam er wohl auf einige Minuten in das Schrittmacherhaus, um mit den Jungen zu sprechen, ihnen Cigaretten oder Erfrischungen anzubieten. Dann aber ging er in das binnen kürzester Frist in dem Innenraume der Bahn gebaute Atelier und malte, bis er zum Mittagessen mußte. Gleich hernach kam er wieder und blieb, bis der Abend es ihm verwehrte, die Farben zu unterscheiden. Doch mußte er auch am Nachmittage trainieren — langsam steigerte Gajer die Strecke, die er fahren mußte, und die Schnelligkeit. Im Anfange hatte er zu zehn Kilometer sechszehn Minuten benötigt; bald waren es nur mehr zwölf Minuten — an Sonntagen mußte er große Straßenfahrten von zweihundert bis dreihundert Kilometer unternehmen, um sich an den Sitz zu gewöhnen, und hie und da, ungefähr aller vierzehn Tage, einen Versuch über mittlere Strecken, fünfzig bis hundert Kliometer, auf der Rennbahn machen. Gajer war sehr zufrieden — nach

sechs Wochen hielt Heini ein Tempo von fünfundvierzig Kilometer in der Stunde durch, ohne eine Spur von Ermüdung zu zeigen, und nach acht Wochen fuhr er bei einem Stundenversuche über fünfzig Kilometer. In den ersten Wochen hatte Heini nur Moureaux und einige Maler, die er kannte, in sein Atelier gelassen — nun aber, da das erste Bild aus dem Urstadium heraus war, durften auch die Rennfahrer ihn besuchen; denn er wollte an ihren einfacheren, naiveren Seelen die Wirkung seines Gemäldes erproben. Zuerst hatten sie sich stumm verlegen in den Ecken herumgedrückt, ihre Mützen in den Händen zerknüllernd, nicht wissend, was sie mit ihren Füßen anfangen sollten. Dann aber war es über sie gekommen und sie hatten in ungeschickten, sich überschlagenden Worten ihre ungeschlachte Begeisterung ausgedrückt. Viel sprachen sie auch da nicht, aber ihre Blicke, ihr Sichversenken zeigte besser, als die Sprache es vermochte, ihren Seelenzustand. Heini hatte gelächelt, als er dies wahrnahm; dann aber war er mit erneutem Eifer an die Arbeit gegangen.

Zuerst wollte er den Endspurt, wie er das Bild nannte, vollenden, und im Mai war er damit fertig; er hatte nur geringe Aenderungen an dem ursprünglichen Entwurfe vorgenommen.

Flimmerndes, blendendes Sonnenlicht flutete über

die sechs Gestalten, die in der höchsten Anspannung ihrer Kräfte um die Krümmung jagten. In dichtem Rudel, Lenkstange an Lenkstange, schossen sie daher, einer den anderen beobachtend; um sie herum, die einen leuchtenden, blitzenden Fleck bildeten, die weiße, glühende Bahn, die sich steil erhob, die ganze rechte Seite und den Vordergrund bildend. Dahinter Sonnenschirme, erhitzte, zarte Mädchengesichter, lichte Töne in den Kleidern der Frauen, Sportdresses der Männer, die sich an die Brüstung anlehnten, und noch weiter rückwärts grüne Bäume, blühendes Gesträuch, zwischen dem ein tiefblauer Himmel hindurchschimmerte.

In dem großen Maßstabe hatte er den Eindruck der Schnelligkeit noch besser festgehalten — die Fahrer lagen in kühnen Verkürzungen schief zur Wagrechten des Bodens, senkrecht zur gewaltig sich auftürmenden Böschung — um ihre Gestalten spielte die goldige Luft, daß man ihr Vorrücken zu sehen vermeinte. Bei dieser aufreibenden Thätigkeit war Heini ernster geworden, als er es gewesen. Er führte ein nervenötendes Dasein — das Training, das er durchmachte, absorbierte die meisten seiner physischen Kräfte, und seine Gedanken, die sich seit zwei Jahren nur mit dem Rennfahren beschäftigt hatten, waren jetzt zwischen seinem Werke und dem großen Rennen, dessen Termin für die ersten Tage des Augusts festgesetzt worden war,

geteilt. Früher hatte er, wenn er von der Maschine stieg, in Dolce far niente das Gefühl der körperlichen Ermattung genossen, gedankenarmes Zeug geplaudert und Cigaretten geraucht — nun eilte er in sein Atelier und malte, bis die Augen ihren Dienst versagten oder Gajer ihn mit Gewalt von der Staffelei trieb. Denn der Trainer erkannte sehr wohl, daß Heini seinem Organismus Uebermenschliches zumute, und er fürchtete, die Frucht der monatelangen Mühen plötzlich verschwinden zu sehen. Allzuscharf vorzugehen wagte er aber auch nicht — er sah bewundernd die Energie seines Pflegebefohlenen, hoffte, daß er die Anstrengungen glücklich überwinden und daß mit dem einen Bilde die Thatkraft Heinis in dieser Richtung erlahmen werde. Denn Heini brauchte sie nun für das Training sehr notwendig; die härteste Aufgabe trat erst an ihn heran, als die Witterung wärmer wurde und die Fahrten über lange Strecken sich im Hinblick auf den nahenden Renntag mehren mußten.

Doch an demselben Tage, an dem Heini den letzten Pinselstrich an dem einen Gemälde gethan, indem er den Hauch der Leidenschaft auf die Antlitze der Rennfahrer bannte, begann er auch schon das zweite, noch gewaltigere.

Er kannte keine Ermattung — mit dem Bewußtsein, eine Pflicht gegen sich zu erfüllen, nachdem

er der gegen andere nachgekommen, schritt er, kaum massiert und gedoucht, in seine Werkstatt. Er dachte nicht mehr — nur zwei Vorstellungen beherrschten ihn — siegen und die Bilder fertig stellen, die beweisen sollten, daß er kein Parasit gewesen sei, daß er einen Lebenszweck gehabt habe und verlangen dürfe, den Größten beigezählt zu werden.

Frühzeitig trat er mit dem Komité der Kunstausstellung in Verbindung — man kam, um seine Bilder zu besichtigen und nahm sie an, ihm einen günstigen Platz für dieselben versprechend.

Und er arbeitete wie im Fieber, keine Schwäche, kein Nachlassen kennend, während der Tag des Rennens immer näher rückte und alles um ihn von nichts anderem sprach. Ihm war es ganz einerlei geworden — er wußte kaum mehr, weshalb er trainierte, und manchmal, wenn er vor der Staffelei stand, kam er sich als ein ganz anderer vor als wie jener, der vor einigen Minuten die Bahn umkreist hatte. Er interessierte sich für seine Leistungen wie um die eines gut bekannten Dritten — ihm selbst gab es nur mehr seine Bilder. Sogar während er fuhr machte er Beobachtungen, das Farbenspiel, die Beinstellung betreffend, und in seinem meist tiefen Schlaf sah er, wenn er träumte, nur seine Bilder betreffende Erscheinungen.

Manchmal, meistens wenn er die Fabrik besuchte,

kam jedoch wieder das Bewußtsein des Zweckes seiner Mühen über ihn. Er sah in den Maschinensälen nur wenige Arbeiter, die in seiner Gegenwart kaum zu sprechen wagten, sah die ernsten Gesichter der Ingenieure, der Buchhalter und Kassierer, auf den Speichern die Tausende von lagernden Rädern, und hatte auch Unterredungen mit dem Eigentümer, der ihm erklärte, bis Ende August könne er die Fabrik halten — und wenn die Hoffnungen, die man auf ihn, Heini, setzte, fehlschlügen, so sei das Nächste der Konkurs. Dann besprach er mit Gajer die Führung — die besten Mannschaften Europas wurden für Heini engagiert — seine Schrittmacher bildeten schon jetzt ein kleines Heer und noch immer wurden neue geworben. Denn plötzlich, im Anfang Juli, war in den Zeitungen die Nachricht aufgetaucht, daß der berühmte holländische Dauerfahrer Bora, dessen Spezialität Vierundzwanzigstunden-Rennen seien und der auch den Weltrekord über diese Zeit hatte, mit sechs Motortandems als Schrittmachermaschinen nach N. kommen werde, um auch hier sich neue Lorbeeren zu erringen. Am liebsten hätte Heini, als er dies hörte, sich auch Motore gemietet, doch nun war es zu spät, um sich noch an diese Führung zu gewöhnen, und außerdem waren nirgends mehr gute zu beschaffen. Die neue Konstruktion der Jally frères hatte erst geringe Verbreitung erfahren und die we-

nigen, die bereits liefen, waren alle in festen Händen oder von Bora in Anspruch genommen; die anderen Fabrikate taugten alle mehr oder weniger nichts. Außerdem hoffte man in Ichneumonkreisen, daß die Motore ihrem, bis nun stets mit Konsequenz verfolgtem Prinzipe, im Training Außerordentliches zu leisten, im Ernstfalle aber zu versagen, treu bleiben würden und daß die Ueberlegenheit des Motors gegen die Vier- und Fünfsitzer durch Unfälle und die größere Zahl aufgewogen werden würde. Denn nach der Weisung Gajers war eine bis nun nie dagewesene Anzahl Schrittmacher angenommen worden, acht Viersitzer, sechs Fünfsitzer, ein Sechssitzer, zehn Triplets sollten Heini führen und hierzu traten noch mehrere Mannschaften, die ihre Dienste aus Freundschaft zu Heini unentgeltlich angetragen hatten und die die Bemannung für mehrere Dreisitzer und Tandems bildeten. Zuerst hatte man nur in der nächsten Umgebung der Fabrik von alledem Kenntnis — die Redaktionen wußten bloß, daß die Ichneumonfahrradwerke einen neuen Steher herausbringen wollten — doch daß dies Heini sei, blieb ihnen fremd. Um so größer würde der Erfolg für die Marke sein.

Heini trainierte jetzt — in der Mitte und Ende Juli, immer bei geschlossenen Thoren — seine Arbeit war tadellos und er entsprach mit Leichtigkeit allen

Anforderungen, die der Trainer an ihn stellte. Zu gleicher Zeit nahte sich auch sein zweites Bild der Vollendung.

Ein Fünfsitzer fuhr, schon in der Zielgeraden, in vollem Tempo dem Beschauer entgegen, bestrebt einen Viersitzer, der sich daneben gelegt hatte, loszulassen, während aus der Kurve heraus ein Knäuel von mehrsitzigen Maschinen und Einzelfahrern in Verfolgung der beiden Führenden stürmte. Diesmal war der Augenpunkt etwas höher, die Entfernung desselben etwas weiter genommen worden — man sah Zuschauer, die Plakate, die an Stangen über ihnen befestigt waren, Bäume und Himmel. Das Ganze eine Farbenorgie. Grell standen die Werte gegeneinander, wie sie sich in der Wirklichkeit in der Beleuchtung eines Sommernachmittags darstellen, — eine Hymne auf brutale Kraft und die einfache Leidenschaft, zu kämpfen und zu siegen.

In den letzten Wochen vor dem Rennen bedurfte Heini seiner ganzen Willenskraft, um nicht unter diesen Lasten zusammen zu brechen — seine Nerven waren auf das Aeußerste angestrengt und er lebte in einer beständigen Betäubung aller seiner Empfindungen. Er malte, weil er bis zum xsten August fertig sein mußte — er fuhr, weil der Trainer es sagte — er aß, trank und sprach, ohne zu wissen warum. Gefühllos für Hunger, Hitze oder Müdigkeit malte er —

und ohne zu wissen wann und wie, reifte in ihm der Entschluß, nach diesem Rennen das Rennfahren aufzugeben, um etwas anderes zu beginnen.

Er sehnte sich nach Ruhe, nach klösterlicher Abgeschiedenheit und nach Muße; er stellte sich vor, wie es wohl sein würde, wenn er durch kühle, hallende Kreuzgänge schritte oder in ernstem Gespräche mit geistvollen alten Mönchen lustwandelte und durch die Hallen des Refektoriums, durch die Zellen der Brüder ein Duft von Weihrauch und brennenden Wachskerzen ginge.

Immer näher rückte der große Tag — nur mehr zwei Wochen trennten ihn von seinem Starte — da erfuhr er, daß an demselben Datum auch die Kunstausstellung eröffnet werden sollte. Sein Bild war nahezu vollendet, doch er hatte noch manches daran zu arbeiten — und dabei hatte er immer weniger Zeit für sich. Es war ein rastloses Hin und Her auf der Bahn — neue Schrittmacher, an die er sich gewöhnen mußte, kamen sich ihm vorzustellen, die Konkurrenten rückten heran, um sich einzufahren, Reporter wimmelten herum und machten sich Notizen — kurz, auf dem sonst so abgeschiedenen Platze herrschte reges Leben. Die Bahn wurde genauestens gemessen, Flaggenstangen in den Boden getrieben, die Tribünen gerichtet, kleine Häuslein aus Leinwand und Pappe entstanden in dem

Innenraume, um als Aufenthaltsort mehrerer Rennfahrer, Trainer und Masseure zu dienen. Vor einigen Monaten hätte ihn dies alles höchlichst unterhalten; jetzt ließ es ihn kalt, und nur wenn mehrere Fahrer gleichzeitig trainierten, sah er zu, um etwaige Lichteffekte zu erhaschen. Nicht einmal die ansetzende Reklame der Fahrradwerke interessierte ihn — ungelesen lagen die Zeitungen, die lange Aufsätze über ihn, die Fabrik, seine Aussichten auf Sieg brachten, auf seinem Schreibtische — und er nannte den ganzen Stoß — Mist.

Er wußte nicht, wie die Zeit verging. Jetzt waren die Rennprogramme schon in Druck, sein erstes Bild wurde abgeholt und, wie er sich überzeugte, sehr günstig gehängt. Fast alle Konkurrenten waren bereits an Ort und Stelle, nur Bora fehlte noch. Doch als Heini eines Tages früh auf die Bahn kam, rasselte ein Motortandem an ihm vorüber, hinter dem der Holländer, eine breitschulterige, kräftige Gestalt, trainierte. Er kümmerte sich weiter gar nicht um ihn — denn er stellte das zweite Bild, für das ein Platz neben dem ersten reserviert worden war, fertig.

Alles was nur irgendwie mit der Rennbahn in Verbindung stand, war in fiebernder Erregung — täglich kam der Besitzer der Ichneumonfahrradwerke, um sich persönlich von dem Wohlbefinden Heinis zu über-

zeugen; noch drei weitere Rennmaschinen wurden für ihn bereit gestellt. Gajer war abgemagert und nervös; die Schrittmacher standen in kleinen Gruppen beisammen und besprachen heftig gestikulierend und schreiend die neuen Führungsmaschinen. Instinktiv fühlten sie, daß, wenn es ihnen gelingen sollte, Heini als Ersten über das Ziel zu bringen, ihre Stellung dem Motore gegenüber wieder gefestigt sein würde; sie ahnten, daß das Rennen die Entscheidungsschlacht zwischen maschineller und menschlicher Führung bedeuten könne, und sie wollten ihr Bestes leisten, um den bei ihnen höchst beliebten Heini über den Holländer, dessen kurzangebundene rohe Sprache ihn verhaßt gemacht hatte, triumphieren zu lassen.

Es ging zu wie in einem Ameisenhaufen — täglich, fast stündlich kam es zu Reibereien zwischen den Chauffeurs und den Schrittmachern, hier und da sogar zu Thätlichkeiten, die nur schwer geschlichtet werden konnten. Da die Chauffeurs in der Minderzahl waren, zogen sie stets den kürzeren und beschlossen, sich irgendwie zu rächen. An einem Vormittage, als sonst niemand mehr auf der Bahn war, fielen sie über zwei Rennfahrer her und richteten sie übel zu, bis Heini und Moureaux aus dem Atelier kamen und mit einigen wohlgezielten Faustschlägen Ordnung machten. Daß dabei einem der Motorfahrer einige Zähne ausfielen, schadete weiter nichts. —

Es war Dienstag — am Samstagabend sollte der Start erfolgen, und damit Heini sich nicht in den letzten Tagen überanstrenge, ließ Gajer, der kaum mehr von der Seite seines Pfleglings wich, denselben nur sehr leichte Arbeit verrichten. Donnerstag war Schluß des Einschickungstermins in der Ausstellung und Heini benutzte diese Stunden, um die letzte Hand an sein Werk zu legen. Donnerstag zu Mittag ging es unter Moureaux' Obhut an die Kommission ab — denn Gajer gestattete, um jegliche Aufregung zu vermeiden, nicht, daß Heini auch nur den Fuß in das Ausstellungsgebäude setze.

Heini begleitete seinen Freund bis an die Thore der Rennbahn, dann kehrte er um, und als er sein Atelier betrat, setzte er sich, jedes Gedankens unfähig, in einen Sessel und starrte auf die große, leere, weiße Wand, wo früher sein Bild gehangen. Rings umher an den Mauern hingen Studien, der Boden war mit Oelfarben befleckt, Pinsel, Palette, Farbentuben lagen bunt durcheinander auf Tischchen, Diwans und Sesseln, während ein durchdringender Geruch von Terpentin sich durch das Gemach zog. Besorgt betrachtete ihn der Trainer — wenn diese Apathie anhielt, so war das Rennen verloren, und so suchte er ihn auf jegliche Art und Weise aufzumuntern.

Vergebens — die beiden Tage, die ihn noch von dem

Rennen trennten, zog er schweigsam, in sich versunken umher, meistens im Atelier in einem blauen Dunste von Cigarettenrauch weilend. Doch seine Gedanken waren nicht in dem Raume, in dem er durch Monate hindurch die höchsten Freuden der gelingenden Arbeit durchgekostet hatte — sogar am Tage des Starts, wenige Stunden vor demselben, weilten sie bei seinen Werken, den Farbenträumen seines Auges. Auf Zuversicht folgte Niedergeschlagenheit — denn nicht erwägend hatte er geschaffen, sondern, wie der Augenblick es ihm eingab, hatte er die Werte nebeneinander gesetzt; kein künstlerischer Gedanke, kein Motiv hatte ihn beherrscht — instinktiv hatte er geschaffen, alle Erfahrungen und Grundsätze vergessend.

In diesen Tagen hatte sich die Erregung, die auf der Bahn herrschte, auch auf die Straße fortgepflanzt. Die Zeitungen brachten täglich lange Artikel über die Konkurrenten — insbesondere war man auf das Zusammentreffen des jüngsten Dauerfahrers Heini von Stein mit Bora gespannt. Wunderdinge von der Schnelligkeit und Ausdauer beider standen zu lesen — die Motore des Holländers wurden des Langen und Breiten beschrieben; man erhitzte sich über die Frage, ob aus einem Flieger durch das Training wirklich ein Steher werden könne und umgekehrt; an allen Straßenecken prangten Plakate, die in schreienden Farben die

Köpfe Heinis und Boras zeigten — Sachverständige, die während des Training zugesehen hatten, versprachen Hekatomben von Rekorden — zu den Stunden, da die Bahn gegen ein höchst mäßiges Entgelt den Besuchern offen stand, drängten sich Tausende an die Barriere, Heini und Bora bewundernd, die ohne zu zucken, wie aus Stahl gegossen, hinter ihren Mannschaften einherschossen. Wenn man Heini, von dem es allgemein bekannt geworden war, daß er zwei Bilder für die Ausstellung gefertigt hatte, zujubelte, so dankte er gewohnheitsmäßig lächelnd — doch er hörte nichts von den Rufen — denn seine Seele war weit weg — und er handelte wie in einem Nebel, der ihm Geist und Auge verwirrte.

Nun trennten ihn nur mehr wenige Stunden von dem Starte und noch immer war ihm das Rennen etwas, was ihm in weiter Ferne zu liegen schien. Er begriff es nicht, wie man sich so aufregen könne, er lächelte über Moureaux, der Herzklopfen hatte, ganz bleich dasaß und nicht einmal einen Apfel essen konnte, über Gajer, der jeden Moment auf die Uhr sah, über die Schrittmacher, die, wie sie erschienen, ihm Glückwünsche brachten. Wie gewohnt aß er um ein Uhr seine Mahlzeit, dann legte er sich etwas nieder und schlief fest und traumlos, bis ihn Moureaux weckte. Sie sprachen über Malerei — Moureaux konnte kaum mehr ruhig sitzen — sodann ob die Bilder gut ge-

hängt seien u. s. w., während Heini gelassen seine Cigarette rauchte.

Um fünf Uhr kam Gajer und hieß ihn, sich in Renndreß anzukleiden. Er hatte noch immer ein blauseidenes Trikot mit silbernem Kragen, Manschetten, Einfassung und Stern — all diese Jahre hindurch war er seinen ersten Farben treu geblieben. Wie ein Schauer durchrieselte es ihn, als das kalte Metall sich auf seine Haut legte.

„Das letzte Mal,“ dachte er.

Nun war es viertelsechs Uhr. Die Thore wurden geöffnet und wie ein brandendes Meer, das sich den Eingang durch den Damm geschaffen hat, stürzte sich die Menge in die Umzäunung, im Nu die Tribünen, den Aktionärraum und die billigen Plätze füllend. Dumpfes Brausen stieg zum rotglühenden Abendhimmel empor, auf allen Gesichtern lag eine ängstliche Spannung, denn nach den letzten, sensationellsten Zeitungsnachrichten mußte man sich auf einen mörderischen Kampf gefaßt machen. Ein Arbeiter der Ichneumonfahrradwerke erschien bei Heini und wünschte ihm recht viel Glück zu seinem Start (es war dies ein Stücklein Gajers, um Heini aus seiner Teilnahmslosigkeit aufzurütteln); Heini dankte — er fühlte, er müsse dem Manne die Hand reichen und that es; doch einen Eindruck machte ihm dieser Theatereffekt nicht.

Dann fuhren einige Mannschaften auf der Bahn Korso, um sich die Beine warm zu machen, und kurz vor dreiviertelsechs Uhr hieß es zur großen Parade antreten. Jeder der Bewerber sollte mit seinem ganzen Schrittmacherapparate einige Bummelrunden abfahren und so den Zuschauern Gelegenheit bieten, sich mit den Rennfahrern und ihren Mannschaften vertraut zu machen.

Heini hatte die letzte Startnummer und sollte daher hier als Letzter auftreten — einige Nummern vor ihm Bora; einzelne der Konkurrenten hatten sich ganz hübsche Führung zusammengestellt, der eine acht Viersitzer, der andere fünf Fünfsitzer, ein dritter eine Unmenge Tandems — die Hauptaufmerksamkeit richtete sich jedoch auf Bora und Heini. Heinis Mannschaften nahmen das ganze alte Rennfahrerquartier ein — die anderen waren im Neubaue unter und hinter den Tribünen, sowie im Innenraume untergebracht.

Endlich flogen die sechs Motore knatternd, pustend und klirrend um die Bahn, hinter ihnen, jedoch nicht angehängt, Bora, von gewaltigem Beifall überschüttet. Das sah sich Heini noch vom Atelier aus, wo er geweilt hatte, an, dann huschte er in seinen langen Mantel gehüllt durch den Tunnel, der Rennfahrerquartier und Innenraum verband, und blieb von dem Anblicke, der sich ihm bot, überrascht

stehen. Alle seine Leute waren gleich gekleidet, lichtblau mit weiß, genau so, wie er Lichtblau mit Silber trug — eine Aufmerksamkeit der Ichneumonfahrradwerke, die ihn sehr erfreute. Rasch ordnete sich der Zug, zuerst die Tandems, dann die Dreisitzer, die Quadruplets und Quintuplets in Dreierreihen und zuletzt der Sechssitzer, hinter dem Heini die Parade fahren sollte. In dem letzten Jahre war außer dem Zugange über die Kurve noch einer in die Gerade eröffnet worden, der benützt werden sollte.

Nun kam das Zeichen und die lange Kolonne setzte sich in Bewegung — im ersten Augenblicke, als die blauweißen Tandems auf der Bahn erschienen, herrschte tiefes, überraschtes Schweigen; dann erkannte man Heinis Farben und ein frenetischer Beifall brach los, als die Defilierung kein Ende nehmen wollte und die Mehrsitzer vorbeifuhren — bis im Spurte der gewaltige Sechssitzer herankam, hinter dem Heini hängte. Immer von neuem brach der Sturm los und Heini konnte nicht genug grüßen und danken.

Endlich nach Monaten stand er wieder einmal dem liebenswürdigen Ungeheuer Publikum gegenüber. Freudiger Stolz durchzuckte ihn, als überall sein Name gerufen, ihm Glückwünsche zugejubelt wurden. Er wäre gern noch einige Minuten in diesem Taumel von Volksgunst gefahren — doch Gajer winkte ihm und er

sprang ab, um sich gleich darauf dem Starter zu stellen.

Moureaux hatte ihn abzuschieben — auf der anderen Geradseite standen seine ersten Schrittmacher — ein Tandempaar, das versuchen sollte, ihn gleich vom Felde loszureißen und ihn einem Quadruplet abzugeben. — Wie er bemerkte, stand ein ganzes Heer Mannschaften drüben, ganz vorne sah er die Dreß seiner Leute.

Totenstille herrschte auf dem Platze, auf dem vielleicht dreißigtausend Menschen sich drängten — alles hielt die Uhr in der Hand und blickte gespannt auf den erhobenen Arm des Starters, auf die Pistole in seiner Hand, mit der das Zeichen zum Beginne des vierundzwanzigstündigen Kampfes gegeben werden sollte.

Heini saß ganz ruhig auf seinem Rade, der äußerste in der zweiten Reihe der Startenden. Er beherrschte sich vollkommen, trotzdem in ihm die alte Kampfeslust erwacht war — zusammengekauert umklammerte er mit festem Griffe die Lenkstange, seine Konkurrenten, die Bahn, den Starter beobachtend und flüsterte Moureaux zu: „Schieb' mich stark ab — ich habe einen Plan."

Moureaux, der nur mit Mühe seiner Erregung Herr wurde, nickte ihm zu.

Der Schuß krachte und in demselben Augenblicke schoß schon Heini, auf die Gefahr eines Sturzes hin,

knapp an der Kante vor und plötzlich seine Fähigkeiten als Flieger wiederfindend raste er in einem Spurte davon, das Feld um Längen hinter sich lassend. Der Aufschrei der elektrisierten Massen spornte ihn an, mit Windeseile bog er um die Kurve, wand sich wie eine Schlange durch die harrenden Schrittmacher, bis er sein Tandem erreichte, das auch schon in voller Fahrt war — einen Moment des Schwankens — nun schossen sie an dem knatternden Motore vorüber — und er begann, mit einem Vorsprunge von vielleicht hundert Meter, mit der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges die Bahn zu umkreisen.

Blitzschnell und tadellos folgten die Ablösungen aufeinander. Nun überrundete er bereits die schwächsten Gegner und immer weiter ging seine Fahrt. Bald rechts, bald links von ihm tauchten langgestreckte Schrittmachermaschinen auf, er überholte Motore Voras — und jedesmal, wenn er einem seiner Gegner vorfuhr, erfüllte ihn die Freude seiner Ueberlegenheit. Doch bald bemerkte er, daß er seine ganzen Fähigkeiten auf den Gedanken, seiner Führung nahe zu bleiben, konzentrieren müsse, denn mehrmals war es ihm nun geschehen, daß er nur mit Mühe den Anschluß wieder erreichte, wodurch er an Terrain verlor und Vora in Stand kam, ihm näher zu rücken, ja es sogar versuchen konnte, an ihm vorbei zu gehen. Allerdings mißlang dies Be-

ginnen, denn sofort legte der Fünfsitzer, an dem Heini hing, ein so mörderisches Tempo vor, daß der Motor nicht mithalten konnte. Heini aber sah, daß er nur auf sich und sein Fahren achten dürfe, wolle er sich nicht vorzeitig auspumpen. Daher wandte er sein Auge nicht mehr von dem Hinterrade der Führungsmaschine, stets bestrebt, den Abstand von zwei Fingerbreiten zu wahren. —

Der weiße, sich drehende Streifen begann allgemach ihn zu hypnotisieren — und langsam, ganz langsam begann in ihm das Bewußtsein, daß er an einem Kampfe teilnehme, zu schwinden, um einem gedankenlosen Nachfahren Platz zu machen. Die Nacht brach herein, die elektrischen Bogenlampen traten in Thätigkeit, er merkte nichts davon. Wie ein Automat folgte er dem voranrollenden Pneumatik und schwenkte nach links ab, wenn in dieser Richtung ein zweiter auftauchte. Er verlor jedes Maß für Zeit und Strecke — er wußte nicht, fuhr er so schon Stunden oder Minuten — hatte er zweihundert oder zwanzig Kilometer gedeckt. Doch stellte er sich gar keine solchen Fragen — zeitlos lebte er dahin und manchmal schwand ihm sogar die Empfindung, daß er sich bewege. Vielmehr dünkte ihn, als glitte der Boden unter ihm weg oder auch, er rühre sich nicht vom Flecke, so wie am Trainierapparate. Anfangs hatte er noch das Publikum

gesehen, Töne gehört; doch noch bevor das Tageslicht schwand, war alles hinter einem dunkel leuchtenden Schleier versunken, aus dem eine eintönige, sumsende Melodie, die einschläfernd wirkte, hervordrang. Hie und da merkte er, daß neben ihm etwas vorging — doch nur wie Schatten sah er, wenn er oben auf der Böschung fahrend andere überholte, sich etwas in einem Abgrunde unter sich bewegen. Es glich riesengroßen Spinnen oder gewaltigen, sonderbaren Heuschrecken. Fuhr er am Innenrande, so schienen die auf der Höhe Vorüberrasenden wie merkwürdige dunkle Wolkengebilde. Wenn ein Motortandem vorüberknatterte, schrak er anfänglich zusammen — das Pusten und das scharfe Schnarren der Zahnräder war ihm ein ungewohnter Laut und riß ihn fast aus seinen Träumereien ohne Ende und ohne Anfang, wo alles zu einer unerfreulichen grauen Masse zerfloß. Doch bald gewöhnte er sich daran und es war ihm nur mehr, als hörte er im Halbschlafe aus dem Nebenzimmer eine Nähmaschine.

Hier und da gab es wohl noch auch andere Töne — in das Brausen der Melodie tönte ein greller Aufschrei, wie das weiße Licht eines elektrischen Scheinwerfers durch die Nacht blitzt — ein Krachen und Klirren — er sah und hörte Gestalten hin- und herlaufen, vernahm Worte, die man ihm zurief. Bisweilen reichte ihm eine Hand, die über dem Pneumatik

erschien, einen geschälten Apfel, ein Glas Milch, kalte Suppe, zerschnittenes Fleisch. Er dachte nun an gar nichts — nur zwei Vorstellungen waren in ihm lebendig, die er nicht bannen konnte und deren Zauber er sich willenlos hingab. Die eine war sein zweites Bild — die andere tauchte aus der Vergangenheit empor und zeigte ihm die Sieger jenes Tandemrennens, die er an dem Tage seines ersten Rennbahnbesuches gesehen hatte und die im Triumphe umhergetragen worden waren. Er sah genau die Einzelheiten jener Begebenheit — Lotte — die winkenden Arme — sich —

Und er fuhr dahin, raum- und zeitfremd, Runde an Runde fügend, wie ein Automat.

Manchmal schien es ihm wohl, als ob er langsamer führe — das waren jedoch keine direkten Wahrnehmungen — er fühlte oder glaubte zu fühlen, daß sein Tempo sich verlangsame — gleich darauf aber nahm wieder eine der Vorstellungen sein Gehirn ein und er spann sich wohlgefällig in dieselbe, nicht nach rechts oder links blickend, wenn er eine Mannschaft vorübersausen ahnte. Er wurde sich nicht einmal klar darüber, ob er sie überhole oder überholt werde — es genügte ihm zu wissen, daß er an etwas vorbeifuhr. Bisweilen glaubte er seinen Namen rufen zu hören — er kehrte sich nicht daran — zwei Finger vom Hinterrade entfernt fuhr er unbekümmert

weiter, hypnotisiert von der Bewegung und seinen Visionen.

Plötzlich geriet der Pneumatik vor ihm ins Schwanken — instinktiv riß er sein Rad nach rechts, schoß, scharf antretend, nach vorwärts, während links von ihm in dumpfem Auffallen der Menschenleiber auf die harte Bahnoberfläche ein Quadruplet mit geplatzten Pneumatiks niederging. Er sah in der Luft herumfliegende schwarze Massen — dann lag die Unfallstelle hinter ihm. Er hörte Rufe — und trat mit unverminderter Kraft weiter, bis sich ihm wieder eine blaue Mannschaft zeigte, der er sich anhängte. Einen Blick warf er nach rückwärts und als er ein Motortandem hinter sich sah, war er ganz beruhigt. Sein Hauptgegner war hinter ihm — und wieder glitt er wie in einer Verzückung durch die milden Lüfte der Augustnacht, die ihn wie mit Sammet streichelten, Runde um Runde hinter sich bringend.

Langsam begann die Dunkelheit zu weichen — er bemerkte, daß rötliches Licht das bleiche elektrische zu verdrängen begann. Er nahm wahr, daß nun viele Menschen als Zuseher anwesend sein müßten, denn er hörte kreischende Stimmen und dumpfes Gemurmel — da mit einem Male fühlte er, wie die Lenkstange unter seinen Händen sich senkte — ein dumpfer Knall erfolgte gleichzeitig und kopfüber mit der Maschine stür-

zend flog er auf die Bahn, überschlug sich und blieb im Rasen liegen — er sah noch einen Fünfsitzer über seinen Racer fahren, sich an dem Guvernale verfangen, hörte einen furchtbaren Aufschrei — sah Beine, Köpfe, Arme, Räder in der Luft durcheinanderfliegen — dann war alles ruhig.

Als er zu sich kam, sah er gerade in die aufgehende Sonne; er lag noch immer im taufrischen Grase, sein Kopf und sein linker Ellbogen schmerzten ihn — er sah Gajer neben sich knieen, das besorgte Antlitz Moureaux', das verstörte des Besitzers der Ichneumonfahrradwerke. Etwas weiter humpelten zerschundene Schrittmacher davon, zerbrochene Maschinen lagen umher.

Auf Gajer gestützt erhob er sich langsam — es flimmerte ihm vor den Augen. Nun fühlte er, wie eine geschickte Hand ihm die Schläfen mit Wasser wusch und ihn verband. Ihm war furchtbar schlecht — ein Brechreiz schnürte ihm den Kehlkopf zusammen, im Magen verspürte er einen schweren widerlichen Druck — in den Mundwinkeln den ekelhaft süßlichen Geschmack des Blutes — stumpfsinnig ließ er mit sich geschehen, was man wollte — und als er zu gehen versuchte, brach er fast in die Kniee.

Da plötzlich hörte er es knattern — ein Motor fuhr mit Bora im Schlepptau vorüber.

Mit einem Male sah er die Fabrik vor sich — die Säle waren alle leer, die Maschinen standen staubbedeckt, mit Spinngeweben überzogen, regungslos da und in einer Ecke glaubte er ein hungerndes Kind weinen zu hören.

Und mit der Anspannung seines ganzen Willens sich aufrichtend, fragte er: „Was war denn eigentlich?"

„Der Pneumatik Ihrer Maschine ist geplatzt," antwortete Gajer und wies ihm ein Häuflein Gummi und zerschmetterten Eisens.

„Eine neue her!"

„Aber Herr von Stein, in dem Zustande werden Sie doch nicht fahren wollen? Sie holen sich den Tod."

„Das ist meine Sache — Reservemaschine her — schneller! Wie viele Runden habe ich verloren?"

„Hundertsechsundzwanzig!"

„Wieviel Uhr ist's?"

„Halbsechs Uhr."

„In zwölfeinhalb Stunden kann ich es aufholen."

„Herr von Stein," sagte der Fabrikseigentümer, „fahren Sie lieber nicht — Sie haben — — —"

„Gajer! Schrittmacher!" herrschte Heini den Trainer an — „es muß gehen."

Die Ersatzmaschine war zur Stelle — wieder fuhr der Motor vorüber und Heini glaubte einen höhnischen Zug in Voras Gesicht zu bemerken. — „Wart' nur —

ich schlag' dich doch," rief er ihm nach. Seine alte Kampfeswut hatte ihn gepackt, das Erbteil der germanischen Ahnen, doch diesmal geläutert durch den Gedanken, daß er nicht für sich fahre, sondern für Tausende von Menschen, deren Existenz an seinem Siege hing. Es lag an ihm, ob morgen all' diese Familien brotlos seien. Ihr Leben, ihr Schicksal lag in der Kraft seiner Beine.

Er spürte nicht mehr das Brennen der Wunden, die Ermattung infolge der elfstündigen Fahrt — er sah nur mehr eines — den Gegner, den er niederringen wollte. Schnell fragte er noch: „Wieso habe ich so viel Rückstand?"

„So wissens denn nicht, daß Bora Ihnen pro Stunde einige Runden genommen hat? Sie haben einen schlechten Tag — machen Sie keine Dummheiten — lassen Sie's stehen!"

Doch schon saß er auf dem neuen Racer — wiederum nahte der Motor, doch mit ihm zu gleicher Zeit ein Fünfsitzer Heinis. Im Nu hatte er sich angehängt — und nun ging die wilde Jagd los. Das Tandem versuchte das Quintuplet loszulassen, doch es gelang nicht; stets blieb Heini knapp neben Bora, ihn mit feindseligem, haßerfülltem Blick messend und mit Freude bemerkte er, daß sein Gegner ermüdet erschien.

Nun kam die Ablösung — ein Viersitzer schob

sich statt des Fünfsitzers ein — Heini fühlte, daß er leicht fahre, und plötzlich hörte die Menge, die trotz der frühen Stunde dichtgedrängt den Platz umsäumte, seine Stimme klar durch den prachtvollen Morgen dringen: „Schneller!“ Wie ein Blitz schoß das Quadruplet vor — man sah, wie die Chauffeure verzweifelte Anstrengungen machten, nachzukommen oder wenigstens gleich zu ziehen — umsonst. Stetig vergrößerte sich der Vorsprung Heinis, der, durch die Zurufe angestachelt, seine Schrittmacher zu immer schnellerer Fahrt anfeuerte. Er schien erst warm geworden zu sein; rastlos jagte er einher und hatte bald die erste Runde gegen Bora zurückgewonnen, sowie von einem Hintermanne erfahren, was er wissen wollte.

Von den vierzehn Konkurrenten waren drei gestürzt und hatten, bös zugerichtet, die Partie aufgegeben. Ihrem Beispiele waren vier andere, die nicht genügend Unterstützung hatten, gefolgt, so daß nur mehr sieben im Rennen blieben. Von diesen fuhren jedoch zwei nur mehr anstandshalber mit, um auf die Bezahlung Anspruch machen zu können, da sie in der Stunde nicht mehr als dreißig Kilometer machten. Bora führte und hatte bereits einige Weltrekorde gestreift, dann kam Heini und in einem Abstande von fünfunddreißig Kilometer von ihm der dritte, der noch im Kampfe mit dem vierten lag, indem bald der eine, bald der andere

einen Vorteil erlangte. Der fünfte hatte seinen Preis sicher und strengte sich weiter nicht an.

Heini war nun ganz bei der Sache — er dachte nur an den Sieg. War er früher wie in einem Traume gefahren, so war er jetzt um so aufmerksamer. Nach je drei bis vier Runden wechselte seine Führung, seine Mannschaften gaben ihr Letztes her und es gelang ihm, in einer Stunde fünfzehn von den verlorenen Runden zurückzugewinnen. Seine Aufmerksamkeit war auch sehr am Platze, denn plötzlich bemerkte er, daß an dem Triplet, hinter dem er eben hing, etwas nicht stimmte. Rasch bog er aus und da sah er, daß eine Kette gerissen sei, die zum Glücke zu Boden fiel, ohne sich in den Pedalen zu verfangen, so daß es diesmal ohne Sturz abging. Wäre er jedoch nicht ausgewichen, so wäre er, da nun die Schnelligkeit des Dreisitzers plötzlich nachließ, in dessen Hinterrad gefahren und ein neuerlicher Fall wäre die unmittelbare Folge gewesen.

Ungefähr um acht Uhr früh begann Heini müde zu werden, doch auch Bora fuhr nur mit Anstrengung, so daß sie auf gleicher Höhe blieben. Die Strahlen der Sonne waren schon sehr fühlbar, so daß Heini fortwährend nach Getränken rief. Er bemerkte, daß Moureaux plötzlich aus dem Innenraume verschwand,

nach kurzer Zeit tauchte er jedoch in Renndreß wieder auf, setzte sich als ein Hintermann auf ein Quadruplet und fuhr an Heini heran. In einem Sacke hatte er zerschnittenes Fleisch und reichte es während der Fahrt seinem Freunde, der frisch gestärkt sich daran machte, Bora einige Runden abzujagen. Auf einmal ging eine große Bewegung durch die Zuschauer — eine Tafel war am Zielrichterstande ausgehängt worden — der erste Weltrekord war gefallen. Heini war wütend — mit erneuerter Kraft raste er hinter seinen Schrittmachern daher, doch nun wehrte sich Bora verzweifelt — er sah, daß der schon sichere Sieg ihm verloren gehen könne, wenn es ihm nicht gelänge, Heinis Tempo mitzuhalten — doch sein Versuch mißlang. Seine Motore blieben jeden Augenblick stecken, bald versagte die Zündung, bald lockerten sich die Ketten, Pedale brachen und jeder dieser Unfälle bedeutete ein bis zwei Runden, die Heini unter dem Beifallgejauchze der begeisterten Besucher zurückgewann. Er versuchte es wohl, in zweiter Position hinter Heini zu fahren — doch da zog der Fünfsitzer in einem so mörderischen Tempo los, daß er keine ganze Runde mithalten konnte.

Voll grimmiger Freude lächelten Heinis Mannschaften, so oft sie die Chauffeure an den Motoren herumschrauben und arbeiten sahen, und thaten ihr Bestes, um jeden dieser Nachteile ihrer verhaßten Gegner

gehörig auszunützen, und riefen ihnen im Vorbeifahren noch Spottreden zu.

Es war um neun Uhr und Heini hatte bereits einen guten Teil der verlorenen Runden eingebracht. Dicht gedrängt standen die Zuschauer um die Bahn, die Tribünen waren überfüllt und man vernahm, daß sogar mehrere Damen die Nacht im Freien zugebracht hätten. Jedesmal, wenn Heini an seinem Widersacher vorbeiflog, dröhnte eine gewaltige Beifallssalve, und unermüdlich zog Runde um Runde vorüber. Heini fuhr noch immer leicht — nur begann er entsetzlich schläfrig zu werden. Seine Augen wollten ihm zufallen, immer wieder mußte er sie mit Gewalt aufreißen, mehrmals entging er nur wie durch ein Wunder einem Sturze. Er fühlte, daß er wach und aufmerksam bleiben müsse — er begann Gespräche mit den Zuschauern, mit Gajer, mit den Zielrichtern — er fürchtete die Zeit mehr als seinen Gegner. Dabei wurde die Hitze immer unerträglicher, und es war ihm nur ein schwacher Trost zu sehen, daß Bora mehr darunter litt als er. Die Hände schmerzten ihm, seine Wunden brannten wie Feuer, die Mundwinkel klebten aneinander. Endlich verordnete Gajer, daß man ihn mit Wasser anspritze — und mit Wonne spürte er den kalten Strahl. Der Trainer selbst stand bei dem Hydranten, der sich kurz vor Beginn der Zielkurve be-

fand, und lenkte mit einem Schlauche das Wasser auf seinen Pflegling.

Um die Langeweile und den Schlaf zu bannen, aß Heini, so oft er konnte; doch bald fand der Trainer, daß es genug sei, und nun begannen die Runden sich zu dehnen. Es schien ihm, als dauere es Minuten, bis wieder das Zielband unter ihm vorüberflog — er blickte nur auf das Hinterrad der Führungsmaschine und gab auf den Augenblick, wo der weiße Streifen erschien und verschwand, acht.

Der Schweiß rann ihm in Strömen vom Leibe, in den Augenwimpern, auf den Lippen setzten sich ätzende, salzige Krystalle an und unwillkürlich ließ er den Unterkiefer lose herabhängen, so daß er mit geöffnetem Munde fuhr. Wie eine Maschine sauste er um die Bahn, er zählte die Runden, die Anzahl der Tritte, die er machen mußte, um einmal um die Bahn zu kommen, riet auf die Höhe der Uebersetzung Voras, bis mit einem Male — mit jähem Rucke es ihm einfiel, daß heute die Ausstellung eröffnet worden sei. Die Kehle schnürte sich ihm zusammen — im selben Augenblicke gab es einen dumpfen Krach und sich überschlagend flog er in das Gras; er war angefahren.

Sofort sprang er auf — er hatte nur unbedeutende Hautabschürfungen erlitten, doch der Racer war gebrochen, und während man ihm einen neuen brachte,

ließ er sich die Schenkel, die ihm zu schmerzen begannen, massieren. Viel Terrain verlor er diesmal nicht, denn Bora benutzte die Kampfunfähigkeit seines Gegners nur dazu, die Bahn ganz langsam zu umkreisen, so daß Heini nur drei Runden verlor, die er jedoch bald einbrachte, da nun der Holländer einen Sturz machte.

Atemlos sah die Menge diesem Kampfe zu. Nun fuhren die beiden bereits seit sechzehn Stunden und noch nie war das Tempo unter vierzig Kilometer in der Stunde gesunken, ja es hatte sich sogar meistens um fünfzig Kilometer gehalten und verschärfte sich, nachdem es eine Zeit lang nachgelassen hatte, wiederum zusehends. Klirrend und sausend kamen die Rennfahrer in vollem Schwunge daher und nur an den verbundenen Armen, Köpfen und Beinen, an den bleichen eingefallenen Gesichtern merkte man, daß die Fahrt schon lange dauere. Leicht vorgebeugt flogen sie dahin, nicht um Haaresbreite von der geraden Linie abweichend. Die ganze Bahn wimmelte von Schrittmachern, unter denen die blauweißen die Hauptmasse bildeten. Der ganze Innenraum war voll von zerbrochenen Maschinen, Reserveteilen, Mannschaften, die sich rüsteten oder sonnten. Unausgesetzt stieg die Tafel, neue Weltrekorde anzeigend, in die Höhe.

Durch die Straßen der sonntäglich geschmückten

Stadt schritten Männer mit Plakaten, den Verlauf des Rennens betreffend, die Sportblätter veranstalteten Extraausgaben, von dem Ringen zwischen Heini und Bora berichtend, und trotz der nahenden Mittagsstunde stauten sich Tausende um die Bahn. Alle Sympathien flogen Heini zu, der seinem Gegner heiß zusetzte, seinen Verlust bis auf fünfundzwanzig Runden eingebracht hatte und unermüdlich weiterzog, nun an nichts mehr als an den Gewinn des Rennens denkend.

Unausgesetzt war die Wasserleitung in Thätigkeit — die Hitze war erdrückend geworden — die Luft flimmerte über dem Innenraume der Bahn, der Zielrichter, die Nummernzähler saßen in Hemdsärmeln da und nur mehr drei Konkurrenten hielten dem Brande stand. Alle anderen lagen in ihren Zelten oder im Rennfahrerquartiere, sich für den Abend schonend.

Heini fühlte, daß er ernstlich zu ermatten beginne. Die Füße wurden ihm wie Blei, seine Hände vermochten kaum mehr die Lenkstange zu halten, da sie ganz aufgerieben waren; in seinen Schläfen hämmerte das Blut — es schimmerte ihm rot vor den Augen, in den Ohren summte es, als ob er eine große Muschel an dieselben drücke, und mehrere Vorstellungen drängten sich ihm als Zwangsvorstellungen auf: nämlich im grünen Moose im Schatten hoher Tannen an einer Quelle zu liegen und zu schlafen. Er beneidete jeder-

mann, dem es gegönnt, wo anders als auf der Rennbahn zu sein, er erinnerte sich an die kühlen Gänge des heimatlichen Schlosses — an einen heißen Tag, da er am Ufer des Teiches gelegen und nahezu stündlich in das Wasser gestiegen war, an die kalte Douche, die hinter der Böschung im Rennfahrerhause sich befand. Seine Lippen klebten aufeinander, in den Knieen verspürte er einen stechenden, zerrenden Schmerz, die Klips, die Lederriemen brannten auf seinen Füßen, daß er nicht mehr wußte, wie er treten solle. Er wollte seinen Schrittmachern zurufen, langsamer zu fahren — sollte Bora den ersten Preis haben, was lag ihm daran? Doch da fiel ihm wieder die Fabrik ein — und was er an Willen besaß zu Hilfe nehmend trat er weiter durch die Monotonie der langsam verrinnenden Stunden. Er hatte nicht gedacht, daß ein Tag so lange dauere; oder hatte das Rennen erst begonnen? Umkreiste er die Bahn seit einem halben Tag oder seit Stunden? Sollte die Nacht erst heranbrechen? War sie vergangen? Solche und ähnliche Fragen stellte er sich; die Wahrnehmungen der Außenwelt, die Zurufe der Rundenzähler, die Antworten der Schrittmacher glitten spurlos an seinem Gedächtnisse ab — er merkte nur, daß der Motor weniger oft neben ihm erscheine — denn die Chauffeure hatten nun endlich alles in Ordnung gebracht und thaten ihr Möglichstes, den Sieg

ihrem Schützling zu erhalten. Doch diesen hatte die Mittagshitze so ermattet, daß er nur mühsam dem vorgelegten Tempo folgen konnte, manchmal sogar abfiel, so daß die Motore nie ihre ganze Schnelligkeit entwickeln konnten und Heini langsamer, aber stetig aufzurücken im stande war.

Nun stieg ein anderes Bild in Heini auf — er sah seine Gemälde in der Ausstellung hängen — zuerst wurden sie bewundert, dann von denselben Personen für scheußlich erklärt und alles war darin einig, ihm jegliches Talent abzusprechen. Er hatte das Bedürfnis, sich darüber zu äußern — er sah sich seine Werke in schwungvoller Rede verteidigend. Zuerst waren es nur wenige, die ihm zuhörten — doch durch die Macht seiner Worte angelockt, blieben immer mehr Leute bei ihm stehen — er riß sie mit sich fort; andächtig lauschten sie ihm, und als er, oft durch Beifallsbezeugungen unterbrochen, endete, hob man ihn auf die Schultern und trug ihn in den Sälen herum. Da weitete sich der Raum — zwei freudig lächelnde Köpfe erschienen über einer bewegten, flutenden Masse. Sie dankten — neigten sich, strahlend vor primitivem Entzücken — das waren ja die Sieger im Tandemrennen — sumsend flog das Rudel um die Kurve und vor seinem geistigen Auge entstand das Bild jenes ersten Renntages und Lottens. Wo konnte Lotte jetzt sein?

Lotte, das süße, schlanke Mädel, die Demivierge, sie war neben ihm an jenem Tage, als die beiden, Huet-Büchner, gesiegt hatten. Ja — man hatte die Sieger getragen — auch ihn würde man so feiern, wenn er siegen würde — siegen als erster im Vierundzwanzigstunden-Rennen — nein, so war es nicht — aber ähnlich. Was die beiden wohl empfunden haben mochten, als man ihnen diese Ehre erwies? Auch ihn hatte man schon oft getragen — er hatte aber nie beobachtet, wie es ihm dabei zu Mute gewesen. Recht interessant natürlich so eine Beobachtung, heute wollte er sie nicht vergessen. Runde um Runde zog dahin. Wie eine Windsbraut kamen er und seine Schrittmacher über die Bahn und die Geschwindigkeit war wieder um fünfzig Kilometer in der Stunde. Denn wohlweißlich hatte Gajer einen Teil der Schrittmacher bis nun gar nicht in Anspruch genommen und die frischen Leute thaten, was sie konnten, um die wenigen Runden, die Voras Vorsprung ausmachten, einzubringen.

Da auf einmal ein wilder Jubelausbruch, ein Schreien, Händeklatschen, ein Tusch der Musik, daß Heini erschreckt auffuhr und beinahe durch das Verreißen gestürzt wäre. Er blickte verstört umher, was es denn gäbe. — Da hörte er hinter sich den Motor arbeiten. Er vermeinte, daß Vora ihm aufrücke. „Schneller!“ schrie er seine Schrittmacher an, die mit voller Wucht sich in

die Pedale warfen, so daß das Geräusch hinter ihm im Nu verstummte. Unwillkürlich blickte Heini, als die Zurufe noch immer kein Ende nehmen wollten, ja sogar sich verstärkten, auf und fragte den Hintermann, was denn los sei; der gab ihm die Antwort, daß er, Heini, nun an der Spitze des Feldes sei und daß nun er beginne, sich einen Vorsprung vor Bora zu sichern. Wieviel Uhr es sei? Vier Uhr. Wieviele Kilometer? Ueber neunhundert!

Mit einem Male fühlte Heini, wie schwach er sei — er vermochte kaum mehr die Beine zu bewegen — er hatte die Empfindung, im nächsten Momente von dem Racer herabsinken zu müssen, die Zunge klebte ihm am Gaumen — bald war ihm kalt, bald warm und da tauchte der Motor, von rückwärts nahend, neben ihm auf. Mit aller Kraft arbeiteten die Schrittmacher — doch Heini konnte ihnen nicht folgen — er fiel ab.

Nur einen Moment dauerte seine Schwäche; er dachte an das grinsende Gesicht des Holländers, an die Fabrik — und die Zähne aufeinander beißend machte er sich an die Verfolgung seines Gegners.

Jegliche Empfindung war nun in ihm abgestorben. Er war kein Mensch — eine Maschine, die von dem Willen nach vorwärts getrieben den ermatteten Körper zu unglaublichen Anstrengungen zwang. Er kämpfte um jeden Meter, seine ganzen Fähigkeiten waren auf

den Gedanken: „Siege!“ vereinigt und seine Energie überwand alle Beschwerden. Gajer, Moureaux, der Eigentümer der Fahrradwerke standen im Innenraume beisammen. Sie waren blaß, ihre Erregung brach sich in kurzen, abgehackten Sätzen Bahn, ihre Finger zitterten, wenn sie eine Cigarette anzündeten, eine Notiz machten. „Es ist unglaublich,“ sagte Gajer — „er ist ja vollkommen fertig — eine Leiche — und fährt noch weiter.“

„Er sollte absteigen,“ erwiderte der Eigentümer der Ichneumonfabrik — „ich mag keinen Mord auf dem Gewissen haben — mir ist schon ganz schlecht, wenn ich ihm zusehe.“ Und als Heini vorüberraste, rief er ihm zu: „Absteigen!“

Heini hörte und verstand den Ruf und hätte ihm gerne Folge geleistet. Doch er bezwang sich und seinem Körper heroische Anstrengung abringend, sauste er weiter. Nun war er wieder an der Spitze — Bora aber ließ nicht locker. Immer wieder schritt er zum Angriffe vor, mit der sinkenden Sonne fuhr er immer leichter. Doch jeden Vorstoß fand er sofort erwidert — das Tempo verschärfte sich immer mehr, jede dritte Runde wechselte Heini die Schrittmacher, die alle Kraft einsetzten, um ihm einen größeren Vorsprung zu sichern. In der dreiundzwanzigsten Stunde wurden einundfünfzig Kilometer gefahren.

Die Zuschauer tobten — der homerische Kampf fanatisierte sie und sie bemerkten nicht den Zustand gänzlicher Erschöpfung, in dem sich ihr Liebling befand. Doch Gajer war sorgenvoll — er sah, daß Heini am Ende seiner Kräfte angelangt sei, und wußte, daß er mit einem Male ganz abfallen, ja vielleicht das Rennen nicht einmal zu Ende werde fahren können, trotzdem nur mehr dreiviertel Stunden fehlten. Dann wäre diese ganze Aufopferung nutzlos gewesen, beide, die Fabrik und Heini, hätten nur Schaden, und so beschloß er, Heini stimulierende Mittel zukommen zu lassen, obwohl er sonst ein erbitterter Gegner solcher künstlicher Krafterzeuger war.

Zuerst schickte er ihm durch Moureaux Kolapastillen und ließ ihn auffordern, sich zu halten. Heini nickte nur — sein ganzes Streben ging ja dahin, zu siegen — er sah die beiden Tandemfahrer über den Köpfen schweben. Immer mörderischer wurde das Tempo; die Konkurrenten, die gerastet hatten, waren nicht fünf Minuten im stande, ihnen zu folgen und gaben über Aufforderung der Rennleitung, da die Plazierung ohnehin schon entschieden, die Bahn den beiden vollkommen frei. Bora sah, daß sein Gegner eigentlich nicht mehr zu zählen sei; stets von neuem versuchte er, an demselben vorbei zu kommen, doch immer wieder mißlang es ihm. Kaum hatte er sich einen kleinen Vor-

sprung errungen, so tauchte auch schon wieder die nasse, zerrissene, blutbefleckte blausilberne Dreß neben ihm auf und zog an ihm vorbei. Um die fallenden Weltrekorde kümmerte sich niemand mehr, als die Zeitnehmer — alles sah auf die Kämpfenden.

Immer weiter schritt die Zeit vor, bald war der eine, dann der andere an der Spitze — nun ließ Gajer seinem Pflegling einige Schalen Champagner und als nur mehr eine Viertelstunde vom Ende trennte, mehrere Gläser Cognac reichen.

Es war nun unmöglich, auch nur einen leeren Platz auf der Rennbahn zu finden, eine mehrfache Menschenmauer drängte sich an die Barriere; man tobte und feuerte die Rennfahrer an, überall sah man von Erregung verzerrte Gesichter, hörte man unartikulierte Laute, wie sie sonst nur die Extase zeitigt.

Nur mehr Minuten.

Gajer schoß im Innenraume herum — Vora ging wieder einmal zum Angriffe über und allmählich senkte sich über die Menge banges Schweigen. Man schaute bloß — das Herz vergaß zu schlagen, der Atem stockte — in der Stille hörte man das Brummen der Pneumatiks, das Sausen der Speichen, das Klirren der Ketten, das Pusten, Knattern, das Töff-Töff der Motore, die leisen Zurufe der Schrittmacher, das Keuchen der Rennfahrer, die alles aus sich herausnahmen, um den Sieg

an sich zu reißen. Der Sechssitzer, den der Trainer bis zum Schlusse geschont hatte, führte jetzt Heini — im Innenraume wimmelte es von Schrittmachern und Rennfahrern, die nicht minder erregt, als die näher beteiligten Fabrikanten, Trainer und Freunde, den wechselnden Phasen des Kampfes folgten. Heinis Mannschaft schien nachzulassen — langsam verlor er an Terrain — da ertönte der Schuß, der den Beginn der letzten Minute anzeigte, gerade als Bora mit zehn Meter Vorsprung über das Band flog.

Man sah, wie mit einem Rucke die Muskeln aller Körper angespannt wurden; die Geschwindigkeit wurde rasend — wie eine riesige Spinne, wie ein absonderlicher Tausendfüßler flog der Zug über die Kurve, in die Gerade, in die Einlaufkurve und wieder über das Ziel, Heini etwas näher heran. Doch man sah, daß der Sechssitzer nichts mehr leisten könne — die Leute waren fast blau im Gesichte, als ob man sie würgen würde, und arbeiteten mit dem ganzen Körper, während Heini sie vergebens zu größerer Schnelligkeit aufforderte. Man hörte ihn schreien — „Schneller, schneller!"

Keine Ablösung war zu sehen — nur ein Tandempaar in Schwarz auf der Höhe der Böschung. Heini war geschlagen.

Da, als die lange Kette in die Krümmung ein-

bog, setzte das Tandem ein, wie der Blitz schoß Heini hinter dem Sextuplet hervor und hängte sich an den Zweisitzer, der in vollem Spurte die Höhe herunterjagte.

Ein Schrei stieg aus der Masse auf: „Huet-Büchner — allez Heini, hop —“

Wie mit Sprüngen näherte sich das Tandem unter den wuchtigen Tritten der beiden mit Heini im Schlepptau dem Motor — nun hatten sie ihn erreicht — überholt — vergrößerten den Abstand.

Da krachte der Schuß, der das Ende des Rennens anzeigte. — Heini hatte mit drei Meter Vorsprung gesiegt.

Wie eine Lawine stürzte sich eine Menschenwoge über die Schranken, den Innenraum, die Bahn, den Zielrichterstand überflutend — einen Moment verschwanden die Rennfahrer in dem Schwalle, dann erschienen Heini, Huet und Büchner über den Köpfen, von den begeisterten Zuschauern herumgetragen.

Heini blickte nach seiner letzten, gewaltigsten Anstrengung über das ihm huldigende Volk. Ueberall sah er Menschen, die ihm zujubelten, wehende Taschentücher, überall streckten sich ihm Hände entgegen.

Noch glühte die Erregung, die künstlich erhaltene Kraft in ihm — er hatte eine Vision von etwas Leuchtendem, Erhellendem und Wärmendem, von einer Liebkosung, zarter als die einer Geliebten, von einem

Traume, gewebt aus Sonnenglanz, Frauenschönheit, Stolz, Ruhm, Dankbarkeit, von etwas, so schön wie die Welt.

Immer und immer wieder mußte er sich vor der jauchzenden Menge verneigen und er hätte den Sitz auf den Schultern seiner Bewunderer nicht mit einem Königsthrone vertauscht. Endlich ließ man ihn los. Nun drängten sich erst der Fabriksherr, Moureaux, Gajer, die Ichneumonleute an ihn heran — die ihn stützten, als er in seine Kabine wankte. Er konnte gerade noch die Thüre öffnen — dann brach er zusammen und blieb ohnmächtig liegen. Schnell riß man ihm die Dreß herunter, trug ihn unter die Douche und in einigen Augenblicken war er wieder bei Bewußtsein. Man wollte ihn in seinem Zimmer betten; er wehrte ab und bestand darauf, schnellstens angezogen zu werden. Er wurde massiert, geknetet, mit Franzbranntwein eingerieben, während Moureaux um den Wagen telephonierte.

Heini konnte sich kaum bewegen — von jeder Seite mußte ihn ein Rennfahrer halten, als er durch die dichtgedrängten Reihen derer, die auf sein Erscheinen gewartet, schritt. Man wollte ihm eine großartige Ovation bereiten — als man jedoch die zusammengeknickte Gestalt zwischen den beiden Helfern einherschwanken sah, unterblieb sie und nur ein stummer Gruß zeigte ihm, wie beliebt er war.

Man hob ihn in den Wagen — die Abendsonne beschien sein bleiches, eingefallenes Antlitz mit dem müden, gequälten Zuge um den Mund und dem schmerzlichen, sanften Blicke der blaugeränderten Augen — und als er mühsam den Hut dankend vom verbundenen Kopfe hob und die Pferde anzogen, erscholl ein brausender Hochruf, der sich durch die ganze lange Zeile fortpflanzte. Der Wagen fuhr an den Thoren der Fabrik vorbei — Arbeiter im Sonntagsstaate standen davor, Weiber mit Kindern auf den Armen, und alles jubelte ihm zu.

Er hieß den Wagen nach der Kunstausstellung fahren — das Schicksal seiner Bilder quälte ihn, er empfand körperlichen Schmerz über seine diesbezügliche Unwissenheit und fieberte. Moureaux, der mit ihm fuhr, wollte ihn nach Hause bringen, doch als er erkannte, daß Heini die feste Absicht habe, seinen Willen durchzuführen, ergab er sich in sein Schicksal.

Soeben war in der Ausstellung die künstliche Beleuchtung in Thätigkeit gesetzt worden, als der Wagen Heinis vor dem Eingange anhielt. Der Portier sprang herbei, um dem Aussteigenden behilflich zu sein, und mußte Heini in seine Arme nehmen, da diesem die Kraft auszusteigen fehlte. Dann stützte ihn Moureaux, der rasch vorausgeeilt war, ein Komiteemitglied herbeizurufen.

Die Ausstellung war stark besucht und Heini erregte nicht geringes Aufsehen, als er durch die Säle schritt. Sein Blick war ganz tot — er sehnte sich nach der Betrachtung seiner Werke — er suchte sie auf allen Wänden. Die mitleidigen Ausrufe, die Seufzer der schönsten Frauen ließen ihn kalt — er suchte unter all den Farbenharmonien die ihm so wohlbekannten leuchtenden Flächen. Er hörte, wie das Komiteemitglied ihn zu seinem Erfolge als Künstler beglückwünschte — einen Augenblick schlug ihm wohl das Herz höher — doch er wollte selber sehen.

Endlich war man an Ort und Stelle.

Die Gemälde nahmen die ganze Breite eines großen Saales ein, der mit Beschauern dicht besetzt war. Alles strömte zu Heinis Werken, sie teils bewundernd, teils wegen des zu modernen Stoffes heftigst tadelnd. Nur mühsam vermochte man sich durch die gestauten Massen Bahn zu brechen, bis man den Bildern gegenüberstand, die alles gleich einem Magneten anzogen. Man sah beim ersten Blicke — sie waren der Erfolg der Ausstellung, mit ihren kühnen Verkürzungen, ihrem Farbengewimmel, ihrer wahrheitsgetreuen Auffassung des Stoffes. Mit einem Schlage war alle Erschlaffung von Heini gewichen. Mit geröteten Wangen, blitzenden Augen betrachtete er, hörte er die Reden der Besucher — doch Moureaux wußte, daß dieser Erregung eine um so

größere Mattigkeit folgen würde, und so brachte er ihn in die Nähe eines Diwans; nach einer Weile sank Heini auf denselben nieder und betrachtete nun schweigend über die Köpfe der Umstehenden hinweg die Frucht seiner rastlosen Thätigkeit, und langsam, ganz langsam, als er dessen inne wurde, daß ihm wirklich ein großer ehrlicher Erfolg zu teil geworden sei, rollten Thränen über seine eingefallenen Züge.

Da auf einmal wurde er erkannt. Köpfe wandten sich ihm zu — leise gesprochen durchflog sein Name den Saal und bald alle Räume des Hauses. Von allen Seiten strömte man herbei, um den malenden Rennfahrer zu betrachten, und als man ihn so elend, zerschlagen und verbunden fand, war es, als ginge ein kalter Luftstrom über die Herzen. Man bedauerte ihn, seine Jugend, die solchen Anstrengungen zu widerstehen hatte — und das Tratschen der müßigen Seelen erstarb vor der Hoheit der Empfindung, die man aus seinen zermarterten Zügen las. Nur leise flüsternd suchte man einen Blick auf ihn zu werfen, der mit unheimlich schwermutsvollem Feuer in den Augen dasaß und in süßen Träumen versunken sich und die Welt vergaß. Er fühlte in sich die Fähigkeit, Größeres zu schaffen — und zugleich erstand ein Bild in ihm all der Stunden, die er ohne Nutzen für seine Ausbildung vergeudet hatte.

Endlich gelang es Moureaux ihn fortzureißen. Schwankenden Schrittes durchmaß Heini die Säle und Gänge, von allen Seiten gegrüßt. Ihm war, als schwebte er über der Erde, von der Lobgesänge empor-stiegen, deren Worte er nicht wahrnahm, deren Sinn jedoch seinen Geist liebkosend umflutete, wie an einem Sommerabende das warme Meer den nackten Leib einer blondlockigen hochbusigen Maid mit flüssigem Sammte umschmeichelt. Er wußte, auch da hatte er gesiegt — doch noch zweifelte er manchmal an seiner Wissenschaft und fürchtete, alles, was er gesehen, werde im Winde zerflattern wie die roten Blätter des Weines im Herbste.

Vor seinen Augen verschwand die Gegend, durch die er fuhr — er blickte über die Häuser hinweg in den Glast der untergehenden Sonne und sah darinnen Welten im Brande sich verzehren. Er sah Lotte auf einer Tribüne angstvoll vorgebeugt und fühlte, wie die kühle Hand der Mutter ihr über die heiße Stirne strich. Im Rasseln des Wagens auf dem Pflaster hörte er Siegesmärsche, Fanfaren und eine Musik, die eine wilde Weise aus der weiten, baumlosen Pußta spielte.

Endlich kamen sie nach Hause. Moureaux zwang ihn, einige Nahrung zu sich zu nehmen, brachte ihn mit Hilfe des Kammerdieners zu Bette und wachte an seinem Lager.

Wirre Bilder durchschwärmten Heinis Schlaf — bald sah er hohe weiße Gebäude sich in blauen ruhigen Wassern spiegeln, auf dessen er selber als Schwan einherzog; bald glühte ein ungeheurer Hochofen vor ihm, aus dem eine unzählige Menge von Motortandems in wildem Jagen hervorstürzte. Dann glaubte er wieder in dem Gegner, der sich spöttisch lächelnd nach ihm umsah, die schlanken Formen der schönen Ada zu erkennen und zog in schärfstem Tempo davon, sie einzuholen; doch der Abstand wurde immer größer — eine tolle Jagd begann und schlafend fuhr er mit den Beinen wirbelnd in der Luft herum, daß Moureaux ihn bereits wecken wollte. Schweißbedeckt — keuchend mußte er die Verfolgung aufgeben — immer kleiner wurde vor ihm die schöne Ada, bis sie als Pünktchen am blauen Horizonte verschwand, aus dem nun ein liebliches Gesichtlein auftauchte. Doch wie er näher zusah, war es gar kein Gesicht; die Augen waren Viersitzer, die Nase ein Tandem und der Mund eine unglaublich lange Schrittmachermaschine mit so vielen Sitzen, daß er sie gar nicht zählen konnte. Im Nu hing er hinter einem der Quadruplets, doch bald riß die Kette, bald stürzte er, bald platzte ein Pneumatik, so daß es ihm nicht gelang, seinem Ziele näher zu kommen. Er wunderte sich, wie dieses Ziel aussah, und schließlich erkannte er, daß es ein Obelisk sei, auf dessen Spitze

die Aphrodite, die in seinem Rauchzimmer stand, sich erhob.

Endlich wurde sein Schlaf ruhiger; manchmal zuckte er mit den Füßen, als setze er zum Spurt ein. Doch bald zeigten das ruhige Atmen und das friedliche Lächeln dem sich über ihn beugenden Moureaux, daß seine Besorgnisse unbegründet gewesen seien. Fünfzehn Stunden schlief Heini — dann wurde er wach, fühlte sich aber noch immer so matt, daß Moureaux beschloß, einen Arzt holen zu lassen. Er wußte, daß Heini einen medizinierenden Freund habe — und nachdem er seine Adresse erfragt hatte, ließ er Max holen, der Heini strengste Ruhe durch mindestens vierzehn Tage anordnete.

Heini war nahezu erfreut, dies zu hören — er hoffte endlich wieder in seinen Büchern lesen zu können — liebkosend strich er mit der Hand über die schöngebundenen Bände, die ihm Moureaux brachte, und versuchte sich in eines derselben zu vertiefen — doch er war noch zu schwach — mißmutig legte er es nach einigen Minuten weg und bat Moureaux, ihm die Berichte über das Vierundzwanzigstunden-Rennen in den Zeitungen vorzulesen. Zuerst hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit zu — doch bald hatte er genug davon. Er hörte Worte, die seine Ausdauer mit Begeisterung priesen, als gäbe es nichts Ernsteres auf der Welt, als

ein Vierundzwanzigstunden-Rennen. Er fand seine Stärke und seinen Mut gewürdigt, doch nicht eine Zeile über die Willenskraft, die ihn zum Siege geführt. Spalten und Seiten waren mit der Beschreibung der Schrittmacher, der Unfälle, was er aß und trank, gefüllt, während einige Zeilen weiter die Phantasie der verlegen bleistiftspitzenden Reporter vollkommen versagte, wo es sich um die Besprechung einer Entdeckung von unabsehbarer Tragweite handelte. Einzelne überschwängliche Ausdrücke, verfehlte Sachbezeichnungen ärgerten ihn — so nannte der eine die Triplets mit rührender Konsequenz Tricycles, ein anderer schrieb von angebundenen Klips u. s. w.

Dann sprach er mit Moureaux, begrüßte freudig den Besuch, den ihm Fredi abstattete, und als die Dämmerung wieder hereinbrach, schlief er ein.

Die vierzehn Tage waren vorüber und eine große Veränderung war in dieser kurzen Zeit in Heini vorgegangen.

Mit einer wahren Wut hatte er sich auf seine Bücher geworfen und hatte mit Heißhunger gelesen. In den schon lange bekannten Werken waren ihm neue wundersame Schönheiten aufgegangen. Trunken vor Entzücken flog sein Auge über die Zeilen — eine chimmernde, unentdeckte Welt zeigte sich ihm, und es war ihm, als vernähme er nie Gehörtes. Doch

Max ließ ihn nicht ruhig bei seinen Folianten und Oktanten sitzen, zu Fuß und zu Wagen ließ er ihn Ausflüge in die Umgebung unternehmen — der Sonnenuntergang, der Garten im Mondscheine wirkten auf Heini wie die Entdeckung unerforschter Erdteile. Mit Vergnügen versenkte er sich in den Genuß der subtilsten und erhabensten Erzeugnisse menschlichen Geistes — er zog Goethe, Schiller, Lessing aus dem Regale, schwärmte von Shakespeare und nannte Baudelaire mit ihm in einem Atem. Er blätterte auch in seinen Manuskripten, die vergilbt und verblaßt in seinem Schreibtische ruhten, und war freudig überrascht von der Fülle der Gedanken, der Genauigkeit der Anmerkungen, der Auffassung des Stoffes, der Anlage des Werkes, so daß er mit Eifer daran zu arbeiten begann. Hier hatte sich seine Anschauung geändert, dort galt es einem Aphorism eine schärfere Spitze zu feilen, an einer anderen Stelle hieß es einen Einfall einschalten, der ihm schaffend zugeflogen war. Es freute ihn wahrzunehmen, daß er bei seinen Reisen zu den verschiedenen Rennen manches beobachtet hatte, das er verwerten konnte — er saß stundenlang an seinem Arbeitstische unter einem Stoße von Zeitschriften, Skizzen, Notizen und Mappen, während Moureaux im Garten malte. War er des Studiums überdrüssig, so eilte er zu seinem Freunde, um selbst die Pinsel in die Hand zu nehmen, um das duftige Spiel

des Lichtes auf Blumen, auf schwankenden Gräsern und Gesträuch festzuhalten, während man von Kunst, dem Erfolge der Bilder und neuen Entwürfen sprach, um später in der Dämmerung einen Spaziergang zu machen.

Einmal ging er in die Fabrik, wo man ihn wie einen Triumphator empfing. Alle Maschinen waren in Thätigkeit, voller Freude zeigte man ihm die Waggons, die mit Fahrrädern zum Versandt beladen wurden, wies man ihm das geschäftige Kommen und Gehen in der Niederlage. Er schritt durch die Gänge, die von einer warmen, ölgeschwängerten Luft gefüllt waren. Ueber ihm heulten die Transmissionsriemen, neben ihm klirrten, stampften und hämmerten die Arbeitsmaschinen; überall fand er das Bild der regsten Thätigkeit, alle Säle mit Arbeitern gefüllt, die ihn freudig begrüßten. In Gajers Zimmer war alles unverändert; nur ein Bild war dazugekommen, Heini fast in Lebensgröße auf seinem Rade, ein Gemälde Moureaux' — und darunter die Legende: „Herr von Stein, Meisterfahrer der Welt, auf seinem Ichneumonracer. Trainer: Gajer."

Man wollte ihn, da der Kontrakt abgelaufen war, neuerlich an die Werke binden und machte ihm diesbezügliche Anerbieten; doch er wies sie lächelnd zurück und meinte, er wolle erst zuwarten. Ob er denn das Rennfahren aufgäbe? Das wisse er noch nicht; jeden-

falls werde er sich bei keiner Fabrik mehr engagieren lassen. Nicht als ob er unangenehme Erfahrungen gemacht hätte — er wolle jedoch versuchen, wieder Amateur zu werden — und wirklich sandte er ein Gesuch an den zuständigen Sportausschuß. Vielleicht werde er eine große Reise unternehmen.

Es war Abend, als er das Gebäude verließ. Soeben war die Arbeit beendet worden — in dichten Scharen wälzten sich die Menschen aus dem geöffneten Thore. Die Sonne blitzte rot in den langen Fensterreihen — aus der Esse stieg der letzte Rauch gegen den Abendhimmel empor. Um den Wagen Heinis wogte es schwätzend, sich zurufend, hin und her, der Ingenieur sowie der Eigentümer begleiteten ihren besten Rennfahrer, der ernst und doch freudig seine Augen über die Massen, über die Fabrik schweifen ließ. Daß dieselbe noch bestand und all diese Hände lohnende Arbeit fanden, statt müßig zu ruhen, war sein Werk; andere hatten die Fabrik aus kleinen Anfängen zur Größe gebracht — er hatte erhalten, was andere nicht zu erhalten vermochten, und er fühlte, daß er nicht umsonst gelebt habe. Von seiner Aufopferung würde zwar bald niemand mehr sprechen, sein Erfolg würde in dem sportlichen Treiben vergessen werden, sowie ein anderer den Weltrekord schlüge, in zehn Jahren würde kein Arbeiter mehr wissen, wer den Zusammensturz der

Anstalt aufgehalten habe. Die Weiber, die ihn nun ihren Kindern zeigten, würden ihn nicht erkennen, und doch würde sein Dasein nicht zwecklos gewesen sein. Durch das Vergessen des Wertes des eigenen Ichs hatte er Hunderte gerettet, einmal nicht sich, sondern der Allgemeinheit dienend. Er war aus sich selbst herausgetreten, hatte des eigenen Interesses vergessen und sein Leben, seine Gesundheit für nichts achtend, anderen gedient. Erst jetzt nahm er wahr, was er eigentlich mit seinem Siege geleistet — eine köstliche Wärme durchströmte ihn und in vollen Zügen genoß er die Empfindung, daß Geben seliger sei, denn Nehmen.

Auch den Fahrplatz, auf dem er gelernt hatte, vergaß er nicht; noch stand das Häuslein, das er sich hatte bauen lassen, noch lehrte Menke seine Schüler den Tritt aus der Ankel, noch immer war der Drachenstein vorhanden. Doch die meisten Gestalten, die sich auf der Bahn und dem Tennisplatze tummelten, waren ihm fremd. Er blickte nach Lotte aus, doch er fand sie nicht. Es hieß, sie habe einen Kaufmann geheiratet. Er forschte nach seinen alten Freunden vom Cénacle — einige entdeckte er wohl — doch die waren Philister geworden, und von den anderen konnte er nichts in Erfahrung bringen. Das kränkte ihn nicht — er brauchte keine äußere Anregung mehr; war ja eine Welt in ihm erstanden, die er erforschen mußte, und

sein Werk, an dem er mit Feuereifer arbeitete, ließ ihm nicht viel Zeit frei.

Er begann ein neues Leben, das zwischen Staffelei, dem Arbeitstische, Büchern, Musik, Geselligkeit und Sport dahinfloß.

Den Winter verbrachte er studierend in Kairo, und als der Frühling heranbrach, ging er mit Moureaux auf sein Gut, um ungestört an seinem großen Werke, der Geschichte der Frauenschönheit in der Kunst, zu schaffen.

Und von dort schrieb er an seinen Freund Max folgenden Brief.

Lieber Max!

Soeben aus Kairo zurückgekehrt, wo Moureaux und ich für den Winter unser Hauptquartier aufgeschlagen hatten, von dem aus wir unsere Ausflüge in das Land der Pyramiden machten, finde ich Deinen Brief, der seit einem Monate hier lag, nachdem sich unsere Rückkehr infolge unseres unangesagten Abstechers nach Kleinasien und Athen verzögert hatte und man nicht wußte, wohin er zu senden sei. Es hat mich sehr gefreut, wieder etwas von Dir zu hören — und ich will versuchen, Deinen verschiedenen Wünschen nachzukommen. Also in medias res!

Du ersuchst mich, Dir einiges aus meinem Renn-

fahrerleben mitzuteilen und wenn möglich so eine Art Curriculum vitae Dir einzusenden — und bemerke ich hiebei, daß ich vermute, meine Psyche werde Dich mehr interessieren, als Berichte über die Rennen, die ich gewann. Willst Du auch das wissen, so teile es mir mit — ich schicke Dir dann eine Kiste voll Zeitungen, die sich mit meiner Person beschäftigen und die Dir genau sagen werden, wie ich fuhr, welche Tricks ich gerne anwandte und wie ich aussah.

Was nun aber die Regungen meiner Seele betrifft — so muß ich Dir die Eröffnung machen, daß ich schon seit Jahren die früher so geliebte Selbstzergliederung nicht mehr geübt habe und daher Dir nur das schreiben kann, was mir nachträglich einfällt. Ich gelangte nämlich zur Ueberzeugung, daß diese psychologischen Studien an sich selbst manchmal recht interessant und lehrreich sein können, daß man hiedurch in Tiefen der menschlichen Seele zu gelangen imstande ist, die sonst unerreichbar sind, daß es sich aber im allgemeinen nicht der Mühe lohnt, und daß diese Selbstbespiegelung, diese Objektivierung des Ichs mehr als schädlich ist. Man verliert die ganze Freude am Leben, — stets ist man auf der Lauer nach neuen Sensationen und wühlt mit Vergnügen in den eigenen Wunden, bloß um zu sehen, wie das ist.

Um mich derartig zu unterhalten, hatte ich als

Rennfahrer keine Zeit, denn mein Trainer sprengte mich von einem Ende Europas zum anderen, und die stets wechselnden Eindrücke, die Aufregungen meines Standes ließen mir nicht die Muße, die man nötig hat, um sich in sich selbst zu versenken. Versuchte ich es einmal, so blieb ich doch stets nur an der Oberfläche.

Wenn ich bedenke, wie ich Rennfahrer geworden bin, so begreife ich sehr wohl, daß es so kommen mußte. Ich war doch noch ein herzlich junger Mensch — und hatte mein Gehirn auf eine Weise angestrengt, daß ich jetzt darüber staune, wie ich es ausgehalten habe. Dabei hatte ich vollkommen vergessen, daß ich auch einen Körper besäße — ich betrachtete ihn nur als ein unbequemes Anhängsel meiner Seele, der mich von dem hohen Fluge meiner Gedanken immer wieder zur Erde niederzwang. Ich haßte ihn — ich bekämpfte alle seine Wünsche und Gelüste — ich wollte nur intellektuell sein. Es war so lange her, seit ich mich einer kräftigen körperlichen Arbeit unterzogen hatte, daß ich mich nicht einmal mehr des Gefühles der Ermattung erinnerte — und es war mir wie eine Offenbarung, als ich nach Jahren wieder meine Muskeln energisch gebrauchte.

Stell Dir vor, Du hättest nie einen Alkohol genossen, und bei einem lustigen Souper überredet man Dich, ein Gläschen guten Chartreuse zu trinken. Du giebst widerwillig nach, doch der feine Geschmack behagt

Dir — beim zweiten Glase sträubst Du Dich sicher nicht — und das dritte schenkst Du Dir selber ein — bis Du am Morgen mit ganz scheußlichen Haarschmerzen erwachst.

In der Lage dieses Chartreusetrinkers befand ich mich — die ersten Tage mußtest Du mich zur Fahrschule treiben — dann ließ ich mich lange bitten — und schließlich kam der Rausch. Ich hatte keine Ahnung, daß ich so stark sei — das Gefühl meiner Ueberlegenheit über die anderen trieb mich dazu, dieselbe möglichst oft zu zeigen — wenn möglich öffentlich, wo dann noch der Kitzel der geschmeichelten Eitelkeit dazu kam. Hatte ich früher nur mit dem Kopfe gelebt, so mußte ich nun nur mit den Muskeln genießen — selbst wenn ich mich dagegen wehrte, riß es mich mit sich fort — der Körper wollte seine Rechte haben und Rache für die jahrelange Mißachtung nehmen, die ich ihm gezollt, indem nun mein Ich sein Appendix wurde, das gar nichts im inneren Haushalte mitzureden hatte. Feine, subtile, delikate Sachen hatte ich genug gekostet — nun kam das brutale physische Genießen, das mir noch nahezu unbekannt war. Trotzdem bedaure ich die Jahre nicht, die ich im Dienste der Ichneumonfahrradwerke verbracht habe — ich habe Menschen und Welt kennen gelernt und eines genossen, das ihr alle nicht kennt — den Kampf.

Freund — wenn ich daran denke, so schlägt mein Puls rascher. — Man hat seine drei Runden gebummelt — nun zieht sich das Feld zusammen und alles kauert, wie die Katze vor dem Sprunge, auf den Maschinen. Alle Sehnen sind gespannt — alle Sinne in Thätigkeit, um die Gegner zu beobachten, alle Fehler zu erspähen und auszunutzen. Jeder fragt sich — wer wird den Kampf eröffnen? — und endlich entschließt sich der eine. Wie ein Blitz huscht man um die Kurve, Lenkstange an Lenkstange, Ellbogen an Ellbogen — ein Ruck — und alles stürzt — und diese Gefahr ist die rechte Würze — man weiß nie, wie das Rennen enden wird, ob man als Sieger heimkehren wird oder ob der Weg in das Spital führt. Dann kommt die Gerade — die jubelnden Zuschauer und das Vorrücken — bis man neben dem Hauptgegner liegt, ihn überholt und immer mehr von seiner Gestalt neben dir verschwindet.

Wenn Du diese Zeilen liest, wirst Du wahrscheinlich Dein weises Haupt schütteln — ich kann Dir aber nicht helfen und kann Dir nur sagen, daß man diesem Gefühle zu liebe all die Unannehmlichkeiten des Rennfahrerdaseins gerne auf sich nimmt! Zwar bietet auch das Training manchen hübschen Moment — doch im allgemeinen ist es nur höchst eintönig und anstrengend, so daß man nur durch die Hoffnung, die Früchte des-

selben zu genießen, in den Stand gesetzt wird, es durchzuführen. Doch ein Sieg läßt alle Widerwärtigkeiten vergessen — und wer solch ein Glück hat, wie ich es hatte, kommt überhaupt nicht aus dem Taumel heraus — bis nicht ein großes Ereignis ihn aus seiner Bahn wirft. Wenn der Frühling des vorigen Jahres nicht gewesen wäre, der mir Muße ließ — ich säße noch heute auf dem Racer und schlüge mich wer weiß wo herum, wenn ich mich nicht schon erschlagen hätte. Ich kann Dir versichern, daß ich diese Jahre hindurch kaum dachte — ich hatte auch gar nicht das Bedürfnis zu lesen — ich wollte nur genießen, was mein Körper mir an Genüssen gewähren konnte. Das habe ich auch redlich gethan, — und ich kann mit ruhigem Gewissen von mir behaupten, daß ich erreicht habe, was mir erreichbar war.

Hoffentlich bist Du mit meinen Mitteilungen, das Rennfahrerleben betreffend, zufrieden — ich wüßte nicht, was ich Dir darüber noch schreiben könnte — erinnere Dich aber nochmals daran, daß ich damals nicht Buch über meine Empfindungen, Gedanken und Seelenregungen führte und daß daher diese Zeilen durchaus nicht Anspruch auf Vollständigkeit machen können. Wollte ich alle Faktoren gebührend behandeln, die damals auf mich wirkten, so müßte ich Dir Bände schreiben. Denn auch der Jubel der Zuschauer, die

Musik, ob der Besuch des Rennens stark oder schwach ist, das Wetter, die Eigenschaften der Gegner, das Rad, der Trainer wären zu berücksichtigen — und das kannst Du von mir denn doch nicht verlangen. Versuch es Dir vorzustellen — und Du wirst sehen, daß ich Recht habe.

Du fragst auch, wie wir uns in Kairo unterhalten haben. — Famos. — Moureaux und ich malten, zeichneten, photographierten um die Wette — wir kletterten auf die Pyramiden, besuchten die Königsgräber, den Tempel von Karnak, machten eine Nilfahrt per Dehabieh, schlossen Freundschaft mit heulenden Derwischen und arabischen Tänzerinnen. Von den Anstrengungen des Vierundzwanzigstunden-Rennens habe ich mich ganz erholt — ich hätte aber nicht gedacht, daß es mich so hergenommen hat. Wir hatten unten sehr nette Gesellschaft, darunter einen Gelehrten, der mich in das Studium der Aegyptiologie einführte, — natürlich hatte ich auch schon wieder eine Geschichte mit einem Mädel — im Ganzen bin ich aber doch recht froh, wieder zu Hause zu sein — und ich weiß nun erst, was für ein Menschenkenner mein Trainer Gajer sein muß. Denn hätte er mich nicht von Start zu Start gehetzt, so daß schließlich mein Heim der Schlafwagen des Orientexpreßzuges, mein Palast die Rennbahn war, sondern mir gestattet, einmal herauszukommen — sein Einfluß auf

mich wäre dahin gewesen, trotzdem mir dieses gottvoll faule Leben, wo man zwischen Bahn, auf der man fährt, sich sonnt, massiert wird, doucht, und Alkoven herumbummelt, teuer war und ist.

Wir, Moureaux und ich, führen hier ein idyllisches Dasein. In der Frühe ziehen wir in den Wald und malen, zu Mittag essen wir zu Hause, am Nachmittage unternehmen wir eine Ausfahrt, spielen Lawntennis, fechten oder rudern — am Abend vertiefe ich mich in mein Studium. Der Frühling ist schon herangebrochen, die Wiesen des Parkes sind bereits mit grünem, zartem Grase bedeckt, von dem ein Duft nach Jugend emporsteigt.

Es ist mir ganz merkwürdig zu Mute, wenn ich durch die Wälder schweife, die ich so lange nicht betreten habe. Ueberall tauchen Erinnerungen auf, die mich mit trauriger Wonne erfüllen. Ich träume, ich sei noch ein Knabe — doch die Begeisterung, die mich damals erfüllte, ist verraucht. Ich habe zu viel erlebt, um mich ganz in die unschuldsvollen Reize ossianischer Stimmungen zu versetzen. Trotzdem finde ich alles wundervoll schön — ich fühle, wie ich unter der innigen Berührung mit der Natur kräftiger und geistig freier werde und wiederum die Fähigkeit erlange, stets neue Schönheiten in einem Baumstamme, einer verwitterten Mauer zu entdecken.

Am meisten freut mich mein Freund, der als

Großstadtkind noch nie das Leben und Treiben im rauschenden Tannenwalde studieren konnte. Ihm ist jeder grünende Zweig, jeder moosumsponnene Stein ein Anlaß zu neuem Entzücken.

Letztens — am Teiche war's, der regungslos unter einem tiefblauen, leuchtenden Mittagshimmel lag: das Röhricht beginnt bereits zu grünen, am Abend steigen wallende Nebel aus dem Wasser. Zarte lichte Birken, helles Gestrüpp hob sich in durchsichtiger Leuchtkraft von dem dunklen Grunde des Tanns auf dem gegenüberliegenden Ufer. Wir saßen schweigend, den Erdgeruch, das Wachsen des Grases, das Sumsen der Bienen genießend auf einer primitiven Bank — da seufzte er, aus seinen Träumereien erwachend: „Ein Modell — und mein Bild ist fertig."

Modell konnte in diesem Falle nur eines weiblichen Geschlechtes bedeuten — und zum Glücke erinnerte ich mich eines prachtvollen rotblonden Weibes. Ich telegraphierte. —

Einige Tage später brachte ich Moureaux bei einem Spaziergange an dieselbe Stelle, an der wir jüngst weilten. Wiederum versenkte er sich in die Betrachtung der Landschaft — da glitt aus dem Gebüsche eine nackte Frauengestalt und lehnte sich, schwermütigen Blickes auf den Teich sehend, an einen Baum.

Moureaux' Bild macht riesige Fortschritte; ich

glaube, es wird einen noch größeren Erfolg als meine haben — die mir, nebenbei sei's bemerkt, einen Preis eintrugen.

Trotzdem wir beide sehr beschäftigt sind (meine Geschichte der Frauenschönheit geht dem Ende zu), vergessen wir nicht des Sportes. In Kairo vernachlässigte ich ihn eine Zeit lang — doch bald kam ein direktes physisches Mißbehagen über mich, das mich auf meine Unterlassung aufmerksam machte. In den Muskeln spürte ich ein unangenehmes Dehnen und Ziehen — schlief schlecht — wurde nervös — bis es mir einfiel, auch meinen Körper anzustrengen. Ich spielte Fußball in der dortigen deutschen Mannschaft und fühlte mich nach einigen Tagen wieder vollkommen wohl. Hier habe ich meine verschiedenen Straßenrenner herrichten lassen und nun fahren wir fast jeden Nachmittag. Ich kann mir kaum etwas Herrlicheres denken, als auf den großartig angelegten Straßen der Umgebung herum zu bummeln. Wir fahren ein mäßiges Tempo; nebeneinander gleiten wir schwatzend durch die linden Frühlingslüfte — wo ein schöner Punkt uns lockt, wird abgestiegen, gezeichnet oder photographiert, bis die Abenddämmerung hereinbricht und wir uns abwechselnd führend in raschester Fahrt dem Schlosse zustreben, wo wir dann keuchend, staubig und erhitzt, doch voll Frohsinn und Heiterkeit, gestärkt zu neuer geistiger Arbeit ankommen.

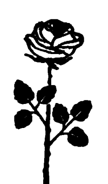
Wir beabsichtigen den ganzen Sommer bis in den Spätherbst hinein hier zuzubringen, unsere Zeit zwischen Malerei, Studium und Sport teilend. Dann dürfte ich nach Davos gehen, um das Toboganfahren und das Schlittschuhlaufen zu betreiben. Denn ich will auch im Winter nicht rasten — ich fürchte, daß ich sonst wieder mein tolles Leben, aus dem Du mich so glücklich durch das Radfahren herausgerissen hast, beginnen würde. Ich würde, wiederum einseitig werdend, mich in meine Bücherei vergraben — und ich habe erkannt, daß wahres Menschentum, die griechische Kalokagathia, nur in der ebenmäßigen Ausbildung des Körpers und des Geistes gelegen ist.

Mit herzlichstem Gruße

Dein

Heini von Stein.





• Druck von •
Ramm & Seemann
• in Leipzig. •

